Christian Pletzing / Marcus Velke (Hg.)









Lager – Repatriierung – Integration

Beiträge zur Displaced Persons-Forschung

DigiOst – Band 4

DigiOst – Band 4

DigiOst

Herausgegeben für

Collegium Carolinum, München
Herder-Institut, Marburg
Institut für Ost- und Südosteuropaforschung, Regensburg

von

Martin Schulze Wessel
Peter Haslinger
Ulf Brunnbauer

Christian Pletzing / Marcus Velke (Hg.)

Lager – Repatriierung – Integration.

Beiträge zur Displaced Persons-Forschung

BiblionMedia

Leipzig 2016

DigiOst – Band 4

DigiOst – Band 4

Herausgegeben vom
Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung
Institut der Leibniz-Gemeinschaft
Gisonenweg 5-7
D–35037 Marburg
► www.herder-institut.de
im Auftrag des Fachrepositoriums für Osteuropastudien OstDok
► www.vifaost.de/ostdok/

Bereitgestellt und langzeitarchiviert durch die Bayerische Staatsbibliothek
URN: urn:nbn:de:bvb:12-ostdok-x-205-8

Empfohlene Zitierweise der digitalen Fassung
Christian Pletzing / Marcus Velke (Hg.):
Lager – Repatriierung – Integration. Beiträge zur Displaced Persons-Forschung.
München 2016.
URL: http://nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn:nbn:de:bvb:12-ostdok-x-205-8

Umschlag
Umschlaggestaltung: Christopher Triplett, KI-Media Marburg - London

Bild 1 und 2: Lager Valga bei Nürnberg und Aschaffenburger Lager, Bildarchiv Herder-Institut Marburg, Sammlung Hintzer Nr. 154910 und 155300. Bild 3: Trutzhain, Synagogenbaracke 1946, Foto von Ulrich Knufinke 2007. Bild 4: Katholische Prozession im D P-Lager Lübeck-Lohmühle, Sammlung Barbara Bunge, Archiv der Academia Baltica



Biblion Media GmbH
► www.biblion.de/digiost

in Kooperation mit Kubon & Sagner GmbH
München – Berlin – Leipzig – Washington/D.C.
► http://digital.kubon-sagner.com/digiost

ISBN (Print) 978-3-86688-506-6
ISBN (eBook) 978-3-86688-507-3

Inhalt

Christian Pletzing / Marcus Velke

Statt eines Vorwortes: Lernen aus der Geschichte? Zur Relevanz der Displaced Persons-Forschung

Die Erforschung der Displaced Persons steht weder im deutschsprachigen Raum noch international im Mittelpunkt der Historiographie. Wenn es um die Erforschung der deutschen Nachkriegszeit geht, bilden im Allgemeinen das alltägliche Überleben der besiegten Deutschen, die Integration der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge sowie der Prozess zur Ausbildung staatlicher Strukturen in den westlichen Besatzungszonen Schwerpunkte der Forschung,[1] DPs werden dabei marginalisiert. Dabei kommt ihrer Geschichte eine Scharnierfunktion für die europäische Nachkriegsgeschichte zu, stehen DPs doch am Übergang von der Epoche des Nationalsozialismus über die direkte Nachkriegszeit hin zum „Kalten Krieg“: Zu dessen Ausbruch trugen auch die Auseinandersetzungen zwischen der UdSSR und den westlichen Alliierten über die Frage der Repatriierung oder Nichtrepatriierung von DPs bei, deren Herkunftsstaaten nun Teil des sowjetischen Machtbereiches geworden waren.[2]

1 Holian: Between National Socialism and Soviet Communism, 20f. Der Historiker Eckart Conze beispielsweise erwähnt in seiner Gesamtdarstellung der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 2009 immerhin einmal DPs als „Menschen nichtdeutscher Staatsangehörigkeit, die sich in der Folge des Krieges in Deutschland befanden, darunter Zwangsarbeiter, KZ-Häftlinge und politisch Verfolgte aus den Ländern, die nun unter kommunistische Herrschaft gerieten.“; vgl. Conze: Suche nach Sicherheit, 24.

2 Cohen: In War’s Wake, 10; Cohen: Conclusion, 386; Gousseff: L’Est et l’Ouest, 38, 52f.

Angesichts der aktuellen Flüchtlingsthematik in Deutschland und der Europäischen Union scheint Displaced Persons-Forschung aktuell wie nie zu sein. Vieles von dem, was den aufmerksamen Zeitgenossinnen und Zeitgenossen im Zusammenhang mit der „Flüchtlingskrise" derzeit im öffentlichen Diskurs begegnet, errinnert – bei allen Unterschieden – an verschiedenste Aspekte der Geschichte der DPs in Deutschland seit 1945. Hier einige Beispiele:

Heute wie damals standen die Verantwortlichen vor der Aufgabe, eine sehr große Zahl an Menschen möglichst schnell unterbringen zu müssen. Allerdings unterscheidet sich die Anzahl an DPs, die die Alliierten bei ihrem Vormarsch ins „Großdeutsche Reich" vorfanden, signifikant von der der Flüchtlinge, die heute nach Deutschland kommen. Im Jahr 2015 flohen etwa 1,1 Millionen Menschen aus dem bürgerkriegsgeplagten Syrien und anderen Teilen der Welt nach Deutschland,[3] in ein reiches Land mit funktionierendem Wirtschafts- und Sozialsystem. Bei Kriegsende 1945 befanden sich etwa 11 Millionen DPs auf dem Gebiet des kriegsverwüsteten „Großdeutschen Reichs", davon allein um die 6,5 Millionen in den westalliierten Besatzungszonen.[4] Zur Einrichtung von anfänglich nur als temporäre Anlagen vorgesehenen *Assembly Centres* wurden Kasernen, Baracken, Bauernhöfe, Gaststätten, Klöster und Stifte, Krankenhäuser, Schulen, Fabriken und sogar geräumte deutsche Ortschaften bzw. Stadtteile konfisziert. Die Stadt Haren im Emsland, die zu einem polnischen DP-Camp wurde, oder das baden-württembergische Geislingen an der Steige, das drei ganze Stadtteile für die Bildung eines estnischen DP-Lagers zur Verfügung stellen musste, sind zwei auch heute noch bekannte Beispiele für die (Teil-)Räumung deutscher Ortschaften zugunsten von DPs.[5] Aber auch ehemalige Kriegsgefangenenlager

3 lpb BW: Flüchtlinge; o.A.: 1,1 Millionen Flüchtlinge; o.A.: So viele Flüchtlinge kamen nach Deutschland.

4 Wiesemann / Brandes: DPs, 212.

5 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter, 25, 27; Köhn: Lage der Lager, 88; Schröder: DPs in

und KZs wurden für die Unterbringung von DPs herangezogen – zum einen aus Erwägungen heraus, den Aufenthalt in den Lagern nicht allzu attraktiv zu gestalten und die angestrebte Repatriierung nicht zu gefährden,[6] zum anderen sicherlich aber auch aus schierer Platznot. Das befreite KZ Bergen-Belsen, das zu einem jüdischen und vorübergehend auch zu einem polnischen DP-Lager wurde, ist hierfür sicherlich das bekannteste Beispiel.[7]

Die heutigen Flüchtlinge in Deutschland sind gezwungen, monatelang in ihren Unterkünften auf die Entscheidung ihres Asylverfahrens zu warten, oftmals ohne die Möglichkeit, eine Arbeit aufzunehmen oder sich sinnvoll zu beschäftigen. Zumindest in diesem Zusammenhang wäre die Geschichte der DP-Lager ein Fall, in dem sich vielleicht aus den Zeitläuften lernen ließe. Wie die Historikern Anna Holian so richtig feststellte, organisierten sich die DPs in ihren Lagern schnell „into myriad committees".[8] Aus den zahlreichen Arbeiten zu einzelnen Lagern und DP-Nationen ist bekannt, dass die Bewohnerinnen und Bewohner an der Verwaltung der Lager beteiligt waren, eigene Feuerwehr- und Polizeieinheiten bildeten, Kindergärten, Schulen und Ausbildungsstätten gründeten, DP-Lagerzeitungen herausgaben und zahllose kulturelle und sportliche Veranstaltungen durchführten, dies alles unter aktiver Beteiligung und Förderung durch die Militärregierungen und Hilfsor-

Münster, 69-94. Zum polnischen DP-Camp Maczków/Haaren vgl. z.B. Lembeck: Befreit, aber nicht in Freiheit sowie Rydel: Die polnische Besetzung. Zu Geislingen an der Steige vgl. z.B. Köhn: Die Lage der Lager, 248ff.

6 Köhn: Die Lage der Lager, 88.

7 Zu Bergen-Belsen-Hohne z.B. Lavsky: New Beginnings; vgl. auch die Webseite der Gedenkstätte Bergen-Belsen: http://bergen-belsen.stiftung-ng.de/de/geschichte/dp-camp.html (1.4.2016).

8 Holian: Between National Socialism and Soviet Communism, 4.

ganisationen wie UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) und IRO (International Refugee Organization).[9] Die hier skizzierten Entwicklungen waren sicherlich auch dem Umstand geschuldet, dass damals – anders als heute – zumindest anfänglich eine Integration der DPs in die deutsche Mehrheitsgesellschaft von Seiten der Besatzungsbehörden nicht vorgesehen war und auch weder von den Bewohnerinnen und Bewohnern noch von den Deutschen angestrebt wurde. So dienten beispielsweise die Kindergärten und Schulen in den DP-Lagern vor allem dazu, die Kinder und Jugendlichen nach nationalen Curricula aus der Zeit vor der deutschen Besatzung zu erziehen und auf diese Weise die Erinnerung an die Herkunftsländer wachzuhalten. Hinzu kam noch, dass den deutschen Behörden und der Zivilbevölkerung bis 1950 der Zugang zu den Lagern weitgehend verschlossen war. [10] Offenbar hatten aber die DPs der Nachkriegszeit mehr Möglichkeiten, ihren Aufenthalt im Lager angenehmer zu gestalten als dies den Flüchtlingen heute in ihren Unterkünften gewährt wird.

Erwähnt sei noch der Umstand, dass die Gründung der Institution des UNHCR (United Nations High Comissioner for Refugees) den Endpunkt einer Entwicklung markiert, die mit der Betreuung der DPs in ihren *Assembly Centres* im besetzten Deutschland ihren Anfang nahm. Vor 1945 hatten sich ausschließlich private Hilfs- und Wohlfahrtsorganisationen um Menschen gekümmert, die unter Kriegsfolgen zu leiden hatten. Mit Ende des Zweiten Weltkriegs änderte sich dies nun. Die Versorgung der DPs in Europa wurde zum Ausgangspunkt und zum Laboratorium, in dem Erfahrungen gesammelt

9 Vgl. dazu z.B. Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter, 55, 195; Lavsky: New Beginnings, 110ff.; Schröder: DPs in Münster, 167ff.; Velke: Freie Menschen, 190f; Wyman: DP, passim.

10 Pegel: Fremdarbeiter, 77f.; Schröder: Nachbarschaft und Konflikt, 67-69; Wyman: DPs, 99f.

wurden für den Aufbau des modernen internationalen Betreuungswesens für Kriegs- und Bürgerkriegsflüchtlinge (*internally displaced persons*).[11]

Hatten sich zunächst UNRRA und IRO (neben zahlreichen anderen privaten Wohlfahrtsorganisationen) um die DPs gekümmert und sich um deren Repatriierung oder Auswanderung bemüht,[12] sollte der UNHCR ab 1951, ausgestattet mit einem dreijährigen Mandat, die „Reste" der Flüchtlingskrise des Zweiten Weltkriegs „abwickeln" und dann seine Institution wieder auflösen.[13] Dabei hatte der UNHCR – anders als die beiden Vorgängerorganisationen – zunächst keinerlei eigene operative Möglichkeiten zur Flüchtlingsbetreuung. Damals – wie heute – sah es die UN-Flüchtlingshilfe als eine ihrer wichtigsten Aufgaben an, die freiwillige Rückkehr und Wiedereingliederung von Flüchtlingen zu fördern oder deren Integration im Aufnahmeland zu unterstützen.[14]

Lager – Repatriierung – Integration: zwischen diesen drei Polen bewegte sich die Existenz der überwiegenden Mehrheit der DPs. Dabei war das DP-Lager zum einen ein Zufluchtsort für die überlebenden Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, in dem man sich um ihre körperlichen und materiellen Bedürfnisse kümmerte und sie so gut wie möglich versorgte. Zum anderen war das Lager ein Ort, der „DP apathy"[15] beförderte, geprägt von der „Monotonie der Fürsorge und Rekreation",[16] was in der Konsequenz dazu führte, dass etliche osteuropäische DPs (auf diese hatte sich ja das „DP-

11 Cohen: In War's Wake, 10; Wolf: UNO, 88f.

12 Immer noch maßgebliche Standardwerke zur Arbeit dieser beiden Organisationen sind die zeitgenössischen Arbeiten von Woodbridge: UNRRA I-III und Holborn: IRO.

13 Wolf: UNO, 88f.; History of UNHCR.

14 Pegel: Fremdarbeiter, 66-70.

15 Cohen: In War's Wake, 155

16 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter, 52.

Problem“, wie es zeitgenössisch, aber auch noch in aktueller Forschungsliteratur genannt wurde und wird, nach der Repatriierung der westeuropäischen Betroffenen ja verengt) nach kurzer Zeit nicht mehr bereit waren, die Annehmlichkeiten der Lagerexistenz mit dem Aufbruch in eine ungewisse Zukunft in der Heimat oder in Übersee zu tauschen.[17] Repatriierung war vor allem im Leben der osteuropäischen DPs ein nicht selten bedrohlicher Faktor – hier sei nur an die Zwangsrepatriierung sowjetischer DPs erinnert, die sich an vielen Orten unter grausigen Szenen abspielte.[18] Die Integration hatte viele Facetten: In irgendeiner Form hatten sich diejenigen, die im Rahmen des *Resettlement*-Programms der IRO Deutschland verlassen konnten, in die Gesellschaften der Aufnahmeländer zu integrieren. Integrationsleistung hatten aber auch die DPs zu vollbringen, die ab 1950 als „heimatlose Ausländer“ in der Bundesrepublik Deutschland verblieben.

Vor dem Hintergrund dieser drei Konstanten Lager – Repatriierung – Integration ordnen sich auch die Beiträge des vorliegenden Sammelbandes ein, die das Resultat der Tagung „Dimensionen der Displaced Persons-Forschung II“ sind, die die Verfasser dieses Beitrages 2013 im Akademiezentrum Sankelmark veranstalteten, und bei der bereits etablierte, vor allem aber Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler zusammenkamen.

Eine von der Forschung bisher wenig beachtete DP-Gruppe sind Menschen aus Jugoslawien. Am Beispiel von ehemaligen Soldaten der jugoslawischen Armee, die im DP-Lager Bad Aibling lebten, zeigt Christian Höschler im ersten Beitrag des vorliegenden Bandes die Herausforderungen auf, denen sich die UNRRA bei der Repatriierung dieser DPs stellen musste. In den DP-Lagern lebten außerdem viele unbegleitete Minderjährige (*unaccompanied*

17 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter, 56f.

18 Ausführlich hierzu z.B. Goeken-Haidl: Der Weg zurück oder Polian: Deportiert nach Hause.

children, eine Kategorie, die auch in der heutigen Flüchtlingsthematik eine große Rolle spielt), beispielsweise aus Polen, die von den nationalsozialistischen Behörden nach Deutschland verschleppt worden waren. Iris Helbing weist in ihrem Beitrag nach, dass die Repatriierung dieser Kinder und Jugendlichen für die UNRRA alles andere als einfach war. Es entstanden spezielle Kinderzentren sowie Einrichtungen für junge Frauen und Säuglinge, deren Aufgabe es war, die physische und psychische Situation der Bewohner zu verbessern und die Folgen der Germanisierungspolitik nach Möglichkeit rückgängig zu machen.

Nach Kriegsende wurden in mehreren deutschen Städten zuvor zerstörte Synagogen für die Nutzung durch jüdische DPs wiederhergestellt. Die Synagogenräume der DP-Gemeinden und ihre Gestaltung behandelt der Beitrag von Ulrich Knufinke. Er beleuchtet am Beispiel von Diepholz und Celle die Ausstattung der DP-Synagogen sowie die architektonischen und künstlerischen Quellen für ihre Gestaltung. Einen Bogen vom Aufenthalt der DPs im Lager über die Repatriierung und die Integration bis zur Erforschung der DP-Geschichte schlägt der Beitrag von Berit Pleitner und Christian Pletzing. Sie berichten von den Erfahrungen des Projekts „Polnische Displaced Persons in Lübeck. Schüler erforschen transnationale Regionalgeschichte", bei dem deutsche und polnische Schülerinnen und Schüler mit Unterstützung von Wissenschaftlern und Studierenden die Nachkriegsgeschichte der Polen in Lübeck untersuchten. Ihre Ergebnisse präsentierten sie in einer Ausstellung, die in Deutschland und in Polen gezeigt wurde.

Das Interesse der deutschen DP-Historiographie gilt zumeist dem Aufenthalt in den DP-Lagern, seltener der Integration des „hard core" in die deutsche Gesellschaft und fast nie dem Prozess der Repatriierung sowie der Ankunft der ehemaligen DPs in ihren Heimatländern. Maciej Chrostowski geht daher der Frage nach, warum sich polnische DPs aus Lübeck für eine Rückkehr nach Polen entschieden, wie die Reise der Rückkehrwilligen nach

Polen organisiert wurde, und welche Erfahrungen die ehemaligen DPs in Stettin/Szczecin machten – einer Stadt, die zu einem wichtigen Anlaufpunkt der polnischen Repatriierten wurde.

Andere DPs entschieden sich gegen eine Rückkehr in die nun unter die Herrschaft der Sowjetunion geratenen Staaten Mittel- und Osteuropas. Aivar Jürgenson untersucht am Beispiel der im Zuge des Resettlement nach Argentinien gelangten Esten, wie sich die ehemaligen DPs an ihr Leben in den Lagern erinnerten. Mit Methoden der *oral history* ermittelt Jürgenson außerdem, wie sich das Narrativ der „verlorenen Heimat“ und die soziale Konstruktion von Heimat im Exil entwickelten. Hier setzt auch der Beitrag von Gintarė Malinauskaitė an: Sie zeigt die Emanzipation des Regisseurs und Schriftstellers Jonas Mekas von der litauischen Exilgemeinschaft in den USA. Mekas distanzierte sich in den siebziger Jahren mit seinem Film „Lost, Lost, Lost“ von der auf die Vergangenheit fixierten litauischen Community in New York. Zugleich dokumentiert der Film Mekas‘ Neuverortung in der amerikanischen Kultur, die seine neue Heimat wird und in der er zum Star des amerikanischen Avantgardekinos avanciert.

Welche Rolle der lutherischen Tradition für die Entwicklung kultureller Identität lettischer DPs zukam, untersucht Geert Franzenburg und kommt dabei zu dem Schluss, dass diese sich in einen Kanon von Werten, Ritualen, Narrationen und Symbolen einfügte, die – verbunden mit sozialer Fürsorge – eine gemeinsame Erinnerungskultur „Klein-Lettlands“ im Exil konstituierte. Die lutherische Tradition war auch für den Baltischen Christlichen Studentenbund (BCSB) von Bedeutung, der 1947 auf Initiative des lettischen Pastors Jāzeps Urdze gegründet wurde und DPs aus allen drei baltischen Staaten zu seinen Mitgliedern zählte. Marcus Velke untersucht die Entwicklung des BCSB, der seit 1952 auf dem Annaberg bei Bonn ein Studentenwohnheim und ein Tagungs- und Begegnunszentrum für die Institutionen des baltischen

Exils in Deutschland unterhält. Dabei wird deutlich, dass die DP-Zeit nur einen Abschnitt in der Geschichte des BCSB darstellt – auch für die baltischen heimatlosen Ausländer war der BCSB von Bedeutung, und im Zuge des Prozesses, der zur Wiederherstellung der Souveränität von Estland, Lettland und Litauen führte, wurde der BCSB vorübergehend zum diplomatischen Zentrum der neu erstandenen baltischen Staaten.

Jürgen Schaser beschließt den Reigen der Beiträge mit einer Darstellung der Bemühungen von Stadt und Landkreis Mannheim, die heimatlosen Ausländer in ihrem Verwaltungsbereich in die deutsche Gesellschaft zu integrieren – soweit für uns erkennbar, gibt es noch viel zu wenige eigenständige Untersuchungen dieser Art, die ein Bild davon vermitteln, wie die Geschichte der ehemaligen DPs in der Bundesrepublik Deutschland weiter verlief.

Bleibt noch die schöne Aufgabe, Dank abzustatten. Wir bedanken uns ganz herzlich bei Herrn Dr. Norbert Kersken (Herder-Institut Marburg) und den Herausgebern der Reihe DigiOst für die Aufnahme in diese Reihe. Für die unkomplizierte und kompetente Zusammenarbeit bei der Gestaltung des Manuskripts danken wir Arpine Maniero vom Collegium Carolinum. Die Marga und Kurt Möllgaard-Stiftung hat 2013 durch die großzügige Gewährung von Geldern die Tagung der Academia Baltica möglich gemacht, deren Ergebnisse wir hier präsentieren. Für die sprachliche Korrektur des Beitrags Malinauskaitė danken wir Herrn Prof. Dr. Norbert Finzsch (Universität zu Köln). Herr Dr. Oliver Repkow unterstützte die Herausgeber bei der Redaktion der Texte. Den wohl allergrößten Dank haben allerdings – last but not least – die Beiträgerinnen und Beiträger dieses Bandes verdient, die fast genau drei Jahre geduldig auf die Publikation ihrer Texte gewartet haben.

Christian Pletzing und Marcus Velke im April 2016.

Literatur

Cohen, Gerard Daniel: In War's Wake. Europe's Displaced Persons in the Postwar Order. New York 2012.

Ders.: Conclusion. In: DeFrance, Corine / Denis, Juliette / Maspero, Julia: Personnes déplacées et guerre froide en Allemagne occupée. Brüssel u.a. 2015, 383-386 (L'Allemagne dans les relations internationales, 7).

Conze, Eckart: Die Suche nach Sicherheit. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart. München 2009.

Goeken-Haidl, Ulrike: Der Weg zurück. Die Repatriierung sowjetischer Zwangsarbeiter und Kriegsgfangener während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Essen 2006.

Gousseff, Catherine: L'Est et L'Ouest entre consensus et divergence face aux DPs d'Allemagne. In: DeFrance, Corine / Denis, Juliette / Maspero, Julia: Personnes déplacées et guerre froide en Allemagne occupée. Brüssel u.a. 2015, 37-58 (L'Allemagne dans les relations internationales, 7).

Holborn, Louise. W.: The International Refugees Organization: A Specialized Agency of the United Nations. It's History and Work 1946-1952. London/New York, 1956.

Holian, Anna: Between National Socialism and Soviet Communism. Displaced Persons in Post-War Germany. Ann Arbor 2011.

Jacobmeyer, Wolfgang: Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945-1951. Göttingen 1985 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 65).

Köhn, Holger: Die Lage der Lager. Displaced Persons-Lager in der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands. Essen 2012.

Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg: Flüchtlinge in Deutschland. http://www.lpb-bw.de/fluechtlingsproblematik.html (1.4.2016).

Lavsky, Hagit: New Beginnings. Holocaust Survivors in Bergen-Belsen and the British Zone of Germany, 1945-1950. Detroit 2002.

Lembeck, Andreas: Befreit, aber nicht in Freiheit. Displaced Persons im Emsland 1945-1950. Bremen 1997 (DIZ-Schriften, 10).

o.A. So viele Flüchtlinge kamen 2015 nach Deutschland. In: süddeutsche.de, 6.1.2016. http://www.sueddeutsche.de/politik/fluechtlinge-so-viele-fluechtlinge-kamen-nach-deutschland-1.2806558 (1.4.2016).

o.A.: 1,1 Millionen Flüchtlinge kamen 2015 nach Deutschland. In: Welt online, 6.1.2016. http://www.welt.de/150678614 (1.4.2016).

Pegel, Michael: Fremdarbeiter, Displaced Persons, Heimatlose Ausländer. Konstanten eines Randgruppenschicksals in Deutschland nach 1945. Münster 1997 (Zeitgeschichte – Zeitverständnis, I).

Polian, Pavel: Deportiert nach Hause. Sowjetische Kriegsgefangene im Dritten Reich und ihre Repatriierung. München / Wien 2001.

Rydel, Jan: Die polnische Besetzung im Emsland 1945–1948. Osnabrück 2003.

Schröder, Stefan: Displaced Persons im Landkreis und in der Stadt Münster 1945-1951. Münster 2005 (Geschichtliche Arbeiten zur Westfälischen Landesforschung, 22).

Ders.: Nachbarschaft und Konflikt: Die DPs und die Deutschen. In: Christian und Marianne Pletzing (Hg.): Displaced Persons. Flüchtlinge aus den baltischen Staaten in Deutschland. München 2007, 63-83 (Colloquia Baltica 12).

UNHCR: History of UNHCR. http://www.unhcr.org/pages/49c3646cbc.html (1.4.2016).

Velke, Marcus: „Wir sind doch auch freie Menschen und keine Gefangenen mehr.“ Das Stadtwaldlager Bocholt als Displaced Persons-Lager 1945-1951. In: Stadt Bocholt (Hg.): Geschichte des Bocholter Stadtwaldlagers. Neustadt an der Aisch 2015, 161-208 (Bocholter Quellen und Beiträge, 14).

Wolf, Klaus Dieter: Die UNO. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. München 2005.

Woodbridge, George: UNRRA. The History of the United Nations Relief and Rehabilitation Administration, Band I-III. New York 1950.

Wyman, Mark: DPs: Europe's Displaced Persons, 1945-1951. Ithaca 1998.

Christian Höschler

Von der Selbstverwaltung zum Repatriierungsstillstand. Ehemalige Soldaten der königlich-jugoslawischen Armee als Displaced Persons in Bad Aibling, 1946-1947

Als der aus Belgrad stammende Dragan M.[1] 1947 durch den Karawankentunnel fuhr, lagen die Nerven des 21-Jährigen blank. Nervös rauchte er mehrere Zigaretten, bevor der Zug die österreichisch-slowenische Grenze passierte. Zuvor hatte der junge Mann in einem Lager für Displaced Persons (DPs) im oberbayerischen Bad Aibling gelebt. Dort war ihm von anderen Bewohnern erzählt worden, dass die Behörden in Jugoslawien all seine Habseligkeiten konfiszieren und ihn anschließend nach Sibirien deportieren würden. Trotz dieser Schauergeschichten hatte sich M. für eine Rückkehr in die Heimat entschieden – die Ungewissheit blieb bis zu seiner Ankunft im jugoslawischen Registrierungszentrum ein ständiger Begleiter. Zwar sollten sich die Gerüchte als haltlos erweisen, doch spiegeln sie beispielhaft die Zweifel vieler DPs nach dem Zweiten Weltkrieg wider.[2]

In den 30 Jahren seit der Veröffentlichung von Wolfgang Jacobmeyers Pionierstudie[3] haben Forschungen zur Thematik der DPs eine Vielzahl von Untersuchungen hervorgebracht. Dabei sind jedoch manche Nationalitäten – zumindest in der westlichen Geschichtswissenschaft – kaum berücksichtigt

1 Name geändert.
2 Der Abschnitt paraphrasiert nach Feder: Displaced Persons Go Home, 15.
3 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer.

worden. Dies trifft wiederum insbesondere auf DPs aus dem ehemaligen Königreich Jugoslawien zu. Ihr Schicksal ist bislang in erster Linie in Überblicksdarstellungen zur DP-Thematik (und auch dort eher am Rande) zur Sprache gekommen.[4] Dieser Beitrag[5] soll deshalb dazu beitragen, eine historiographische Lücke verstärkt in den Fokus der gegenwärtigen (DP-)Forschung zu rücken. Am Beispiel des DP-Lagers Bad Aibling wird im Folgenden das Schicksal ehemaliger Soldaten der königlich-jugoslawischen Armee in den Jahren 1946 bis 1947 dargestellt, von denen die meisten 1941 – im Zuge der deutschen Okkupation Jugoslawiens – als Kriegsgefangene nach Deutschland gekommen waren. Diese Erfahrung sowie die gravierenden Nachkriegsumbrüche auf dem Balkan beeinflussten den Alltag im DP-Lager ebenso wie die dortige Arbeit der UNRRA in entscheidender Weise. Nach einem kurzen Abriss über die Entstehung des Lagers wird es im Folgenden vor allem um die Selbstverwaltung der DPs sowie die damit verbundenen Schwierigkeiten bei der Umsetzung alliierter Repatriierungsziele gehen. Dieser Zusammenhang wird im Hinblick auf die Haltung der DPs, die Interessen der jugoslawischen Regierung sowie die von der UNRRA ergriffenen Maßnahmen beleuchtet, und zwar überwiegend im Spiegel jener Quellen, die im Umfeld der UNRRA entstanden und überliefert sind.

4 Zu den wenigen Ausnahmen gehören vor allem die folgenden Beiträge: Lane: Putting Britain Right with Tito; Hagenbruch: Der Lebensabend jugoslawischer Generäle auf Schloss Varlar; Gombač: Repatriation to Slovenia after World War II.

5 Der Beitrag basiert auf einem Kapitel meiner Zulassungsarbeit, die ich im Sommer 2013 an der Ludwig-Maximilians-Universität München (Betreuer: Prof. Dr. Hans-Michael Körner) eingereicht habe. Für die Veröffentlichung im vorliegenden Sammelband wurde dieses gekürzt, überarbeitet und zur besseren Kontextualisierung durch weitere Inhalte der Zulassungsarbeit ergänzt. Der vollständige Titel der Arbeit lautete: „Das DP-Lager Bad Aibling, 1946-1947. Entstehung, Alltag und Repatriierung unter Verwaltung der United Nations Relief and Rehabilitation Administration".

Die Entstehung des Lagers

Im Mai 1945 wandelten US-amerikanische Truppen das Gelände des Fliegerhorsts Bad Aibling in ein Lager für deutsche Kriegsgefangene um.[6] Dessen Ausstattung war gerade in den Anfangstagen unzureichend, da keine Unterkünfte und sanitären Einrichtungen vorhanden waren. Die Gefangenen mussten sich rund um die Uhr unter freiem Himmel aufhalten. In den folgenden Monaten besserte sich zumindest die Unterkunftssituation – zuletzt waren sämtliche Insassen in Holzbaracken untergebracht.[7] Dennoch haftete dem Gefangenenlager bis zu seiner Schließung im Spätsommer 1946[8] ein provisorischer Grundcharakter an, der für die weitere Nutzung des Geländes von Bedeutung sein sollte.

In kurzer Folge scheiterten zwei Versuche des US-Militärs, DPs in den Baracken des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers unterzubringen. Im September 1946 zogen zunächst knapp 2.000 aus Osteuropa geflohene jüdische DPs ein.[9] Der Zustand des Lagers war zu diesem Zeitpunkt jedoch so mangelhaft, dass ein Rabbiner, der die Flüchtlinge begleitete, bereits nach wenigen Tagen die Räumung des Lagers erwirkte.[10] Der daraufhin vom US-Militär geplante Einzug polnischer DPs aus dem Raum Kassel scheiterte am vehementen Protest einer eigens von dort entsandten DP-Delegation, die gemeinsam mit Vertretern der UNRRA das Lager inspizierte. Kritik wurde vor allem an

6 Mayr: Kriegsgefangenenlager PWE No. 26, 7-12.

7 Mayr: Kriegsgefangenenlager PWE No. 26, 19-25.

8 Mayr: Kriegsgefangenenlager PWE No. 26, 42.

9 Archiv des American Jewish Joint Distribution Committee, NY AR194554/4/32/11/335, [o. D.], Übersicht zur Unterbringung jüdischer Flüchtlinge im Sommer 1946, 5. Zur Thematik der jüdischen DPs, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, vgl. z.B. Grossmann: Jews, Germans, and Allies, oder auch Königseder / Wetzel: Lebensmut im Wartesaal, oder Lavsky: New Beginnings.

10 Grobman: Rekindling the Flame, 152.

den engen Platzverhältnissen in den Baracken, den fehlenden Heizmöglichkeiten sowie den sanitären Einrichtungen geübt.[11] Das US-Militär hatte zwar zwischenzeitlich Sanierungsarbeiten veranlasst,[12] die grundsätzlich kritische Situation hierdurch aber kaum entschärft.[13] Ungeachtet dessen hielt man an den Plänen zur Schaffung eines DP-Lagers in Bad Aibling fest und realisierte diese im Herbst 1946 mit der Einquartierung von Jugoslawen.[14] Im November desselben Jahres wurde die Trägerschaft an die UNRRA übertragen.[15] Zuständig war das Area Team 1069, zunächst mit Sitz in Rosenheim, später Traunstein.[16] Bis Jahresende setzte sich die Lagerpopulation (etwa 2.500 Personen) jeweils zur Hälfte aus Zivilisten[17] (darunter einige Familien) und ehemaligen Soldaten der königlich-jugoslawischen Armee (Mannschaften und höhere Dienstgrade, insbesondere Offiziere) zusammen.[18] Letztere wurden in der al-

11 UNA, S-0436-0014-02: 28.09.1946, Bericht von Annic de Lagotellerie, 1f.

12 UNA, S-0436-0014-02: 28.09.1946, Bericht von Annic de Lagotellerie, 2.

13 UNA, S-0437-0022-33: 28.10.1946, Bericht von Božidar S. Kostić.

14 UNA, S-0437-0022-33: 28.10.1946, 17.10.1946, Ralph W. Collins an C. J. Taylor.

15 UNA, S-0425-0006-17: Juni 1947, Geschichte des DP-Lagers Bad Aibling unter Verwaltung der UNRRA, verfasst von Harold Rosenblatt, 1. Obwohl sich in dieser wichtigen Quelle viele interessante Details zur Lagergeschichte finden, ist sie hinsichtlich der entscheidenden Frage der Repatriierung nicht unproblematisch: An vielen Stellen übernimmt Rosenblatt unkritisch den Grundtenor der Gerüchte, die unter den DPs verbreitet wurden. Der zweifellos entscheidende Einfluss der ehemaligen Offiziere, um den es in diesem Beitrag geht, wird hingegen kaum erwähnt.

16 UNA, S-0436-0014-02: [o. D.], Bericht von Joseph L. Zwischenberger, 1f.; UNA, S-0436-0014-02: 18.12.1946, Monatsbericht, UNRRA Area Team 1069, 1.

17 Zur besseren Unterscheidung bezieht sich der Begriff „Zivilisten" hier und im Folgenden auf jene DPs, die keine ehemaligen Soldaten waren. Letztere hatten infolge ihrer Demobilisierung ebenfalls Zivilistenstatus. Siehe hierzu: Hirschmann: The Embers Still Burn,180.

18 UNA, S-0425-0006-17: Juni 1947, Geschichte des DP-Lagers Bad Aibling unter Verwaltung der UNRRA, verfasst von Harold Rosenblatt, 1.

liierten Terminologie auch als Ex-RAMPs (Ex-Recovered Allied Military Personnel) bezeichnet.[19] Ein Großteil der Zivilisten wurde Anfang 1947 aufgrund der mangelhaften Lagerausstattung in ein DP-Lager nach Landshut verlegt. Gleichzeitig zogen weitere jugoslawische Ex-Soldaten ein, wodurch sich ein demographischer Wandel im Lager vollzog: Die Mehrheit der nun knapp 2.000 DPs war männlich und alleinstehend.[20]

Repatriierung: Sichtweise der DPs

Die entscheidende Konstante in der Geschichte des DP-Lagers Bad Aibling ist die ablehnende Haltung seiner Bewohner gegenüber dem alliierten Ziel der Repatriierung. Im Oktober 1946 brachte dies Božidar S. Kostić, Anführer der nach Bad Aibling zu verlegenden Jugoslawen im DP-Lager Kassel-Mattenberg,[21] deutlich zum Ausdruck: „[W]e are not able and also do not want to return to our country […]. Any return means for us death."[22] Diese Haltung spiegelt sich in den Belegungszahlen des Lagers deutlich wider, denn die Repatriierungsrate in Bad Aibling war – dies lässt sich mit Gewissheit sagen – ausgesprochen niedrig.[23] Schwieriger gestaltet sich indes die zweifelsfreie Beantwortung der Frage, worin die genaue Ursache hierfür lag. In den überlieferten Quellen, in erster Linie dem UNRRA-Bestand im Archiv der Vereinten

19 Burianek: From Liberator to Guardian, 209f.
20 UNA, S-0425-0006-17: Juni 1947, Geschichte des DP-Lagers Bad Aibling unter Verwaltung der UNRRA, verfasst von Harold Rosenblatt, 1.
21 UNA, S-0437-0022-33: 28.10.1946, Bericht von Božidar S. Kostić, 2.
22 UNA, S-0437-0022-33: 28.10.1946, Bericht von Božidar S. Kostić, 2.
23 UNA, S-0425-0006-17: Juni 1947, Geschichte des DP-Lagers Bad Aibling unter Verwaltung der UNRRA, verfasst von Harold Rosenblatt, 1.

Nationen in New York,[24] kommen verschiedene Sichtweisen zum Ausdruck. Im Wesentlichen handelt es sich um zwei Interpretationen – dabei ist beiden das Bild einer monarchistisch bzw. antikommunistisch eingestellten Lagergemeinschaft gemeinsam. Sie unterscheiden sich jedoch hinsichtlich einer entscheidenden Frage: Worauf war diese Haltung der DPs zurückzuführen? In manchen Quellen werden die Lagerbewohner als selbstbestimmte Personen dargestellt, die sich aus freien Stücken für das Exil in Bad Aibling entschieden hätten. Anders formuliert: Es habe sich um Royalisten aus Überzeugung gehandelt. Andere Quellen hingegen betonen den massiven Einfluss der ehemaligen Offiziere auf die Aufbruchsbereitschaft der anderen DPs. Auch wenn eine realistische Einschätzung der Vorgänge in Bad Aibling letzten Endes zwischen den beiden angeführten Interpretationen zu verorten ist, birgt das Wissen um die Selbstverwaltung der DPs – unter Führung der Ex-Offiziere – den plausibelsten Erklärungsansatz.

Mehrere Quellen legen nahe, dass die Mehrheit der DPs aus politischen Gründen eine Rückkehr in die Heimat kategorisch abgelehnt hätte. Laut Harold Rosenblatt, bis Februar 1947 Direktor des UNRRA Area Teams 1069,[25] fürchteten viele DPs, aufgrund ihrer ehemaligen Zugehörigkeit zur königlich-jugoslawischen Armee in der nun kommunistisch regierten Heimat auf einer Liste politischer Gegner zu stehen.[26] Im Mai 1947 berichtete die New York Times über eine Umfrage im Lager, laut der nur zwei oder drei der knapp 1.700 Bewohner eine Repatriierung überhaupt in Betracht zogen.

24 Siehe auch das online verfügbare, im Volltext durchsuchbare Verzeichnis für den Bestand der UNRRA-Mission in Deutschland. Abgerufen unter https://archives.un.org/sites/archives.un.org/files/files/Finding%20Aids/Predecessors/UNRRA%20Country%20Mission/AG-018-039_Germany.pdf (02.02.2014).

25 UNA, S-0436-0014-02: 18.12.1946, Monatsbericht, UNRRA Area Team 1069; 22.02.1947: Wochenstatistik des DP-Lagers Bad Aibling, 2.

26 UNA, S-0425-0006-17: Juni 1947, Geschichte des DP-Lagers Bad Aibling unter Verwaltung der UNRRA, verfasst von Harold Rosenblatt, 2.

Dabei war unmissverständlich von einer geschlossenen Haltung seitens der DPs die Rede: „Keenly anti-Communist, the entire population of the royalist camp has resented the circulation of repatriation literature designed to persuade them to return home.“[27] Gerüchte, dass eine Rückkehr in die Heimat fatale Folgen für Repatrianten haben würde, hielten sich in der Tat hartnäckig. Die kolportierten Szenarien reichten von der Konfiszierung mitgeführter Habseligkeiten bis hin zu Verhaftung, Deportation und Todesstrafe.[28] An der geringen Aufbruchsbereitschaft der DPs hing somit ein erhebliches emotionales Gewicht. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang auch, dass manch Betroffener nach wie vor an den damals scheinbar weitverbreiteten Sichtweisen festhielt. So zog ein ehemaliger Bewohner des Lagers nach über 65 Jahren das folgende Fazit:„Ich bin noch heute glücklich, dass ich in meine Heimat, die noch immer gespalten ist und wo es noch heute nicht zu einer Versöhnung gekommen ist, nicht zurückgekehrt bin, ich hätte dort keine Zukunft gehabt.“[29]

Allerdings gilt es, die unterschiedlichen Ursachen für das Scheitern der Repatriierung in Bad Aibling genauer zu betrachten. Das Bild einer einhelligen und ausschließlich politisch bestimmten Haltung aufseiten der DPs muss dabei kritisch hinterfragt und letzten Endes auch verworfen werden. Dieser hier vorausgegriffenen Schlussfolgerung liegen die folgenden drei Überlegungen zugrunde:

1. Obwohl es im Hinblick auf die Frage der Repatriierung in der Tat zwingend notwendig ist, das Augenmerk auf die politische Haltung der DPs zu richten, darf nicht unberücksichtigt bleiben, dass auch andere Unsicherheiten einen Einfluss auf deren Aufbruchsbereitschaft hatten. So blieb es etwa vielen

27 Yugoslavs Mourn Loss of Officers.

28 Feder: Displaced Persons Go Home, 15.

29 Privatarchiv Christian Höschler, Ehemaliger Bewohner des DP-Lagers Bad Aibling (auf eigenen Wunsch namentlich nicht genannt) an Christian Höschler, 07.03.2013.

Lagerbewohnern aufgrund der fehlenden Postverbindung zwischen Deutschland und Jugoslawien verwehrt, Kontakt zu Freunden oder Angehörigen in der Heimat aufzunehmen. Die Verteilung von jugoslawischen Zeitungen, deren Lektüre eigentlich die Bereitschaft zur Heimkehr fördern sollte, offenbarte eine weitere Problematik: Die DPs hatten während ihrer Kriegsgefangenschaft vielfach den Anschluss an eine zivile Lebensweise verloren, sodass eine Konfrontation mit diesen Medien das Empfinden stärken konnte, einem Neuanfang in Jugoslawien nicht gewachsen zu sein.[30] Für das Phänomen des unbestimmten Verweilens in DP-Lagern hat Wolfgang Jacobmeyer passende Worte gefunden, die auch und gerade im Hinblick auf Bad Aibling zutreffen: „Die Gewöhnung an diese Ersatzheimat erstickte die Aufbruchsbereitschaft, tauchte die Repatriierung in das Licht persönlichen Risikos."[31]

2. Eine im Frühjahr 1947 durchgeführte demographische Untersuchung des UNRRA-Mitarbeiters Franciszek Harazin gewährt einen wertvollen Einblick in die biographischen Hintergründe der damals knapp 1.850 in Bad Aibling untergebrachten DPs. Bekannt ist, dass sich unter diesen ingesamt 30 Kroaten und Slowenen befanden. Die übrigen DPs waren Serben. Harazin teilte die Gesamtheit der DPs in seinem Bericht in drei Gruppen ein: 1941 war die Mehrheit der Lagerbewohner, knapp 1.500 Personen, im Zuge der Okkupation Jugoslawiens in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten.[32] Aus Sicht der UNRRA war die durchaus vorhandene Repatriierungsskepsis innerhalb dieser Gruppe unberechtigt, hatten diese doch 1941 gegen den „Nazi steamroller"[33] gekämpft: „Obviously, present day Yugoslavia […] would not consider these men as ‚undesirable'".[34] Tatsächlich ist eine solch pauschale Aussage

30 UNA, S-0437-0025-01: 01.04.1947, Maurice Rosen an Ralph W. Collins, 2.

31 Jacobmeyer: Ortlos am Ende des Grauens, 371.

32 UNA, S-0436-0014-02: 25.03.1947, Franciszek Harazin an die Abteilung für Repatriierung, UNRRA-Distrikt 5, 1.

33 UNA, S-0425-0006-17: 13.06.1947, Kommentar von Maurice Rosen, 1.

34 UNA, S-0425-0006-17: 13.06.1947, Kommentar von Maurice Rosen, 1.

rückblickend problematisch, hatte es in Jugoslawien nach 1945 durchaus offizielle Kampagnen und Strafverfahren gegen ehemalige Offiziere und Generäle der königlich-jugoslawischen Armee gegeben, weil sie sich aus ihrer Kriegsgefangenschaft heraus gegen die kommunistische Strömung in der Heimat gestellt und sich mitunter auch für die serbische Marionettenregierung unter deutscher Besatzung eingesetzt haben sollen. Eine Einschätzung des Historikers Kosta Nicolić deutet an, dass diese Kampagnen alles andere als transparent waren, was die geringe Rückkehrbereitschaft dieser Personengruppe erklären könnte:

> „The manner in which the Yugoslav authorities accepted ‚evidence' against the officers of the Royal Yugoslav Army revealed an unabashed desire to defeat their opponents, morally and materially, not lawfully with proven facts and evidence."[35]

Als zweite Gruppe benannte Harazin rund 100 im Lager lebende Četnici,[36] ehemalige Anhänger des serbischen Widerstandsführers Dragoljub Draža Mihailović.[37] Sie waren 1943 in Gefangenschaft geraten und machten ihre Ängste mit Sicherheit an realen (und konkreten) Episoden der jugoslawischen Nachkriegsgeschichte, etwa den von kommunistischen Partisanen durchgeführten Massenexekutionen von Četnici,[38] fest.

Etwa 250 DPs, die als Zivilisten zum Zwangsarbeitereinsatz nach Deutschland gekommen waren, fasste Harazin in einer dritten Gruppe zusammen.[39]

35 Nicolić: Serbian Political Emigration, 82-86.

36 UNA, S-0436-0014-02: 25.03.1947, Franciszek Harazin an die Abteilung für Repatriierung, UNRRA-Distrikt 5, 1.

37 Siehe hierzu allgemein Roberts: Tito, Mihailović and the Allies.

38 Rummel: Demozid, 299; Shephard: The Long Road Home, 78-81; Sundhaussen: Geschichte Serbiens, 347.

39 UNA, S-0436-0014-02: 25.03.1947, Franciszek Harazin an die Abteilung für Repatriierung, UNRRA-Distrikt 5, 1.

Vor dem Hintergrund, dass die DPs jenseits ihrer militärischen Zugehörigkeit ganz unterschiedliche soziale Hintergründe aufwiesen, war Harazin überrascht von ihrer einhelligen Haltung gegenüber der Frage der Repatriierung : „I contacted personally different Yugoslav groups – peasants, students, officers and others […], they did not show any interest at all."[40] Dies verdeutlicht, dass die UNRRA zumindest im Ansatz unterschiedliche Einstellungen gegenüber der Repatriierungsoption erwartet zu haben scheint.

3. Bei näherer Betrachtung der überlieferten Quellen (auch und gerade über den unmittelbaren Kontext des DP-Lagers Bad Aibling hinaus) zeigt sich, dass antikommunistische Ansichten mitunter nur vordergründiger Natur waren, da sie in Teilen der Eigendynamik des Lagerlebens geschuldet waren. Entscheidend für diesen Zusammenhang war das Verhalten der ehemaligen Offiziere, die als Anführer der DPs die Lagerleitung stellten.[41] Der jugoslawischen Monarchie treu ergeben, boykottierten diese die neuen Machthaber in Belgrad. Maurice Rosen, Mitarbeiter der Abteilung für Repatriierung im UNRRA-Hauptquartier der US-amerikanischen Besatzungszone, sprach relativ vage von einer „variety of economic and political reasons"[42] für dieses Verhalten. Konkreter ist hingegen etwa die Einschätzung eines ehemaligen Lagerbewohners, laut dem die ehemaligen Offiziere in Bad Aibling auf einen baldigen Zusammenbruch des kommunistischen Regimes und die Restaurierung der Monarchie in Jugoslawien bauten – sie glaubten, auch nur unter diesen Umständen ihre militärische Karriere in der Heimat fortsetzen zu können.[43] Tatsächlich ist eine solche Einschätzung nicht von der Hand zu weisen: Im Februar 1946 verhaftete das US-Militär zahlreiche jugoslawische Ex-

40 UNA, S-0436-0014-02: 25.03.1947, Franciszek Harazin an die Abteilung für Repatriierung, UNRRA-Distrikt 5, 2.

41 UNA, S-0437-0025-01: 01.04.1947, Maurice Rosen an Ralph W. Collins, 1.

42 UNA, S-0425-0006-17: 13.06.1947, Kommentar von Maurice Rosen, 2.

43 Privatarchiv Christian Höschler, Ehemaliger Bewohner des DP-Lagers Bad Aibling (auf eigenen Wunsch namentlich nicht genannt) an Christian Höschler, 07.03.2013.

RAMPs, die als DPs in der Luitpoldkaserne in München untergebracht waren. In einer offiziellen Erklärung hieß es, man habe „the core of the movement to form a ‚royal Yugoslav' army in Bavaria in support of King Peter"[44] zerschlagen.[45] Hunderte Ex-RAMPs, die im Herbst 1946 nach Bad Aibling verlegt wurden, waren zuvor in besagter Luitpoldkaserne untergebracht gewesen.[46] Zweifelsohne war die Ablehnung einer Repatriierung durch möglichst viele DPs entscheidend für das angestrebte Bild einer schlagkräftigen königlich-jugoslawischen Armee im Exil. Auch die ehemaligen Offiziere in Bad Aibling arbeiteten aktiv gegen die Bemühungen der UNRRA. Dies geschah einerseits durch die Verteilung von Schriften, die massive Kritik am Regime unter Tito übten, andererseits durch konsequente Indoktrinierung im Alltag. Dabei baute man auf die mentale und emotionale Erschöpfung vieler DPs, die sich infolge ihrer langjährigen Gefangenschaft eingestellt hatte.[47] Im Untersuchungsbericht von Harazin wird die Selbstverwaltung im Lager mit der Organisationsstruktur einer militärischen Einheit verglichen: „As these people were well disciplined soldiers, they keep together, are very well organized and obey orders given from their officers."[48] Die Voraussetzungen

44 Zit. nach „Royal Yugoslav" Army Move Frustrated By Americans.

45 „Royal Yugoslav" Army Move Frustrated By Americans.

46 UNA, S-0425-0006-17: Juni 1947, Geschichte des DP-Lagers Bad Aibling unter Verwaltung der UNRRA, verfasst von Harold Rosenblatt, 1.

47 UNA, S-0437-0025-01: 01.04.1947, Maurice Rosen an Ralph W. Collins, 1f. Gombač: Repatriation to Slovenia after World War II, 55.

48 UNA, S-0436-0014-02: 25.03.1947, Franciszek Harazin an die Abteilung für Repatriierung, UNRRA-Distrikt 5, S. 2. Als berechtigt sollten sich auch die Zweifel von Ralph Collins, dem Leiter der UNRRA-Feldeinsätze in der US-amerikanischen Besatzungszone, hinsichtlich einer Übernahme des DP-Lagers Bad Aibling durch die UNRRA erweisen: „We will inherit a camp […] complete with generals and colonels and military discipline. This point seems to offer possible security and political implications to both [US] military and UNRRA". UNA, S-0437-0022-33: 17.10.1946, Ralph W. Collins an C. J. Taylor.

für eine gezielte Propaganda gegen die Rückkehr nach Jugoslawien waren von der Ebene der Ex-Offiziere als Anführer der DPs bis hin zum einzelnen Lagerbewohner gegeben.[49] Im Hinblick auf die scheinbare Kollektivablehnung des Kommunismus sprach Rosen zu Recht von einer „political rationale which has little true relation to the basic problem".[50] Den Einfluss der Ex-Offiziere bezeichnete er gar als „tragedy of the Bad Aibling camp".[51] Sämtliche Berichte über die Agitation der Lagerleitung lassen den Schluss zu, dass viele DPs der Heimkehroption vielleicht nicht so abgeneigt gegenüberstanden, wie es die Repatriierungszahlen[52] auf den ersten Blick vermuten lassen. Hätte nämlich im Lager tatsächlich eine einstimmige Haltung in dieser Frage vorgeherrscht, dann hätte für die Ex-Offiziere keine Notwendigkeit bestanden, eine solche kontinuierlich zu befördern.

Wie sehr der Lageralltag von der autoritären Führung der Ex-Offiziere geprägt war, belegt nicht zuletzt ein Zwischenfall, der sich am 3. Mai 1947 ereignete: Drei DPs hatten versucht, unbemerkt Flugblätter ins Lager zu befördern, in denen für eine Rückkehr nach Jugoslawien geworben wurde.[53] Auch die Lagerleitung wurde in der Schrift offen kritisiert. In Anbetracht des aufschlussreichen Wortlauts ist ein längeres Zitat lohnend:

49 Glaubt man den Erinnerungen eines ehemaligen Lagerbewohners, erhärtet sich dieser Eindruck: Demnach wurden die Baracken jeweils von „ein[em] Leutnant und ein[em] Unteroffizier, die für Disziplin […] sorgen mussten", bewohnt. Privatarchiv Christian Höschler, Ehemaliger Bewohner des DP-Lagers Bad Aibling (auf eigenen Wunsch namentlich nicht genannt) an Christian Höschler, 07.03.2013.

50 UNA, S-0437-0025-01: 01.04.1947, Maurice Rosen an Ralph W. Collins, 1.

51 UNA, S-0425-0006-17: 13.06.1947, Kommentar von Maurice Rosen, 2.

52 Siehe hierzu allgemein die Wochenstatistiken des DP-Lagers Bad Aibling (07.12.1946 bis 21.06.1947), alle UNA, S-0436-0014-02.

53 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, OMGB 13/154-1/16: Mai 1947, Monatsbericht, Militärregierung Bad Aibling (MG Det. E-285), 6.

> „After 4 years of imprisonment in Germany, behind barbed wire and after the 2 years of imprisonment which our leaders called by our selves,[54] […] we made up our mind. We do not want to hunger and to suffer any more. We do not want to be threatened to be told lies and to be pushed around. […] With this we call upon the inmates of Camp Bad Aibling so they go with us because this is the only right and good way to go far everybody who wishes to be free and happy.“ [55]

Die Beförderung der Flugblätter ins Lager blieb jedoch nicht unbemerkt. Rasch sammelten sich wütende DPs und attackierten die Männer, die hinter der Aktion standen. Teilweise schwer verletzt wurden die drei DPs im Anschluss zunächst vor Ort versorgt,[56] später jedoch zur weiteren Behandlung sowie aus Sicherheitsgründen in ein Krankenhaus nach Rosenheim verlegt.[57] Das brutale Vorgehen vieler DPs spiegelte die angespannte Atmosphäre im Lager wider, die nicht zuletzt auf die schon angedeutete autoritäre Führung durch die Offiziere zurückging. Im offenen Konflikt wurde deutlich, dass Meinungsfreiheit für den Einzelnen praktisch nicht gegeben war. Das Äußern individueller Heimkehrwünsche wurde nicht geduldet, weil ein solches Verhalten infolge der anhaltenden Indoktrinierung als subversive Bedrohung für den Zusammenhalt der Lagergemeinschaft wahrgenommen wurde.[58] Dies war die Kehrseite der Selbstverwaltung unter dem Kommando der Ex-Offiziere. Was in vielen anderen DP-Lagern Europas als Organisationsstruktur funktioniert hatte und in der Folgezeit durchaus positiv beurteilt wurde, behinderte in Bad Aibling das alliierte Ziel der Repatriierung – auch wenn die

54 Unterstreichung im Zitat meine Hervorhebung.

55 UNA, S-0425-0006-17: [o. D.], Englischsprachige Fassung des Flugblatts

56 UNA, S-0425-0006-17: 15.05.1947, Bericht von Gertrude Steinova, 1.

57 UNA, S-0436-0014-02: 04.05.1947, [Anon.] an Mack S. Wishik, 1.

58 Ein ehemaliger Lagerbewohner betont, dass die Angst vor kommunistischen Agenten weitverbreitet gewesen sei. Privatarchiv Christian Höschler, Ehemaliger Bewohner des DP-Lagers Bad Aibling (auf eigenen Wunsch namentlich nicht genannt) an Christian Höschler, 07.03.2013.

UNRRA in administrativer Hinsicht entlastet wurde.[59] Dass der anhaltende Repatriierungsstillstand seine Wurzeln in der Selbstverwaltung des Lagers hatte, belegen gewalttägige Auseinandersetzungen wie jene vom 3. Mai 1947 deutlicher als alle in diesem Zusammenhang erhobenen Statistiken und Umfragen.

Allerdings muss man diese durchaus einleuchtende Erklärung weiter differenzieren. Wie nämlich die folgenden Ausführungen zur Haltung der jugoslawischen Regierung zeigen werden, spielten auch Faktoren jenseits des Lageralltags eine Rolle. Daher wird man – um zu den beiden eingangs angeführten Deutungsvarianten zurückzukehren – den Einfluss der Lagerleitung zwar als die Haupt-, jedoch nicht als alleinige Ursache für den Misserfolg von Repatriierungsmaßnahmen in Bad Aibling identifizieren müssen.

Interessen der jugoslawischen Regierung

Am Ende des Zweiten Weltkriegs dominierte im vormals besetzten Jugoslawien zunehmend die offene Gewalt. Die bereits lange Zeit schwelenden Konflikte zwischen den verschiedenen im Königreich existierenden Nationalitäten und Widerstandsgruppen waren während und nach der Besatzungszeit offen zutage getreten.[60] Vor allem in Grenzgebieten kam es zu furchtbaren Massakern, die die kommunistischen Partisanen an (mutmaßlichen) Verrätern und Kollaborateuren verübten. Viele der Opfer waren Zivilisten, die vor der wachsenden Gewalt in ihrer Heimat geflohen waren. Als man in den ers-

59 George Woodbridge etwa, offizieller Historiker der UNRRA, bezeichnete die Selbstverwaltung in DP-Lagern rückblickend als „the goal toward which all activities were pointed“; vgl. Woodbridge: UNRRA II, 522.

60 Sundhaussen: Geschichte Serbiens, 328-333; Wyman: DPs, 79f.

ten Nachkriegsmonaten DPs zwangsrepatriierte, wurden nicht wenige ausgeraubt, misshandelt oder gefangengenommen. Die Brutalität und Willkür, mit denen diese Taten begangen wurden, hatten langfristige Folgen für die Aufbruchsbereitschaft jugoslawischer DPs in ganz Europa. Dies änderte sich auch dann nicht, als in der Folgezeit solches Unrecht die Ausnahme blieb.[61] Vor diesem Hintergrund kann man nicht leugnen, dass für die Propaganda im DP-Lager Bad Aibling neben ideologischer Motivation auch ein Nährboden vorhanden war, der sich an realen Ereignissen festmachen ließ.

Jugoslawien war 1945 nicht nur politisch und gesellschaftlich zerrüttet, sondern auch wirtschaftlich ruiniert.[62] Vor dem Hintergrund anstehender Sanierungen nach sozialistischen Prinzipien[63] plante das neue Regime unter der Führung Titos schon bald die Rückführung der in ganz Europa verstreuten jugoslawischen DPs, da diese als Arbeitskräfte für den Wiederaufbau dringend benötigt wurden.[64] Neben diesen ökonomischen Erwägungen fußte eine zweite Säule jugoslawischer Repatriierungspolitik auf dem Auffinden mutmaßlicher und tatsächlicher Kriegsverbrecher und Kollaborateure. Hierauf soll im Folgenden aber nicht näher eingegangen werden, da es keine Indizien für den Aufenthalt entsprechender Personen in Bad Aibling gibt.[65]

Dass viele DPs Zweifel hinsichtlich einer Rückkehr in die Heimat hegten, war der jugoslawischen Regierung bewusst – zu diesem Umstand hatte sie nämlich nicht unwesentlich beigetragen. Am 8. Februar 1946 hatte General

61 Sundhaussen: Geschichte Serbiens, 335-336; Wyman: DPs, 66-68. Wyman hat die Erinnerung an Ereignisse wie das Massaker von Bleiburg als „scars across the collective memory of thousands of Yugoslavs in exile“ (ebd., 67) bezeichnet.

62 Sundhaussen: Jugoslawien und seine Nachfolgerstaaten, 80: „Das neue Jugoslawien nach dem Krieg glich […] einem Armenhaus“.

63 Sundhaussen: Jugoslawien und seine Nachfolgerstaaten, 80-82.

64 Hirschmann: The Embers Still Burn, 182f.

65 In dieser Frage kam es zu nicht unerheblichen Spannungen zwischen Belgrad und den westalliierten Siegermächten. Siehe hierzu Lane: Putting Britain Right with Tito, wo dieser Aspekt detailliert behandelt wird.

Jaka Avšič, Chef der jugoslawischen Militärmission, ein Repatriierungsultimatum für ehemalige Offiziere der königlich-jugoslawischen Armee zum 16. April 1946 verkündet, nach dessen Ablauf mit dem Verlust der jugoslawischen Staatsangehörigkeit zu rechnen sei.[66] Zwar wurde diese Drohung letztendlich nicht in die Tat umgesetzt,[67] sie verstärkte jedoch die Zweifel der ohnehin verunsicherten DPs (speziell der Ex-RAMPs) zusätzlich.[68] Die inkonsequente Haltung der jugoslawischen Regierung ist indes bezeichnend für die widersprüchlichen Ziele, die sie inmitten der Nachkriegswirren setzte. Parallel zu einer gegen mutmaßliche Regimegegner gerichteten Ahndungspolitik bemühte man sich um eine Praxis des Amnestierens, die der Zerrissenheit der Nachkriegsgesellschaft entgegenwirken sollte.[69] In dieser Widersprüchlichkeit kollidierten ideologische Vorsätze und der Wunsch nach einem Bruch mit den alten Strukturen, der sich hinsichtlich der ehemaligen Militärs des Königsreichs auch auf die personelle Ebene erstreckte. Der Kurswechsel Belgrads lässt sich auch dadurch erklären, dass man mithilfe gezielter Repatriierungsmaßnahmen die monarchistisch eingestellten Gruppen in europäischen DP-Lagern zerstreuen und somit deren Gefahrenpotential eliminieren wollte: „[T]he inmates of these camps [...] attracted bitter complaint from Belgrade where it was felt that they were being maintained as a military formation with hostile intent.“[70] Es ist anzunehmen, dass ehemalige Soldaten der königlich-jugoslawischen Armee – von ranghöheren Offizieren ganz zu schweigen – in

66 TNA, FO 945/389: 13.07.1946, Bericht von George Rendel, 3f. Abgerufen unter http://www.tlemea.com/postwareurope/index.htm (nicht öffentlich, aber über lizenzierte Institutionen wie z. B. Hochschulbibliotheken zugänglich [02.02.2014]).

67 UNA, S-0425-0006-17: 13.06.1947, Kommentar von Maurice Rosen, 1.

68 TNA, FO 945/389: 13.07.1946, Bericht von George Rendel, 21.10.2013, 4.

69 Sundhaussen: Jugoslawien und seine Nachfolgestaaten, 67. Ebd. heißt es, dass über die „‚Verirrung[en]‘“ von Regimegegnern und Mitläufern ein „Mantel des Vergessens gebreitet werden [sollte]“.

70 Lane: Putting Britain Right with Tito, 223.

den Augen der neuen Machthaber zwar keine präferierten Heimkehrkandidaten repräsentierten, ihre Repatriierung jedoch als das kleinere Übel erachtet wurde.

Auf eine langfristige, wie auch immer geartete Diskriminierung jugoslawischer Repatrianten deuten zumindest die hier angeführten Quellen nicht hin[71] – wobei die Verbrechen, die bereits angesprochen wurden, dabei auch nicht bagatellisiert werden dürfen. Ruth Feder, die stellvertretende Leiterin der Öffentlichkeitsarbeit der UNRRA (in der US-amerikanischen Besatzungszone Deutschlands), begleitete 1947 für knapp zwei Wochen jugoslawische DPs (darunter auch zahlreiche Ex-RAMPs) auf deren Heimreise. Sie erachtete die weitverbreitete Furcht vor politischer Verfolgung und sozialer Ächtung als unbegründet. Im Gegenteil zeichnete sie sogar ein positives Bild der jugoslawischen Registrierungszentren für Repatrianten[72] und betonte im Hinblick auf die Ankunft der DPs in ihren jeweiligen Heimatorten: „Everywhere I got the impression that people are too busy to worry about why or whether a man waited one day or six years to come home."[73] Der Historiker Jure Gombač hat festgestellt: „The majority of people were overjoyed upon entering their homeland, though their experiences from repatriation bases were highly diverse. Some of them found the registration procedure at the base toilsome and humiliating, while to others it seemed nothing special, for it was more important to them to eat something warm and to take a bath."[74]

In Anbetracht der Entwicklungen in den DP-Lagern sahen sich die neuen Machthaber in Belgrad zunehmend dazu veranlasst, die Problematik gezielt

71 Es steht außer Frage, dass sich künftige Untersuchungen zu jugoslawischen DPs verstärkt mit Quellen aus dem ehemaligen Jugoslawien auseinandersetzen müssten, um den interessanten Fragen nachzuspüren, die sich aus der Lektüre der überlieferten UNRRA-Akten ergeben.

72 Feder: Displaced Persons Go Home, 15.

73 Feder: Displaced Persons Go Home, 15.

74 Gombač: Repatriation to Slovenia after World War II, 56.

anzusprechen. Gegenüber dem Amerikaner Ira A. Hirschmann (der im Auftrag der UNRRA die europäischen DP-Lager inspizierte) versicherte General Avšič etwa, dass jene DPs „who had not played the Nazi game“[75] ihre Staatsbürgerschaft in Jugoslawien wiedererlangen würden.[76] Im April 1947 wandte sich sogar Staatschef Tito in einer offiziellen Ankündigung an die jugoslawischen DPs. Er sprach von „fallacious propaganda“[77] in den DP-Lagern und beteuerte: „It is not our interest to imprison those who are misled. We do not conduct any revengeful policy.“[78] Solche eher allgemein formulierten Versprechen erzielten jedoch, wie die Entwicklung in Bad Aibling zeigte, nicht den gewünschten Effekt. Ähnliches stellte auch die Historikerin Ann J. Lane fest: „Yugoslav methods for encouraging innocent refugees to return home were undeniably crude“.[79] Mit der Zeit rückte zunehmend die Verlegung von DPs in getrennte Lager (auf Grundlage der jeweiligen Repatriierungsbereitschaft) als radikalere Option in den Vordergrund. Mit Nachdruck betonten Vertreter der jugoslawischen Regierung gegenüber der UNRRA die Notwendigkeit solcher Maßnahmen.[80] Unter anderem war es diese Verhärtung der jugoslawischen DP-Politik, die für die weitere Entwicklung der Situation in Bad Aibling bestimmend sein sollte, denn man war sich der Verantwortung gegenüber Belgrad durchaus bewusst: „UNRRA administration should at all times protect the interests of its member nations.“[81]

75 Hirschmann: The Embers Still Burn, 180.
76 Hirschmann: The Embers Still Burn, 180.
77 AN, AJ/43/407: 12.04.1947, Ankündigung von Josip Broz Tito.
78 AN, AJ/43/407: 12.04.1947, Ankündigung von Josip Broz Tito.
79 Lane: Putting Britain Right with Tito, 238.
80 UNA, S-0437-0025-04: 10.04.1947, Protokoll einer Besprechung mit jugoslawischen Verbindungsoffizieren in Frankfurt, 1.
81 UNA, S-0436-0014-02: 27.11.1946, Ralph B. Price an Ralph W. Collins, 2.

Haltung und Maßnahmen der UNRRA

Bereits vor dem Einzug der jugoslawischen DPs in Bad Aibling äußerten mehrere Mitarbeiter der UNRRA ihre Bedenken hinsichtlich der Durchführbarkeit eines Repatriierungsprogramms. Zurecht fürchteten sie vor allem die Agitation der ehemaligen Offiziere. Bezeichnend war in diesem Zusammenhang die Aussage des leitenden Repatriierungsbeauftragten in der US-amerikanischen Besatzungszone, Ralph B. Price. Seiner Meinung nach befand sich die UNRRA nach der Gründung des DP-Lagers Bad Aibling in „the weakest position it has ever been in with regard to a repatriation program for Yugoslavs".[82] Die Einrichtung des Lagers war jedoch in erster Linie von den zuständigen Militärbehörden erzwungen worden.[83] Folglich sah sich die UNRRA mit bereits vollendeten Tatsachen konfrontiert.

Obwohl es also von Anfang an kritische Stimmen bezüglich der Zusammensetzung der DPs gab, zögerte die UNRRA vorerst, Maßnahmen wie eine Verlegung der repatriierungsfeindlich eingestellten Ex-RAMPs zu ergreifen. Dies hing vor allem damit zusammen, dass man aus pragmatischen Gründen die Selbstverwaltung der DPs im Alltag durchaus schätzte. Zum Ausdruck kommt dieser Widerspruch etwa in der Einschätzung Rosenblatts, der einerseits ausdrücklich die Disziplin der DPs in Bad Aibling lobte,[84] andererseits dennoch, mit Blick auf die alles entscheidende Frage der Repatriierung, den Auszug von Repatriierungsgegnern zumindest als sinnvolle Option erachtete.[85] Selbst nach dem brutalen Vorfall vom 3. Mai 1947 brachte Jean Bloch,

82 UNA, S-0436-0014-02: 27.11.1946, Ralph B. Price an Ralph W. Collins, 2.

83 UNA, S-0437-0022-33: 26.11.1946, Ralph W. Collins an Carl H. Martini.

84 UNA, S-0425-0006-17: Juni 1947, Geschichte des DP-Lagers Bad Aibling unter Verwaltung der UNRRA, verfasst von Harold Rosenblatt, 2.

85 UNA, S-0436-0014-02: 14.01.1947, Monatsbericht, UNRRA Area Team 1069, 4.

Leiter des UNRRA-Büros im Lager, seine in erster Linie administrativen Bedenken bezüglich einer möglichen Verlegung der Ex-Offiziere zum Ausdruck.[86] Der Preis für diese zunächst unentschlossene Haltung der UNRRA war das nahezu vollständige Abreißen sämtlicher Repatriierungsströme aus Bad Aibling. Dass Rosenblatt die geglückte Heimkehr von nur acht Lagerbewohnern im Januar 1947 als nennenswerten Erfolg wertete,[87] verdeutlicht, in welchen Dimensionen die Erwartungen und in der Tat auch die Erfolge der UNRRA in dieser Hinsicht zu verorten sind. Unter Verzicht auf radikale Maßnahmen setzte man auf ein Repatriierungsprogramm, das in erster Linie über die Entwicklungen in der Heimat aufklären sollte. Da die UNRRA aber im Winter 1946/47 die bereits erwähnten Defizite im Bereich der Lagerausstattung angehen musste und zudem mit der hohen Zahl repatriierungsfeindlich eingestellter Ex-RAMPs überfordert war, ließen sich entsprechende Bemühungen zunächst nicht realisieren.[88]

Die Lage vor Ort war indes nicht das einzige Hindernis, mit dem sich die UNRRA konfrontiert sah. Zwar waren bereits vor der Übernahme des Lagers in Bad Aibling allgemeine Strategien zur Förderung der Repatriierung von Jugoslawen erarbeitet worden. Der entsprechende Maßnahmenkatalog sah unter anderem den Einsatz von Aufklärungsfilmen, die Verteilung von Informationsbroschüren, das verstärkte Ansprechen von DPs im Radio sowie die Förderung des Briefverkehrs mit Angehörigen und Freunden in der Heimat vor. Die Umsetzung dieser Punkte gestaltete sich allerdings als überaus schwierig, denn ein Großteil des vorgesehenen Materials stand der UNRRA nicht zur Verfügung. Folglich entsprach das Konzept kaum einem einsatzbe-

86 UNA, S-0437-0025-01: 07.05.1947, Bericht von Margaret E. Borland, 2.

87 UNA, S-0425-0006-17: Juni 1947, Geschichte des DP-Lagers Bad Aibling unter Verwaltung der UNRRA, verfasst von Harold Rosenblatt, 2.

88 UNA, S-0436-0014-02: 06.02.1947, Ralph B. Price an Ralph W. Collins, 2.

reiten Repatriierungsprogramm, vielmehr handelte es sich um eine bemäntelte Bedarfserklärung.[89] Vor dem Hintergrund der Zeitnot, die aus dem bevorstehenden Abzug der UNRRA resultierte und den Erfolg sämtlicher Fördermaßnahmen ohnehin zunichtezumachen drohte, war der Mangel an geeignetem Informationsmaterial ein veritables Problem. Im April 1947 waren die von Jugoslawen belegten DP-Lager in der US-amerikanischen Besatzungszone noch immer nicht hinreichend mit Broschüren versorgt.[90]

All dies hatte zur Folge, dass auch das Repatriierungsprogramm in Bad Aibling erst im Frühjahr 1947 langsam anlief.[91] Noch Anfang Mai lagerte Informationsmaterial unverbraucht im UNRRA-Büro des Lagers. Man hatte auf eine Verteilung verzichtet, weil man die Reaktion der Lagerleitung fürchtete.[92] Dies verdeutlicht abermals, welchen Einfluss die Selbstverwaltung der DPs auf die Repatriierungsarbeit hatte: Auch die UNRRA hatte vor dem Willen der Lagerleitung kapituliert. Zumindest wurden die DPs angeregt, Briefe an Freunde und Verwandte in der Heimat zu schreiben, die die UNRRA dann über eigene Transportwege nach Jugoslawien beförderte.[93] Die Einrichtung eines Leseraums, der den Zugang zu Broschüren und anderem Informationsmaterial erleichtern sollte, wurde von der UNRRA angedacht, wenngleich nicht umgehend realisiert.[94] Auch ein Aufruf von Myer Cohen, Leiter der DP-Operationen der UNRRA in Deutschland, wurde öffentlich im Lager ausgehängt:

89 UNA, S-0411-0002-11: 04.10.1946, Selene Gifford an die UNRRA in Jugoslawien.
90 UNA, S-0437-0025-01: 10.04.1947, Ralph B. Price an Ralph W. Collins, 3.
91 UNA, S-0436-0014-02: [o. D.], Bericht von Joseph L. Zwischenberger, 3.
92 UNA, S-0436-0014-02: 15.05.1947, Gertrude Steinova an Joseph L. Zwischenberger, 1.
93 UNA, S-0437-0024-12: 23.04.1947, Paul B. Edwards an Kenneth Sinclair-Loutit.
94 UNA, S-0437-0025-01: 07.05.1947, Bericht von Margaret E. Borland, S. 1.; UNA, S-0425-0006-17, 13.06.1947, Kommentar von Maurice Rosen, 2.

> „Go home this spring, those of you who can. […] There is work for all. There is livelihood for all. There is dignity for all. […] Seize this opportunity – now. Your relatives, your friends, your country wait for you.“[95]

Im Rahmen einer Besichtigung des Lagers durch Kenneth Sinclair-Loutit, den Leiter der Fürsorgeabteilung der UNRRA in Jugoslawien, sollte aus erster Hand von Entwicklungen in der Heimat berichtet werden. Obwohl viele DPs interessiert das Gespräch mit Sinclair-Loutit suchten, wurde seine Arbeit durch „noisy individuals“[96] beeinträchtigt. Obendrein wurde das Kennzeichen seines Autos verunstaltet. Letztendlich kam auch Sinclair-Loutit zu dem Schluss, dass alle im Repatriierungsprogramm vorgesehenen Schritte nur begrenztes Potential hätten, wenn keine räumliche Trennung der DPs auf Grundlage der jeweiligen Aufbruchsbereitschaft erfolge.[97]

Die Notwendigkeit einer solchen Maßnahme war offensichtlich.[98] Aus diesem Grund fand am 30. April 1947 eine Besprechung mehrerer Mitarbeiter des Area Teams 1069 statt, in deren Rahmen die gezielte Verlegung der Ex-Offiziere beschlossen wurde. Zur Sicherheit aller Beteiligten wurde betont, dass die Vorbereitung der Aktion absoluter Geheimhaltung unterläge. Unter der Annahme, dass es durch den Auszug der betreffenden DPs (mit Unterstützung des US-Militärs) zu einer Entschärfung der Lage kommen würde, sah man der weiteren Umsetzung des Repatriierungsprogramms in Bad Aibling optimistisch entgegen.[99] Allerdings verzögerte sich die Maßnahme noch bis Ende Mai.[100] Der entsprechenden Wochenstatistik lässt sich entnehmen, dass letztendlich 207 Jugoslawen in ein DP-Lager in Ingolstadt

95 Zit. nach Hirschmann: The Embers Still Burn, 182f.
96 UNA, S-0437-0025-01: 01.04.1947, Maurice Rosen an Ralph W. Collins, 2.
97 UNA, S-0437-0025-01: 01.04.1947, Maurice Rosen an Ralph W. Collins, 2f.
98 UNA, S-0437-0025-01: 10.04.1947, Ralph B. Price an Ralph W. Collins, 1.
99 UNA, S-0437-0025-01: 07.05.1947, Bericht von Margaret E. Borland, 1f.
100 Yugoslavs Mourn Loss of Officers.

verlegt wurden.[101] Über die Aktion berichtete auch die New York Times.[102] Demzufolge nahmen die restlichen Lagerbewohner die Nachricht von der Verlegung ihrer Anführer mit Bestürzung entgegen:

> „From every barracks and from poles throughout the camp in Bad Aibling occupied by Yugoslav royalists, shabby black flags fluttered today, and an atmosphere of gloom permeated the whole contingent of 1,700 officers and men quartered there.“[103]

Auch wenn viele im Alltag unter der Befehlsgewalt der Ex-Offiziere gelitten hatten, dürfte die straffe Organisation des Lagerlebens in der Wahrnehmung vieler DPs eine der wenigen Konstanten ihres von Unsicherheit geprägten Exildaseins dargestellt haben. Allerdings fanden sich auf manchen Schildern auch Solidaritätsbekundungen – „Long live the American nation, fighting for the freedom of every man“[104] sowie „America is the symbol of liberty and democracy“.[105] Diese lassen sich als deutlicher Ausdruck von Dank seitens jener DPs deuten, die die Verlegungsaktion begrüßten. Sie konnten nun auf das hoffen, was ihnen im Alltag mit ihren Anführern verwehrt geblieben war: echte Entscheidungsfreiheit für den Einzelnen. Der UNRRA blieb in Anbetracht der bevorstehenden Beendigung ihres Einsatzes nicht viel Zeit, um diese neue Freiheit als Grundlage für die Verwirklichung ihrer Ziele in Bad Aibling zu nutzen. Man hatte bereits zuvor befürchtet, dass ein Zusammenbruch der internen Lageradministration das nun umzusetzende Repatriierungsprogramm konterkarieren würde. Ralph Collins, Leiter der UNRRA-Feldeinsätze in der US-amerikanischen Besatzungszone, sagte diesbezüglich eine „very touchy situation“ voraus.[106] Tatsächlich war die Maßnahme

101 UNA, S-0436-0014-02: 31.05.1947, Wochenstatistik des DP-Lagers Bad Aibling, 2.
102 Yugoslavs Mourn Loss of Officers.
103 Yugoslavs Mourn Loss of Officers.
104 Yugoslavs Mourn Loss of Officers.
105 Yugoslavs Mourn Loss of Officers.
106 UNA, S-0435-0014-24: 24.05.1947, Ralph W. Collins an Fay Greene.

schlichtweg zu spät ergriffen worden. Die allgemeine Skepsis gegenüber der Repatriierung saß zu tief. Joseph L. Zwischenberger, zu diesem Zeitpunkt Leiter des Area Teams 1069, kam zu folgendem resignierten Schluss: „[We] attempted a program in the camp which was held without success."[107] Auch auf Zonenebene war der Optimismus der UNRRA gedämpft: Man konnte nur hoffen, dass sich ein Repatriierungsprogramm in Zukunft möglicherweise erfolgreich durchsetzen lassen würde.[108]

Rosenblatt hatte in seiner Darstellung der Geschichte des DP-Lagers Bad Aibling wohlwollend das Folgende festgehalten: „In spite of the ability of the people to make the best of a poor situation it is hoped they will not spend another winter at Bad Aibling."[109] Diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Unter Verwaltung der IRO waren im September 1947 noch 1.415 DPs im Lager untergebracht.[110] Fortschritte im Bereich der Repatriierung stellten sich auch in Abwesenheit der ehemaligen Offiziere im Lager nicht ein.[111] Stattdessen emigrierten Hunderte der jugoslawischen DPs aus Bad Aibling nach England oder Australien.[112] Sogar der hart erkämpfte Triumph der UNRRA um die Verlegung der ehemaligen Offiziere sollte nicht lange währen – sie wurden letztendlich sogar nach Bad Aibling zurückgebracht, weil sich die Organisation des Lageralltags ohne sie als nicht durchführbar erwiesen hatte.[113] Erst im November 1948 wurden die knapp 1.000 verbliebenen Jugoslawen

107 UNA, S-0436-0014-02: 05.06.1947, Bericht von Joseph L. Zwischenberger, 2.

108 UNA, S-0425-0006-17: 13.06.1947, Kommentar von Maurice Rosen, 3.

109 UNA, S-0425-0006-17: Juni 1947, Geschichte des DP-Lagers Bad Aibling unter Verwaltung der UNRRA, verfasst von Harold Rosenblatt, 3.

110 Digitales Archiv des Internationalen Suchdienstes (ITS), 3.1.1.0 (82383748#2): 20.09.1947, Belegungsstatistik für alle DP-Lager in der US-Zone Deutschlands, 10.

111 AN, AJ/43/774: 08.07.1947, Monatsbericht, IRO Team 1069, 3.

112 AN, AJ/43/772: März 1948, Monatsbericht, IRO Area 7, 12

113 AN, AJ/43/774: 01.10.1947, Monatsbericht, IRO Team 1069, 2.

nach München verlegt. Das DP-Lager Bad Aibling wurde endgültig[114] aufgelöst.[115]

Fazit und Ausblick

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die UNRRA ihr Ziel, eine Vielzahl jugoslawischer DPs zu repatriieren, in Bad Aibling nicht erreichen konnte. Hierzu trugen mehrere Faktoren bei, von denen die Selbstverwaltung der DPs unter Führung antikommunistischer Personen mit Sicherheit an erster Stelle zu nennen ist. Aber auch eine gewisse Hilflosigkeit aufseiten der UNRRA (in Anbetracht der Schwerpunktsetzung auf die Repatriierung als Lösungsansatz) sowie Mängel in den Bemühungen jugoslawischer Behörden um die Vermittlung von Informationen und die Schaffung von Anreizen für Rückkehrer trugen zu diesem Scheitern bei. Die Geschichte des DP-Lagers Bad Aibling gewährt einen lohnenden, letzten Endes aber doch nur begrenzten Einblick in das Schicksal jugoslawischer DPs nach 1945 – einerseits deshalb, weil sich der für diesen Beitrag herangezogene Quellenbestand überwiegend auf die überlieferten UNRRA-Akten beschränkt, und andererseits, weil

114 Mit der Schließung des Lagers endet jedoch nicht die Geschichte der Displaced Persons in Bad Aibling. Von 1948 bis 1951 existierte auf dem Fliegerhorstgelände weiterhin eine von der IRO verwaltete Einrichtung, nämlich das IRO Children's Village Bad Aibling. Dieses war innerhalb der US-amerikanischen Besatzungszone Deutschlands das größte internationale Auffanglager für Kinder und Jugendliche, die DP-Status hatten. Die Geschichte des IRO Children's Village Bad Aibling untersuche ich aktuell im Rahmen meines Promotionsvorhabens: http://www.geschichte.uni-muenchen.de/forschung/lauf_promot/koerner_hans_michael/hoeschler_christian/index.html.

115 AN, AJ/43/772: 30.12.1948, Monatsbericht, IRO Area 7, 5.

die mikrohistorische Perspektive auf ein einzelnes DP-Lager nicht in allgemeingültige Aussagen münden kann. Interessant wäre etwa, ob in anderen Lagern, die ehemalige Soldaten der königlich-jugoslawischen Armee beherbergten, ähnliche Bedingungen herrschten wie in Bad Aibling. Es wäre deshalb begrüßenswert, wenn Historiker dieser Personengruppe künftig verstärkt ihre Aufmerksamkeit widmen würden.

Quellen

Archivalien

Archives Nationales, Paris: BeständeAJ/43/772; AJ43/774; AJ/43/407.

Archiv des American Jewish Joint Distribution Committee: Bestand NY AR194554/4/32/11/335.

Bayerisches Hauptstaatsarchiv: Bestand OMGB 13/154-1/16.

Digitales Archiv des Internationalen Suchdienstes (ITS), Bad Arolsen: Bestand 3.1.1.0 (82383748#2).

Privatarchiv Christian Höschler: Briefwechsel mit ehemaligen Bewohnern des DP-Lagers Bad Aibling.

The National Archives, UK: Bestand FO 945/389.

United Nations Archives: Bestände S-0411-0002-11; S-0425-0006-17; S-0435-0014-24; S-0436-0014-02; S-0437-0022-33; S-0437-0024-12; S-0437-0025-01; S-0437-0025-04;

Gedruckte Quellen

„Royal Yugoslav“ Army Move Frustrated By Americans. In: The Morning Bulletin, 13.02.1946.

Yugoslavs Mourn Loss of Officers. Displaced in German Camp Quieted by Explanation of UNRRA‘s Segregation, in: New York Times, 27.05.1947.

Woodbridge, George: UNRRA. The History of the United Nations Relief and Rehabilitation Administration, Bd. 2. New York 1950.

Literatur

Burianek, Otto: From Liberator to Guardian. The U.S. Army and Displaced Persons in Munich, 1945. Druid Hills 1992.

Feder, Ruth: Displaced Persons Go Home. How They Are Received in Yugoslavia. In: The Churchman 161 (1947), 15f.

Gombač, Jure: Repatriation to Slovenia after World War II. In: Rebecca Boehling / Susanne Urban / René Bienert (Hg..): Freilegungen. Displaced Persons. Leben im Transit: Überlebende zwischen Repatriierung, Rehabilitation und Neuanfang. Göttingen 2014, 53-60.

Grobman, Alex: Rekindling the Flame. American Jewish Chaplains and the Survivors of European Jewry, 1944-1948. Detroit 1993.

Grossmann, Atina: Jews, Germans, and Allies. Close Encounters in Occupied Germany. Princeton/NJ 2007.

Hagenbruch, Karlheinz: Der Lebensabend jugoslawischer Generäle auf Schloss Varlar, 1948-1970. In: Geschichtsblätter des Kreises Coesfeld 31 (2006), 137-180.

Hirschmann, Ira A.: The Embers Still Burn. An Eye-Witness View of the Postwar Ferment in Europe and the Middle East and our Disastrous Get-Soft-With-Germany Policy. New York 1949.

Jacobmeyer, Wolfgang: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945-1951. Göttingen 1985.

Ders.: Ortlos am Ende des Grauens. „Displaced Persons“ in der Nachkriegszeit. In: Bade, Klaus J. (Hg.): Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München 1992, 367-373.

Königseder, Angelika / Wetzel, Juliane: Lebensmut im Wartesaal. Die jüdischen DPs (Displaced Persons) im Nachkriegsdeutschland. Frankfurt/Main 1994.

Lane, Ann J.: Putting Britain Right with Tito. The Displaced Persons Question in Anglo-Yugoslav Relations 1946-47. In: European History Quarterly 22 (1992), 217-246.

Lavsky, Hagit: New Beginnings. Holocaust Survivors in Bergen-Belsen and the British Zone in Germany, 1945-1950. Detroit 2002.

Mayr, Gottfried: Das Kriegsgefangenenlager PWE No. 26, Bad Aibling 1945-1946. Massenschicksal – Einzelschicksale. Bad Aibling 2002.

Nicolić, Kosta: The Serbian Political Emigration in Western Europe, 1945-1956. Belgrad 2011.

Roberts, Walter: Tito, Mihailović and the Allies. 1941-1945, Durham 1987.

Rummel, Rudolph: ‚Demozid‘ – der befohlene Tod. Massenmorde im 20. Jahrhundert, Münster 2003.

Shephard, Ben: The Long Road Home. The Aftermath of the Second World War, London 2010.

Sundhaussen, Holm: Geschichte Serbiens. 19.-21. Jahrhundert. Wien 2007.

Ders.: Jugoslawien und seine Nachfolgerstaaten 1943-2011. Eine ungewöhnliche Geschichte des Gewöhnlichen, Wien 2012.

Wyman, Mark: DPs. Europe’s Displaced Persons , 1945-1951. New York 1998.

Iris Helbing

Kinderzentren für polnische Kinder und Jugendliche in der britischen Besatzungszone

Zur Hinterlassenschaft des nationalsozialistischen Reiches gehörten im frühen Nachkriegsdeutschland Tausende von Kindern und Jugendlichen, die die Nationalsozialisten im Zuge ihrer Germanisierungs- und Zwangsarbeiterpolitik aus ihren Heimatländern verschleppt hatten.[1] Nach dem Ende des Krieges bemühte sich vor allem die UNRRA gemeinsam mit dem Polnischen Roten Kreuz (PRK) darum, polnische Kinder und Jugendlichen zu repatriieren.

Durch den Germanisierungsprozess, den manche polnische Kinder während der deutschen Besatzungszeit unter menschenverachtenden Bedingun-

1 Generell ist es sehr schwierig, genaue Zahlen zu polnischen Kindern oder zu den Repatriierungen zu nennen. Die Quellen sind diesbezüglich nicht verlässlich. In den meisten Fällen fehlen absolute Zahlen für die Zonen. Das lag einerseits daran, dass die Berichte der UNRRA-Teams sich im Zusammenhang mit Statistiken widersprachen und andererseits, dass im Laufe des Jahres 1946 der Suchprozess erst richtig anlief und somit die Statistiken permanent modifiziert werden mussten. Siehe dazu: ITS/ARCH/HIST-Ordner CSB 4: Monthly Report – Child Welfare Branch – June 1946, 369; ITS/ARCH/HIST-Ordner Child Search Branch 7: Child Search Branch Yearly Report 1949 (Dokumentenseite 3), unpaginiert; ITS/ARCH/Kindersuchdienst: Polnische Kinder-Schriftwechsel von Januar 1948/Dezember 1948; 11.6.1948, The British make the Return of Polish Children impossible. Die Zahl von 200.000 verschleppten Kindern und Jugendlichen wird heute teilweise noch in Dokumentationen oder populärwissenschaftlichen Büchern genannt. Neuere Schätzungen gehen davon aus, dass zwischen 20.000 und 50.000 Kinder der gewaltsamen Germanisierungspolitik der Nationalsozialisten zum Opfer fielen. Siehe dazu: Hopfer: Geraubte Identität, 222 und Zahra: Lost Children, 201. Hopfer geht von mindestens 20.000 Kindern aus, Zahra von 20.000 bis 50.000.

gen erlebten, hatten vor allem die jüngeren unter ihnen ihre eigentliche Herkunft vergessen. Sie erhielten eine neue Identität mit einem deutschen Namen und gefälschten Geburtsdaten. Den Kindern wurde verboten, ihre Muttersprache zu benutzen. Stattdessen lernten sie Deutsch und wurden im nationalsozialistischen Geist erzogen.

Ab dem Sommer 1945 machte sich die UNRRA auf die Suche nach nichtdeutschen Kindern in den westlichen Besatzungszonen, um sie zu versorgen und um sie in ihren Heimatländern mit ihren Eltern oder Verwandten zu vereinen. Bis zum Sommer 1946 fand die UNRRA 846 unbegleitete polnische Kinder in der britischen Zone, in der US-Zone befanden sich 518 und in der französischen Zone 169 polnische Kinder.[2] Die Kategorie „unbegleitet“ (unaccompanied) galt für Kinder, die ohne Begleitung der Eltern oder enger Verwandter gefunden wurden. Die meisten germanisierten Kinder, die die UNRRA in deutschen Einrichtungen oder Familien fand, gehörten in diese Kategorie. Um die Herkunft der unbegleiteten Kinder und Jugendlichen bestimmen zu können und sie dann auf eine Repatriierung vorzubereiten, schuf die UNRRA so genannte Kinderzentren. Hier lernten bzw. benutzten sie im Idealfall ihre Muttersprache wieder und lernten die Geschichte und Kultur ihres Herkunftslandes kennen. Diese Renationalisierung war nötig, da sich einige wiedergefundene polnische Kinder als Deutsche identifizierten und sich hartnäckig weigerten, ihre polnische Herkunft anzuerkennen. Bei einigen war die Germanisierung so erfolgreich gewesen, dass sie die nationalsozialistische Ideologie weitertrugen. Gewünscht war, dass die Kinder erst nach Polen repatriiert werden sollten, wenn sie sich mit ihrer polnischen Herkunft identifizieren konnten.[3]

2 UNA-S-0412-8-10: September 1946, CHQ, Monthly Narrative Report.

3 UNA-S-411-2-8: Report by Children Welfare Consultant on Visit to Central Headquarters, Germany 16th to 27th July, 1946.

In diesem Beitrag werden Aufbau und Funktion der Kinderzentren am Beispiel des Kinderzentrums Rohlstorf/Müssen sowie das Heim für junge Frauen und ihre Babys in Loccum vorgestellt. Des Weiteren wird dargestellt, welche Maßnahmen die UNRRA in den Kinderzentren unternahm, um den germanisierten polnischen Kindern zu helfen, sich an ihre eigentliche Herkunft zu erinnern.

Aufbau und Funktion der Kinderzentren

Nach einer Guideline der UNRRA von August 1945 war es das Ziel, Kinderzentren für circa zwölf bis 20 Kinder aller Altersgruppen in den Besatzungszonen zu schaffen. Die Kinder sollten aus nicht mehr als ein oder zwei umliegenden DP-Lagern kommen. Erwünscht war, dass sich qualifiziertes Personal um die Kinder kümmern sollte, denn Ziel der Einrichtungen war es, die Kinder in eine glückliche Zukunft zu führen.[4] Bei dem „Umzug" in ein Kinderzentrum aus einer deutschen Einrichtung oder Familie bzw. aus einem DP-Lager musste dem Kind klar werden, dass alles Mögliche getan werden würde, um Verwandte oder die Eltern zu finden. Das Kind sollte sich sicher und gut aufgehoben fühlen, um spätere Befragungen zu erleichtern. Auf gar keinen Fall durfte es von Geschwistern, Cousins oder von Freunden getrennt werden. Gab es intensive Beziehungen zwischen Kindern, mussten diese berücksichtigt werden.[5]

Die Kinderzentren konnten in requirierten deutschen Kinderheimen eingerichtet werden. Die UNRRA riet, Einrichtungen auf mehrere, naheliegende

4 Die Guideline in UNA-S-411-2-8.

5 UNA-S-409-9-1: 8.8.1945, „Children's Centres for Unaccompanied Children in Occupied Germany – with a Guide to their Establishment and Operation".

Häuser zu verteilen und eine Art „Kinderdorf“ zu gründen.[6] Räumlichkeiten für eine Küche, einen einladenden Essensraum, Bad, Büro der Leitung und geschlechtergetrennte Schlafzimmer sowie große Räume zum Spielen für die einzelnen Altersgruppen mussten vorhanden sein.[7] Vor allem dem gemeinsamen Essen kam ein hoher Stellenwert zu, da die Kinder dabei nicht nur die Erfahrung machen konnten, ausreichend verpflegt zu werden, sondern auch ihre Sozialkompetenz durch das gemeinsame Einnehmen der Mahlzeiten eine Förderung erhielt. Oft mussten die Kinder noch das Essen lernen. Durch die Erfahrungen des Hungerns in der Vergangenheit neigten einige dazu, Essen auf ihrem Teller zu stapeln oder in ihren Taschen zu verstecken. Andere Kinder bekamen aufgrund der Mangelernährungserscheinungen keinen Bissen herunter. Die Kinder sollten in die Vorbereitungen der Speisen aktiv miteinbezogen werden, indem sie in der Küche beim Kochen halfen und nach dem Essen dafür sorgten, dass der Raum wieder in einem sauberen und ordentlichen Zustand war.[8]

Das Außengelände der Kinderzentren sollte groß genug sein, um dort Spielplätze zu erbauen, die zu allen Altersgruppen passten.[9] Bei Arbeiten am Außengelände wurden die Kinder einbezogen, indem sie beispielsweise einfache Gartenarbeiten erledigten.[10]

Das Personal setzte sich im Idealfall aus DPs zusammen, die die gleiche Nationalität wie die Kinder hatten. Ein grundsätzliches Problem in den Kinderzentren der westlichen Besatzungszonen war allerdings das Fehlen von geeignetem Personal. In der britischen Besatzungszone gab es kaum solches, das auf die Arbeit mit Kindern spezialisiert war. Dieser Notstand konnte in den kommenden Jahren nicht beseitigt werden, denn durch die Repatriierungen

6 UNA-S-409-9-1: 8.8.1945.
7 UNA-S-409-9-1: 8.8.1945.
8 UNA-S-412-8-3: Standards of Care in Children’s Centres.
9 UNA-409-9-1: 8.8.1945.
10 UNA-S-412-8-3.

kehrten viele gut ausgebildete DPs, die die UNRRA und die Militärbehörden personell im medizinischen und im Bildungsbereich unterstützten, den Lagern den Rücken und gingen nach Polen zurück. So blieb der Personalmangel ein dauerhaftes Problem.

Um entsprechende Bildungsprogramme zur Renationalisierung durchzuführen, legte die UNRRA auf eine homogene Belegung wert. Dennoch konnten sich in einem Kinderzentrum für mehrheitlich polnische Kinder auch wenige nichtpolnische Kinder aufhalten. Vor allem in den Zentren für Kinder bis zwei Jahre befanden sich solche unterschiedlicher Nationalitäten. Bei Kinderzentren für ältere Kinder waren homogene Belegungen eher die Regel. In der britischen Besatzungszone gab es neben Zentren für polnische Kinder noch einige für baltische Kinder.[11]

Die Leitung eines solchen Zentrums sollte eine Frau übernehmen, die Freude daran hatte, mit Kindern zusammen zu sein und die noch jung genug war, die Strapazen einer Heimleitung ohne Probleme auszuhalten. Doch gerade Jugendliche oder ältere Kinder fragten später nach „very old teachers" und meinten damit erfahrene und weise Betreuer, die durch ihre Lebenserfahrung das Gefühl von Sicherheit vermitteln konnten.[12]

Wichtigste Aufgabe in den Kinderzentren war das Feststellen der Identität bei denjenigen Kindern, von denen die Betreuer nicht sicher waren, woher diese kamen und die auch keine Erinnerung mehr an ihre Familie und Heimat hatten. Daher standen die Kinder unter der Beobachtung ausgewählter Mitarbeiter in den Zentren.[13] Alle Erwachsenen, die mit den Kindern in Kontakt traten, bekamen die Instruktion, im Umgang mit ihnen sehr aufmerksam zu

11 UNA-S-407-23-4: 15.5.1947, Children's Homes in British Zone, Lemgo.

12 UNA-S-407-23-4: 15.5.1947, Children's Homes in British Zone, Lemgo

13 ITS/ARCH/HIST-Ordner Alliierte, 35, The Registration and Identification of Displaced Unaccompanied Children in Enemy Territory, 1946, 11.

sein, da jedes noch so winzige Detail helfen konnte, mehr über die Identität der Kinder zu erfahren.

Die UNRRA beobachtete die Kinder in ihrem Spiel mit anderen Kindern. Vor allem ihre Kommunikation untereinander während des Spiels oder der Mahlzeiten konnte Aufschluss über ihre Herkunft geben.[14] Im Gespräch mit anderen Kindern war die Bereitschaft, persönliche Dinge preiszugeben, höher, als bei Erwachsenen, denen sie aufgrund ihrer Erfahrungen während der Kriegsjahre nur bedingt vertrauten. Ebenso benutzten die UNRRA-Mitarbeiter im alltäglichen Gebrauch simple Alltagswörter in den Sprachen, von denen sie meinten, die Kinder könnten sich eventuell daran erinnern. Auch bekannte Kinderspiele, -reime oder -lieder aus anderen Ländern setzte die UNRRA als Erinnerungshilfsmittel ein, um die Reaktion der Kinder zu testen.[15] Neben der Beobachtung des freien Spiels traten auch Zeichnungen sowie Rollenspiele der Kinder in den Fokus der UNRRA-Mitarbeiter. Kinder, die bereits Schulen in den Zentren besuchten, wurden von den Lehrern beobachtet, die Anweisung hatten, jedes Detail, das die Kinder preisgaben, schriftlich festzuhalten. So konnte es durchaus passieren, dass sich die Kinder auf einmal wieder an Namen ihrer alten Schule oder Lehrer erinnerten.

Die UNRRA war sich bewusst, dass die Chance, mehr über die Identität der Kleinkinder in Zentren zu erfahren, relativ gering war. Fünf- und Sechsjährige waren eventuell in der Lage, sich an ihren eigenen Namen zu erinnern, aber an die vollständigen Namen der eigenen Eltern oder ihren Herkunftsort konnten sie sich nicht mehr erinnern, vor allem, wenn der Germanisierungsprozess schon einige Jahre zuvor begonnen hatte. Das gleiche galt für Kinder, die im Grundschulalter waren. Auch hier hing das Erinnerungsvermögen davon ab, wie lange ein Kind bereits von seinen Eltern getrennt war.[16]

14 ITS/ARCH/HIST-Ordner Alliierte, 35.

15 ITS/ARCH/HIST-Ordner Alliierte, 35.

16 ITS/ARCH/HIST-Ordner Alliierte, 35.

Beim Aufbau der DP-Lager und der Kinderzentren hatte die Etablierung von Bildungseinrichtungen innerhalb der Lager oberste Priorität: So wurden Kindergärten, Schulen, Bibliotheken und Jugendhäuser errichtet, und es gab sogar die Möglichkeit, eine Berufsausbildung zu absolvieren oder berufsorientierte Kurse zu besuchen. Wichtig war vor allem die Orientierung auf die polnische Sprache, Geschichte und Kultur, um die Kinder und Jugendlichen zu renationalisieren. Im Unterricht sollten sie über ihre Muttersprache, Tänze, Folklore und Religionsunterricht an die Gebräuche ihrer Nation herangeführt werden. Doch nicht nur für die Identifikation mit der eigentlichen Herkunft war der Unterricht wichtig, sondern auch, um den Kindern und Jugendlichen Disziplin und Routine zu vermitteln. Gerade die Struktur eines Schulalltages gab ihnen ein Gefühl von Sicherheit und vermittelte die Fähigkeit, mit anderen Kindern auszukommen und zusammenzuleben. Hier war es vor allem die Gruppe der DPs, die sich aktiv in das Schulsystem einbrachte und wichtige Positionen besetzte.

Generell versuchte man, die Kinderzentren nicht weit von anderen DP-Lagern einzurichten, damit die Kinder aus beiden Lagern zusammen zur Schule gehen und gemeinsam ihre Freizeit gestalten konnten. Außerdem konnten sich so Beziehungen zu Erwachsenen aus ihrem Herkunftsland aufbauen, die sich dann verantwortlich für diese Kinder fühlten. Diese Art von Beziehungen war wichtig für die Bildung einer eigenen nationalen Identität. Aber auch der Mangel an entsprechendem Personal, das sich um die Kinder kümmern konnte, machte eine Verzahnung beider Lagertypen unerlässlich. Kinder-Fürsorge-Mitarbeiter der UNRRA, die sich in den DP-Lagern um die Kinder und Jugendlichen kümmerten, konnten auch in den chronisch unterbesetzten Kinderzentren mitwirken, sofern beide Standorte nahe beieinanderlagen.

Rohlstorf und Müssen

Eine der ersten Initiativen, sich um die polnischen Kinder in der britischen Besatzungszone in Schleswig-Holstein zu kümmern, ging vom polnischen Verein in Lübeck aus. Bereits im Sommer 1945 suchte dieser nach einem Standort für ein Kinderhaus, in dem polnische Kinder leben sollten.[17] Dieses Haus sollte den Kindern im Sommer die Möglichkeit geben, sich dort für einen Monat zu erholen. Der Verein erhielt für die Einrichtung des Hauses zwei Hotels in Travemünde, die direkt am Strand lagen. Im Sommer übernahm die UNRRA die Verantwortung für das Haus und fragte nach Unterstützung durch einen Mitarbeiter vom Save the Children Fund.[18] Der erste Bericht aus dieser Einrichtung stammt vom August 1945. Daraus geht hervor, dass das Personal sehr erstaunt über das ordentliche Verhalten der Kinder war. Vermutlich hatten sie eine Gruppe von völlig demoralisierten Jugendlichen und traumatisierten Kindern erwartet, da das höfliche Benehmen und die Tatsache, dass kein einziges Kind unter Enuresis litt, Erwähnung gefunden hat. Zu den Teilnehmern des ersten „Erholungsurlaubes“ ist zu sagen, dass es sich dabei nicht um unbegleitete Kinder handelte, sondern um polnische Kinder, die mit ihren Eltern als Displaced Persons in der britischen Zone lebten. Die Eltern dieser Kinder hatten erhebliche Schwierigkeiten damit, dass die UNRRA ihre Kinder in dieses Sommerlager einlud. Teilweise verboten sie ihnen die Teilnahme aus der verständlichen Angst, ihre Kinder zu verlieren.

Im Herbst 1945 stellte das Personal fest, dass die Kinder, die sich nach den zuvor organisierten Sommerlagern im Heim aufhielten, größtenteils unbegleitete Kinder oder Waisen waren.[19] Die Heimleitung war nun gezwungen,

17 UNA-S-407-30-5: 24.3.1947, Children’s Centres, Schleswig-Holstein Region, Polish Children’s Homes.

18 UNA-S-407-30-5: 24.3.1947.

19 UNA-S-407-30-5: 24.3.1947.

den eigentlichen „Sommerlager- Charakter“ der Einrichtung umzuändern. Diese Kinder konnten nicht mehr nach dem Urlaub weggeschickt, sondern sollten dort dauerhaft untergebracht werden. Die meisten der polnischen unbegleiteten Kinder kamen aus deutschen Familien und Einrichtungen. Eine Kinderfürsorge-Offizierin der UNRRA beschrieb den Charakter dieser Kinder als schwierig.[20] Insgesamt hielten sich zu Beginn des Jahres 1946 circa 60 Kinder im Alter von wenigen Monaten bis 15 Jahren in der Einrichtung auf. Untergebracht waren sie in Zimmern, die sie sich mit zwei bis sechs anderen Kindern teilten, je nach Größe der Zimmer. Die meisten Kinder sollen geistig unterentwickelt gewesen sein.[21] Die UNRRA-Offizierin versprach Hilfe im Umgang mit den Kindern und auch bei der Beschaffung von Kleidung und anderen benötigten Gegenständen. Vor allem ordentliche bzw. individuelle Kleidung war wichtig für die psychische Regenerierung. Greta Fischer, die als UNRRA-Mitarbeiterin das Kinderzentrum Kloster Indersdorf in der amerikanischen Besatzungszone leitete, hielt in ihren Erinnerungen fest, dass die Kinder sich völlig veränderten, wenn sie ihre alten und schmutzigen Kleidungsstücke gegen saubere, gutsitzende und individuelle Kleidung eintauschten. „Die Versorgung mit Kleidung erfüllt den wichtigen Zweck, das Gefühl für die persönliche Würde wiederherzustellen, ebenso wie für ein ordentliches Äußeres, Anstand und Wärme zu sorgen.“[22] Im Kinderzentrum Kloster Indersdorf konnten die sich Kinder, von denen die meisten einen Aufenthalt im Konzentrationslager hinter sich hatten, ihre Kleidung selbst aussuchen. Für das dortige UNRRA-Team hatte dieser Vorgang therapeutische Ansätze und war Teil der psychischen Rehabilitation. Es ist davon auszugehen, dass die UNRRA auch in anderen Kinderzentren viel Wert darauf legte, das Selbst-

20 UNA-S-407-27.7, 25.1.1946, Report from Children’s Home Travemunde.

21 UNA-S-407-27.7: 25.1.1946.

22 Andlauer: Zurück ins Leben, 59f.

wertgefühl der Kinder zu stärken, indem sie ihnen ordentliche Kleidung beschaffte und auch mit entsprechender Kleidung dem Geschlecht des Kindes Ausdruck geben konnte.

Im Frühling 1946 zog die Einrichtung nach Rohlstorf, in ein 1912 erbautes, modernes Gutshaus am See.[23] In Müssen, das fünf Kilometer entfernt war, etablierte die UNRRA ein weiteres Heim für polnische Kinder. Beide Einrichtungen waren als zusammengehörige Einheit, als polnisches Kinderzentrum bekannt. In den Akten der UNRRA wurden sie als Kinderzentrum Rohlstorf bezeichnet. Spätestens seit Sommer 1946 befanden sich in Rohlstorf auch russische und lettische Kinder. Im Frühjahr 1947 gab die UNRRA in ihrer Liste zu den Einrichtungen für Kinder und Jugendliche an, dass sich in Rohlstorf lettische unbegleitete Kinder befänden.[24]

Insgesamt konnten in beiden Häusern 160 Kinder und Jugendliche untergebracht werden, 90 in Rohlstorf und 70 in Müssen.[25] Im Sommer 1946 hielten sich dort insgesamt 85 Kinder auf, das jüngste war Ende Mai 1946, das älteste im September 1927 geboren worden. Bei einigen Kindern war das Geburtsdatum nicht ganz klar und teilweise nur das Geburtsjahr bekannt.[26]

Die Häuser lagen am Wardersee und waren mit Sanitärbereich, Küche, Speisesaal und großen Grundstücken ausgestattet. Die Kinder in Rohlstorf hatten genügend Platz, um drinnen und draußen zu spielen. Gerade die ruhige Lage am See bot genug Möglichkeiten, in der Natur zu spielen. Doch es fehlte in Rohlstorf vor allem an geeigneten Möbeln für Kleinkinder und an genügend Utensilien für die Küche und für die Schule.[27] Auch die Lebensmittelrationen der UNRRA und die Belieferung durch die Deutschen reichten

23 Seit 1962 beherbergt das Haus ein Internat.

24 UNA-S-407-23-4: 15.5.1947, Children's Homes in British Zone, Lemgo.

25 UNA-S-407-27-7: Progress Report for July and August, Polish Children's Home Rohlstorf.

26 UNA-S-407-27-7: Rohlstorf. List of Children Admitted in July and August 1946.

27 UNA-S-407-27-7: 9.4.1946, Report Children's Centre Rolsdorf-Mussen.

nicht aus. So war man auf Hilfsgüter des Britischen und Polnischen Roten Kreuzes sowie anderer Hilfsorganisationen angewiesen.[28] Dieser vor allem mit Blick auf die Ernährung der Säuglinge kritische Zustand blieb ein dauerhaftes Problem. Zudem setzte im Sommer 1946 die Belieferung mit Lebensmitteln des Polnischen Roten Kreuzes aus.[29]

Theoretisch beherbergte das Haus in Rohlstorf Kinder bis zu zehn Jahren, in Müssen lebten die älteren Kinder. Diejenigen Kinder, die dem polnischen Unterricht in Müssen noch nicht folgen konnten, kamen kurzfristig nach Rohlstorf, um Routine in ihrer Muttersprache zu entwickeln.[30] Für die weitere Entwicklung der Jugendlichen sollten in Zukunft Berufskurse angeboten werden, die ihnen eine sinnvolle Beschäftigung geben konnten. Für die Mädchen sollten Hauswirtschafts- und Handarbeitskurse angeboten werden, die man bereits in Travemünde vorgeschlagen hatte. Die Fokussierung auf den häuslichen Bereich bei den Ausbildungsmöglichkeiten für Mädchen,[31] die die UNRRA-Mitarbeiterin vorschlug, entsprach den Zielen der Organisation, deren Programme darauf abzielten, Mädchen auf ihre „traditionelle“ Rolle als Frau und Mutter vorzubereiten. Des Weiteren sollte eine Pfadfindergruppe eingerichtet werden. Eine Aufstockung des Personals war ebenfalls geplant, da die Mitarbeiter aufgrund eines hohen Erschöpfungsgrades dringend personelle Hilfe benötigten.[32]

Generell wurde viel Wert auf das Einhalten der Stundenpläne und Teilnahme an gemeinsamen Aktivitäten gelegt. Die Strukturen innerhalb der

28 UNA-S-407-27-7: 6.5.1946, Report: Polish Children’s Home Rohlsdorf.

29 UNA-S-407-27-7: Progress Report for July and August, Polish Children’s Home Rohlstorf.

30 UNA-S-407-30-5: 24.3.1947, Children’s Centres, Schleswig-Holstein Region, Polish Children’s Homes.

31 Zahra: Lost Children, 110.

32 UNA-S-0407-27-7: Visit to Polish Children’s Centre Rolsdorf/Mussen, March 1946.

kleinen Gemeinschaften in den Kinderzentren dienten den Kindern und Jugendlichen dazu, innere Stabilität zu erlangen und Teil einer Gruppe zu sein. Der Heimleitung erleichterte das Aufstellen von Regeln den Arbeitsablauf und förderte die Übernahme von Verantwortung seitens der Kinder. In Müssen bewährte sich das Prinzip der Selbstverwaltung (Self Government), das in Rohlstorf aufgrund der Altersstruktur in dem Heim noch nicht anwendbar war. In Müssen bestimmte der Heimleiter einen Jungen als Verantwortlichen für das Haus, ein Mädchen wurde zur Stellvertreterin des Jungen ernannt. Die beiden waren für die Ordnung im Haus und für kleinere Angelegenheiten der Kleinkinder verantwortlich. Für die Klärung kleinerer Streitigkeiten gab es drei Richter, die jeweils einen Stellvertreter hatten, einen Jungen oder ein Mädchen, der oder die die Verantwortung für die Bibliothek übernahm, einen Jungen oder ein Mädchen, der oder die eine Chronik zu der Geschichte des Hauses schrieb, ein Kind, das für die Post verantwortlich war (Ein- und Ausgang der Post und das Zustellen sogenannter „Dankesbriefe"), jeweils ein Mädchen und einen Jungen, die für die Ruhe und Ordnung auf den jeweiligen Korridoren zuständig waren bzw. in den Zimmern und beim Essen.[33]

Dieses in Müssen eingeführte Prinzip der Selbstverwaltung erinnert an Janusz Korczaks pädagogische Ansätze in seinem in Polen geführtem „Haus der Waisen". Der Arzt und Pädagoge Korczak wurde 1878 in Warschau als Henryk Goldszmit geboren und stammte aus einer gebildeten und wohlhabenden Familie.[34] 1942 deportierten die Nationalsozialisten die Kinder des von Korczak geleiteten Waisenhauses in das Vernichtungslager Treblinka. Korczak begleitete sie in das Vernichtungslager und ging dort mit ihnen gemeinsam in den Tod. Seine reformpädagogischen Ansätze waren in Polen sehr populär, und vermutlich hatte seine Pädagogik der Eigenverantwortung

33 UNA-S-407-27-7: 6.5.1946, Report: Polish Children's Home Rohlsdorf.

34 Waaldijk/Korczak: Klein sein und groß werden, 16.

und Selbstverwaltung Einfluss auf die Mitarbeiter im Kinderzentrum Müssen, die fast ausschließlich im Bereich der Bildung, Pflege und Erziehung polnische DPs und in Polen examiniert waren.[35] Ordnung und Verantwortung für bestimmte Dinge waren in dem von ihm geführten Waisenhaus zentrale Aspekte, genauso wie die Selbstverwaltung in Form einer „Kinderrepublik" mit eigenen Gerichten.[36] Leider ist nicht mehr zu der Umsetzung der Selbstverwaltung des Kinderzentrums Müssen bekannt. Vermutlich nutzte das Personal in dem Heim reformpädagogische Ansätze, um den Jugendlichen und Kindern dabei zu helfen, Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen. Das kam der UNRRA sicherlich entgegen, denn diese verfolgte das Ziel, aus den DPs eigenverantwortliche Menschen zu machen, die in Zukunft in der Lage sein sollten, ihr Leben selbst zu führen.

Bei den Freizeitaktivitäten und bei der Schulausbildung war das Heranführen der Kinder und Jugendlichen an ihre Sprache und Kultur vorrangig. Die Kinder lernten polnische Volkslieder und Tänze sowie kleine Theaterstücke, die das Heim vor allem dann präsentierte, wenn mit „hohem Besuch" zu rechnen war.[37] Im Juni 1946 spielten die Jugendlichen aus Müssen „Schneewittchen" anlässlich eines Besuches von Repräsentanten der Militärregierung und der UNRRA.[38]

Im Gegensatz zu der doch eher spielerischen Vermittlung der polnischen Kultur durch Tänze und Gesang war es erheblich schwieriger, die Kinder zu unterrichten. Der Bildungsstand war auf einem sehr niedrigen Niveau, und die Kinder besaßen keine Kenntnisse der polnischen Sprache mehr. Weder in Müssen noch in Rohlstorf konnte der Unterricht nach „normalen" Kriterien

35 UNA-S-407-27-7: 6.5.1946, Report: Polish Children's Home Rohlsdorf.
36 Waaldijk/Korczak: Klein sein und groß werden, 50ff.
37 UNA-S-407-27-7: 6.5.1946, Report: Polish Children's Home Rohlsdorf.
38 UNA-S-407-27-7: Progress Report for June, Polish Children's Home Rohlstorf.

durchgeführt, sondern musste individuell an die Bedürfnisse der Kinder angepasst werden. Neben der Vermittlung der elementaren Dinge im Kindergarten und in der Schule unterrichtete das Personal die Kinder und Jugendlichen in Nähen, Stricken, Werken, Schnitzen und in der Gartenarbeit. Man bestellte Material, um Hauswirtschaft, Korbflechten, Lederverarbeitung und die Grundlagen der Mechanik zu vermitteln. Morgens, nachmittags und abends gab es Sportunterricht oder Gymnastik. Sport galt als geeignetes Mittel sich zu regenerieren.[39] Für die älteren Mädchen in Müssen gab es folgende Berufskurse: Nähen, Kochen und Baby-Pflege; die Jungen hatten die Möglichkeit, sich in den Bereichen Mechanik und Gartenarbeit ausbilden zu lassen.[40] In ihrer Freizeit bzw. an den Wochenenden machten die Kinder und Jugendlichen Ausflüge. Darunter fielen nicht nur gegenseitige Besuche und die Erkundung der Natur, sondern auch Dampfschifffahrten, der Besuch des deutschen und des baltischen Zirkus der UNRRA in Lübeck sowie Kinobesuche,[41] der Besuch des Hamburger Planetariums und des Zoos sowie die Besichtigung der Höhlen in Bad Segeberg.[42] Die UNRRA-Mitarbeiter des Kinderzentrums Müssen gaben sich viel Mühe, den Kindern ein reichhaltiges Freizeitprogramm anzubieten.

39 UNA-S-407-27-7: 6.5.1946, Report: Polish Children’s Home Rohlsdorf.

40 UNA-S-407-27-7: Plan for Vocational Training.

41 UNA-S-407-27-7: 6.5.1946, Report: Polish Children’s Home Rohlsdorf; UNA-S-407-27-7: Progress Report for June, Polish Children’s Home Rohlstorf. Über den baltischen Zirkus der UNRRA konnte nichts weiter in Erfahrung gebracht werden. Auch Nachfragen bei DP-Experten, die sich mit den baltischen DPs beschäftigen, haben keine weiteren Erkenntnisse erbracht, da das Phänomen „baltischer UNRRA-Zirkus“ nicht geläufig ist.

42 UNA-S-407-27-7: Progress Report for July and August, Polish Children’s Home Rohlstorf.

Da alle Kinder und Jugendlichen in den beiden Heimen katholisch waren, erhielten sie zweimal die Woche Religionsunterricht. Sonntags und zu besonderen Anlässen kam ein katholischer Priester in die beiden Heime.[43]

Während ihres Aufenthaltes in Rohlstorf und Müssen standen die Kinder und Jugendlichen unter ständiger psychologischer Beobachtung durch die Krankenschwestern und Lehrer. Jedes Detail zu dem Verhalten der Kinder sollte festgehalten werden.[44] Unterstützung bekamen die Einrichtungen durch einen estnischen und lettischen Psychologen und einen lettischen Studenten, die bestimmte Programme für unterschiedliche Gruppen entwickelten. Die vorgeschlagenen Programme sollten durch Lehrer durchgeführt werden, die dafür geeignet zu sein schienen.[45] Interessant ist im Falle Rohlstorf die offensichtlich enge Zusammenarbeit polnischer mit lettischen bzw. estnischen Mitarbeiten im Zentrum. Auf weitere Forschungen darf man gespannt sein, vor allem auch zu dem Verhältnis polnischer und baltischer DPs, das aufgrund der unterschiedlichen Erfahrungen mit dem nationalsozialistischen Regime nicht ohne Spannungen gewesen sein dürfte. In den Augen der polnischen DPs galten die „Balten“ als Kollaborateure.

Im August 1946 erfolgte die Repatriierung von 75 Kindern aus Rohlstorf und Müssen. Gleichzeitig kamen weitere Kinder in die Häuser, die die UNRRA-Teams noch in den DP-Lagern fanden. Auch die Suche in deutschen Einrichtungen war noch weit davon entfernt, als abgeschlossen bezeichnet zu werden. Rund 50 Kinder fanden die Teams in der Umgebung und brachten sie nach Rohlstorf.[46] Im Herbst 1946 war der größte Teil der Kinder in beiden Einrichtungen repatriiert. Diejenigen unbegleiteten Kinder, die noch im

43 UNA-S-407-27-7: 6.5.1946, Report: Polish Children's Home Rohlsdorf.

44 UNA-S-407-27-7: 6.5.1946, Report: Polish Children's Home Rohlsdorf.

45 UNA-S-0407-27-7: 25.7.1946, Schreiben UNRRA Regional Child Welfare Officer.

46 UNA-S-408-11-8: 28.8.1946, Monthly Welfare Report.

Heim waren, kamen an die See nach Haffkrug.[47] Danach nutzte die UNRRA die Einrichtung für lettische Kinder im Alter von fünf bis zehn Jahren.[48]

Das Heim für junge Frauen und Babys in Loccum

Neben den vielen unbegleiteten Kindern fanden die UNRRA-Sozialarbeiter einige polnische Babys und Kinder, die von ihren Müttern vernachlässigt oder verlassen worden waren. Nicht nur Vergewaltigungen führten zu Schwangerschaften und versuchten Abtreibungen, die tödlich für die Frau ausgehen konnten, sondern auch Beziehungen zu anderen Zwangsarbeitern oder auch zu deutschen Männern. Die Schmach, mit einem unehelichen Kind nach Polen zurückzukehren, war groß – vor allem, wenn in der Heimat nach Kriegsende ein rechtmäßiger Ehemann mit Kindern auf die deportierte Mutter und Ehefrau wartete. Die hohe Geburtenrate unter den polnischen DPs, die für manche Lager konstatiert wird, ist daher nicht mit dem „Babyboom" unter jüdischen DPs vergleichbar, den Atina Grossmann in ihrer Studie „Jews, Allies and Germans" feststellt. Unter den jüdischen DPs galten Kinder als ein sichtbares Zeichen dafür, dass es den Nationalsozialisten nicht gelungen war, das jüdische Volk zu vernichten. Jüdische Frauen, denen die Nationalsozialisten durch die Haft in Konzentrationslagern und durch medizinische Experimente, die an ihrem Körper vollzogen wurden, ihre Weiblichkeit geraubt hatten, konnten ihre Regeneration durch Schwangerschaften unter Beweis stellen.[49]

47 UNA-S-407-30-5: 24.3.1947, Children's Centres, Schleswig-Holstein Region, Polish Children's Homes.

48 UNA-S-407-23-4: 15.5.1947, Children's Homes in British Zone, Lemgo.

49 Grossmann: Jews, Allies and Germans, 189ff.

Die Masse der polnischen jungen Frauen und Mädchen unter den DPs waren Zwangsarbeiterinnen und dem rassenideologischen Wahnsinn der Nationalsozialisten nicht in dem Maße ausgesetzt, wie es die jüdische Bevölkerung Europas gewesen war. In den DP-Lagern heirateten junge Menschen, und es gibt eine Vielzahl von Belegen für die vielen Trauungen und Taufen, die in den Lagern durchgeführt wurden. Doch waren die Schwangerschaften der polnischen DPs keine Antwort auf den eliminatorischen Vernichtungsfeldzug der Nationalsozialisten gegenüber jüdischen Frauen, die nicht nur umgebracht wurden, weil sie jüdisch waren, sondern weil sie Frauen waren, „who may carry and give birth to the next generation of Jews."[50] Polnische DPs heirateten und gründeten zwar Familien als Zeichen für einen Neuanfang, und dieses Zeichen war als Motiv bei allen Überlebenden zentral. Nichtsdestotrotz finden sich gerade unter den polnischen DPs einige Mütter, die versuchten, ihre Babys mit allen Mitteln loszuwerden.

Ein Mittel, sich Schwangerschaften zu entledigen, waren illegale Abtreibungen, die sowohl jüdische als auch polnische Mädchen und junge Frauen an sich vornehmen ließen.[51] Den Militärbehörden und der UNRRA war bekannt, dass beispielsweise in den DP-Lagern in Belsen und Fallingbostel illegale Abtreibungen stattfanden.[52] Lt. Col. Clemenson, Senior Health Officer der britischen Militärregierung des 30. Corps, schlug daher vor, ein Heim für junge, schwangere Frauen und Mütter aus der Region Hannover zu errichten. Das Ziel war dabei, die Frauen fernab von älteren DPs unterzubringen, die ihnen zuredeten, die Schwangerschaften zu unterbrechen und Abtreibungen vornahmen. Ein Heim nur für junge, schwangere Frauen und Mütter sollte den Frauen einen Schutzraum bieten, in dem sie sich um ihre Babys unter

50 Grossmann: Jews, Allies and Germans, 202.

51 Zu jüdischen Frauen siehe Grossmann: Jews, Allies and Germans, 192ff.

52 UNA-S-408-12-8: 11.7.1946, Loccum Home for Young Women and Babies.

Anleitung kümmern konnten oder auf die Geburt vorbereitet wurden. Offensichtlich war der Bedarf nach einer solchen Einrichtung groß, denn aus einem Schreiben der kanadischen UNRRA-Offizierin Irene Page geht hervor, dass die Abtreibungsrate sehr hoch war. Jedoch fehlen statistische Werte dazu.[53] Mit Sicherheit war die Todesrate bei diesen illegal durchgeführten Abtreibungen ebenso hoch wie die Verzweiflung der jungen Mädchen, die meinten, sich in einer aussichtslosen Lage zu befinden. Col. Clemenson war der Ansicht, dass gerade viele junge unbegleitete Mädchen sich in dieser Situation befänden. Sein Wunsch war es, ihnen in ihrer Ausweglosigkeit zu helfen und ihnen Alternativen zu den gefährlichen Abtreibungen zu bieten. Er bat die UNRRA-Offizierin Miss Barton um Hilfe bei der Umsetzung seines Plans. Doch Barton war skeptisch, denn jedes DP-Lager hatte eine medizinische Station, zumindest im pränatalen Bereich gab es somit genügend Vorsorgemöglichkeiten. Hinsichtlich der Repatriierungsbemühungen war es kontraproduktiv, diese jungen Frauen aus ihren Familien oder aus ihren nationalen Gruppen herauszunehmen. Im Grunde genommen war es die Aufgabe der Verwandten oder der Lagergemeinschaft, diesen jungen Frauen zu helfen und ihnen beizustehen. Für Miss Barton stand es außer Frage, diesen jungen Frauen zu helfen, aber die Hilfe sollte eingebettet sein in das Lagerleben und innerhalb der Gruppe funktionieren. Die Herausnahme aus den Lagern und die Unterbringung in einem separaten Heim kämen einer Stigmatisierung gleich.[54] Daher kamen nur ausgewählte Fälle, die bestimmte Kriterien erfüllen mussten, für Loccum in Betracht. Dazu gehörten:

- Verheiratete oder unverheiratete Frauen oder Mädchen, die keine Freunde hatten und aus welchen Gründen auch immer in ihrer Gruppe verachtet wurden;
- Frauen, die Gefahr liefen, von Frauen, die illegale Abtreibungen in

53 UNA-S-408-12-8: 11.7.1946, Loccum Home for Young Women and Babies.

54 UNA-S-408-12-8: 11.7.1946, Loccum Home for Young Women and Babies.

DP-Lagern vornahmen, beeinflusst zu werden;
- Frauen, die der Versuchung erliegen könnten, ihre Kinder zu verlassen;
- Frauen, die auf Hilfe bei der Kinderfürsorge und Haushaltsführung angewiesen waren und Unterstützung benötigten.[55]

Das Heim für junge Mütter und Babys wurde in einem eher kleineren DP-Lager etwa sechs Kilometer von Bad Rehburg untergebracht. Die Einrichtung, bestehend aus ehemaligen Kasernen des Lufttanklagers Loccum, stand in der Loccumer Heide in einem Wäldchen.[56] Gerüchte besagten, dass die Deutschen während des Krieges dort an einer V2-Abschussrampe gearbeitet hatten.[57] Durch die Lage in der Natur konnten sich die jungen Frauen erholen und die Grünflächen als Garten benutzen. Verantwortlich für das Heim war das Scout Team 106. Das Personal sollte durch qualifizierte DPs gestellt werden. Später übernahm die UNRRA die Leitung. Die nötige medizinische Versorgung erfolgte durch das Montgomery Krankenhaus in Bad Rehburg, das das Britische Rote Kreuz leitete. Die Methoden der Säuglings- und Kinderpflege sollten sich eng an britische Modelle halten.[58]

Die Frauen konnten sich um die Aufnahme in das Heim bewerben. Priorität bei der Aufnahme hatten junge Mädchen, auch wenn sich Frauen jedes Alters und jedes Familienstandes bewerben konnten. Weiteres Aufnahmekriterium war, dass diese Frauen besondere Hilfe benötigten. Gerade mit dem DP-Lager in Fallingbostel und dem dortigen medizinischen UNRRA-Personal hielt man engen Kontakt, und auch die ersten Patientinnen kamen im Februar 1946 aus diesem Lager. Mit den in der britischen Zone im Sommer 1946 durchgeführten Repatriierungen und der damit einhergehenden

55 UNA-S-408-12-8: 11.7.1946, Loccum Home for Young Women and Babies.
56 UNA-S-408-12-8: 11.7.1946, Loccum Home for Young Women and Babies.
57 Aussage von Herrn Droste, Regionalforscher in Loccum, Telefonat vom 2.3.2012.
58 UNA-S-408-12-8: 11.7.1946, Loccum Home for Young Women and Babies.

Schließung von DP-Lagern bewarben sich gerade junge schwangere Frauen, aber auch Mütter mit kleinen Kindern, um die Aufnahme in Loccum, da vor allem die Kinderzentren überfüllt waren. Die Erfahrungen der Anfangszeit brachten die Erkenntnis mit sich, dass dieses Heim trotz anfänglicher Skepsis dringend erforderlich war, allerdings eher für junge Mütter mit Kindern als für schwangere Mädchen, da die Kinder der Gefahr ausgesetzt waren, verlassen oder vernachlässigt zu werden.[59] Dabei durften die Frauen allerdings nicht gegen ihren Willen nach Loccum gebracht werden. Vielmehr rieten die Mitarbeiter der UNRRA oder anderer Organisationen den Frauen zu einem Aufenthalt, doch die Entscheidung mussten sie selbst treffen. [60]

Damit änderte sich die Zielgruppe: Neben den bereits erwähnten Frauen, die für eine Unterbringung in Loccum in Frage kamen, waren dies nun auch Mütter mit kleinen Kindern, bei denen folgende Kategorien zu beobachten waren:[61]

- Gefahr einer ernsthaften Vernachlässigung der Kinder oder das Verlassen der Kinder aufgrund einer Lagerüberbelegung, Einsamkeit oder Ignoranz anderer Lagerbewohner
- Vernachlässigung oder Verlassen der Kinder aufgrund von emotionaler Labilität
- Gefahr der Vernachlässigung der eigenen Kinder aufgrund eines vermuteten geistigen Mangels.

Die Schaffung dieser Einrichtung lässt keinen Zweifel daran, dass man sich zumindest in der britischen Besatzungszone des Schicksals der jungen Mädchen, die ungewollt schwanger waren, bewusst war. Indem die UNRRA diese Mädchen und jungen Frauen aus den großen Lagern herausholte, versuchte

59 UNA-S-408-12-8: 11.7.1946, Loccum Home for Young Women and Babies.

60 UNA-S-408-12-8: 13.7.1946, Recommendation Re Policy and Procedure for Loccum Home.

61 UNA-S-408-12-8: 13.7.1946, Recommendation Re Policy and Procedure for Loccum Home.

sie, die illegalen Abtreibungen einzugrenzen und Kinder vor Vernachlässigung zu schützen. Fraglich ist, ob sich die Obhut in Loccum auch für das weitere Schicksal der Kinder und jungen Frauen nachhaltig auswirkte. In Loccum konnten sie sich in einem Umfeld aufhalten, das sich ihrer annahm. Zudem lebten sie unter Frauen, die sich in ähnlichen Lebenssituationen befanden. Letztlich sollten jedoch auch diese Frauen mit ihren Kindern repatriiert werden. Leider ist nicht nachzuvollziehen, wie es ihnen nach ihrer Rückkehr in die Heimat ging und ob die doch recht isolierte Unterbringung positive Effekte im Hinblick auf die Fürsorge ihres Nachwuchses hinterließ. Ob der erzielte Modellcharakter der Einrichtung nachhaltigen Einfluss auf die Politik im Umgang mit jungen Müttern oder schwangeren alleinstehenden Frauen hatte, ist ebenfalls nicht ganz nachvollziehbar. [62] Doch vermutlich errichtete die UNRRA in der britischen Zone im Laufe des Jahres 1946 ähnliche Einrichtungen, denn in Seesen entstand im November 1946 eine Fürsorgestation für Mütter und Kinder.[63]

Die Einrichtung der hier beschriebenen Kinderzentren hatte vor allem den Zweck, gerade die unbegleiteten Kinder und Jugendlichen zu sammeln, die Folgen der Germanisierung zu beseitigen und zu repatriieren. Für einige Kinder aus den großen DP-Lagern kam ein solcher Aufenthalt auch in Frage, wenn sie stark vernachlässigt wurden oder Gefahr liefen, von ihren Müttern verlassen zu werden. Doch die Masse der polnischen Kinder und Jugendlichen hielt sich in den großen Lagern auf, gemeinsam mit ihren Familien oder anderen Begleitpersonen. Wichtig für eine erfolgreiche Repatriierung war unter anderem die Identifikation der Kinder und Jugendlichen mit ihrer polnischen Heimat. Gerade bei den Kindern, die germanisiert worden waren oder die andere Pläne für ihre Zukunft hatten, war eine erfolgreiche Rückkehr

62 UNA-S-408-12-8: 11.7.1946, Loccum Home for Young Women and Babies.

63 AAN 284/228: Jahresbericht des PCK für 1946.

zur polnischen Identität eine Herausforderung an die Mitarbeiter der Hilfsorganisationen.

Durch zahlreiche Bildungsangebote in den Lagern und Kinderzentren versuchte man, die Kinder und Jugendlichen zu renationalisieren. Dieser Prozess begann bereits in den eingerichteten Kindergärten und setzte sich in den verschiedenen Schultypen weiter fort. Mittels angebotenen Berufsausbildungen und –kursen konnten die Jugendlichen Berufsabschlüsse erwerben, die in einigen Fällen jedoch eher dazu führten, dass Jugendliche sich damit die Chancen auf ein Resettlementprogramm erhöhen wollten. Daher konnten die Berufsausbildungen teilweise auch Repatriierungsvorhaben entgegenwirken.

In der britischen Besatzungszone unterwanderten polnische Repatriierungsgegner die Repatriierungsbestrebungen im Bildungssystem. Nicht selten waren dies Angehörige oder Anhänger der polnischen Exilregierung in Großbritannien oder ehemalige polnische Soldaten, die auf Seiten des britischen Militärs den Sieg über Hitler-Deutschland errungen hatten.

Trotz allem bewertete die UNRRA den Einfluss eines Aufenthalts in einem Kinderzentrum vor der Repatriierung als positiv. Denn zum Jahresende 1946 konstatierte das PRK, dass der körperliche und geistige Zustand der Kinder, die die UNRRA zu diesem Zeitpunkt repatriierte, schlechter war als derjenigen, die bereits früher repatriiert worden waren. Das führte die UNRRA darauf zurück, dass sich die Kinder und Jugendlichen, die sie vor dem Winter 1946 repatriiert hatte, einige Zeit in den Kinderzentren aufhielten, in denen sie sich körperlich erholen konnten.[64] Ebenso hatte der Aufenthalt in den Zentren Einfluss auf ihre emotionale und soziale Entwicklung. Kinder und Jugendliche, die die UNRRA sofort aus deutschen Einrichtungen oder Familien in ihre Heimat zurückbrachte, machten einen emotional und

64 ITS, Liste nach Orten, polnische Kinder, Report on a Trip to Poland, 19th-27th November 1946, Nr. 156.

körperlich vernachlässigten Eindruck, da ihnen die besondere Pflege und Fürsorge fehlte, die sie in den Kinderzentren bekommen hätten.[65]

Quellen

Archiwum Akt Novych (Warszawa): AN 284/228, Jahresbericht des PCK für 1946.

Archiv des International Tracing Service (Bad Arolsen):

Bestände ITS/ARCH/HIST-Ordner CSB 4, Monthly Report – Child Welfare Branch – June 1946; ITS/ARCH/HIST-Ordner Alliierte 35, The Registration and Identification of Displaced Unaccompanied Children in Enemy Territory, 1946; ITS, Liste nach Orten, polnische Kinder, Report on a Trip to Poland, 19th-27th November 1946, Nr. 156; ITS/ARCH/Kindersuchdienst Polnische Kinder-Schriftwechsel von Januar 1948/Dezember 1948; ITS/ARCH/HIST-Ordner Child Search Branch 7, Child Search Branch Yearly Report 1949.

United Nations Archives (New York):

Bestände UNA-S-0407-27-7; UNA-S-0412-8-10; UNA-S-407-23-4; UNA-S-407-27.7; UNA-S-407-30-5; UNA-S-408-11-8; UNA-S-408-12-8; UNA-S-409-9-1; UNA-S-411-2-8; UNA-S-412-8-3.

65 ITS, Liste nach Orten, polnische Kinder, Report on a Trip to Poland, 19th-27th November 1946, Nr. 156.

Literatur

Andlauer, Anna, Zurück ins Leben. Das internationale Kinderzentrum Kloster Indersdorf 1945-1946. Nürnberg 2011.

Grossmann, Atina: Jews, Allies and Germans. Princeton 2007.

Hopfer, Ines: Geraubte Identität. Die gewaltsame „Eindeutschung" von polnischen Kindern in der NS-Zeit. Wien 2010.

Waaldijk, Kees / Korczak, Janusz: Vom klein sein und groß werden. Weinheim 2002.

Zahra, Tara: Lost Children. Reconstructing Europe's Families after World War II. Cambridge 2011.

Ulrich Knufinke

Synagogenräume der Displaced Persons und ihre Gestaltung

In der Erforschung der Kultur und Geschichte der jüdischen Displaced Persons (DPs) in Deutschland ist ein Thema bisher, von Einzelfällen abgesehen, weitgehend unbeachtet geblieben: die Synagogenräume der DP-Gemeinden und ihre Gestaltung.[1] Aus architektur- bzw. kunsthistorischer Perspektive stehen bei der Betrachtung jüdischer Bauwerke aus der Zeit nach dem Holocaust die seit den frühen fünfziger Jahren bis in die Gegenwart errichteten Neubauten von Gemeindezentren und Synagogen im Vordergrund – es sind dies immerhin weit über 100 Gebäude.[2] Man beschreibt und interpretiert die nicht selten spektakuläre Gestaltung dieser neuen Bauten als Architektur gewordene Zeugnisse deutsch-jüdischer Nach-Shoah-Geschichte.[3] Doch die provisorischen Betsäle, die kurz nach der Befreiung eingerichtet wurden, also jene Einrichtungen, mit denen sich die jüdischen DPs in ihren Lagern und Unterkünften Räume der religiösen, kulturellen Identifikation schufen, sind bislang weder systematisch dokumentiert noch vergleichend und einordnend untersucht. So ist es lediglich eine Arbeitshypothese, dass in der Gestaltung

1 Der Verfasser konnte an der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa, einer Einrichtung der Technischen Universität Braunschweig und des Center for Jewish Art der Hebrew University of Jerusalem – ein Projekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft durchführen, in dem er sich der Architekturgeschichte der jüdischen Gemeindeeinrichtungen in Deutschland seit 1945 widmete. Im Rahmen dieser Forschungen kamen auch die Synagogenräume der unmittelbaren Nachkriegszeit in den Blick.

2 Vgl. zum Beispiel Rosenfeld: Building After Auschwitz; Coridaß: Gebauter Aufbruch; Knufinke: Neue Synagogen in Deutschland.

3 Vgl. zum Beispiel Knufinke: Architektur und Erinnerung.

vieler deutscher Nachkriegssynagogen durchaus Kontinuitäten zur Phase der DP-Betsäle zu finden sind, obwohl die meisten DPs in den frühen fünfziger Jahren Deutschland verlassen hatten und sich die verbliebenen zum größten Teil in jene jüdischen Gemeindestrukturen integrierten, die außerhalb der DP-Lager und unter Beteiligung bzw. Führung deutsch-jüdischer Überlebender entstanden waren. Doch unabhängig von der perspektivischen Frage eines gestalterischen Fortwirkens der DP-Synagogen ist es für ein Verständnis dieser Phase der jüdischen Geschichte nicht unwichtig zu beleuchten, in welchen Räumen sich dieser Aspekt der Kultur entwickelte, wie sie ausgestattet wurden und wer dafür verantwortlich war. Schließlich lässt sich fragen, wo die architektonischen und künstlerischen Quellen für ihre Gestaltung lagen: Wer zeichnete die Entwürfe, wer fertigte die Ausstattungen, wer die Ausmalungen? Und wer trieb die Umsetzung mit welchen Zielen voran?

Anhand weniger Beispiele soll im Folgenden dieses mögliche Feld architektur- bzw. kunsthistorischer, zeitgeschichtlicher und kulturhistorischer jüdischer Studien vorgestellt werden. Aus architekturhistorischer Perspektive geht es dabei vor allem um die Analyse räumlich-bildlicher Strukturen. Jedoch muss von einer lückenhaften Quellenlage ausgegangen werden, die kein einheitliches Bild der einzelnen Synagogenräume und ihrer Ausstattungen mit Toraschreinen, Bimot, Gedenktafeln und ikonographischen oder dekorativen Programmen ergibt. Für eine systematische Erfassung, die hier nicht geleistet werden kann und soll, wären zudem zum Beispiel Bauakten mit Plänen, Abrechnungen und Korrespondenzen sowie Quellen sowohl der deutschen wie der alliierten Verwaltungen und der jüdischen und anderen Organisationen, die sich mit der Versorgung der DPs befassten, zu untersuchen. Ebenso werden sich Hinweise in den DP-Zeitungen und Publikationen finden lassen. In manchen Fällen wird es Fotosammlungen geben, die von den Ausgewanderten mitgenommen wurden. Schließlich sind es die Räume und

Gebäude selbst, die uns anhand bauforscherischer und restauratorischer Untersuchungen Auskunft geben können.[4]

Zwei Beispiele aus dem Kontext der DP-Gemeinden in der britischen Besatzungszone sollen hier ausführlicher vorgestellt werden: die Synagogen in Diepholz und Celle.[5] Nach der Befreiung der Lager stand die britische Militärregierung vor dem immensen Problem, die Überlebenden zu versorgen. Viele Jüdinnen und Juden brachte man in Bergen-Hohne, in der Nachbarschaft des Lagers Belsen, und in der nahen Kreisstadt Celle unter, doch reichten die Kapazitäten dort offenbar nicht aus. So entstanden verstreut in ganz Norddeutschland mehrere lagerartige DP-Unterkünfte, darunter auch in einem ehemaligen Fliegerhorst in der Kleinstadt Diepholz. Dort hatte bis in die NS-Zeit eine jüdische Gemeinde bestanden, deren Synagoge, ein unscheinbarer Fachwerkbau, in der Pogromnacht zwar verwüstet, aber baulich nicht zerstört worden war. Wie auch andernorts forderte die kleine DP-Gemeinde das Gebäude für sich, das 1941 in eine „Lehrwerkstatt" für die „Motor-HJ" und das Nationalsozialistische Kraftfahrkorps umgebaut worden war, um dort wieder Gottesdienste abzuhalten.[6] Dies stieß jedoch auf Schwierigkeiten, wie es in einem Bericht in der von Überlebenden von Bergen-Belsen herausgegebenen jiddischen Zeitung „Unzer Sztyme" vom 20. Februar 1946 heißt:

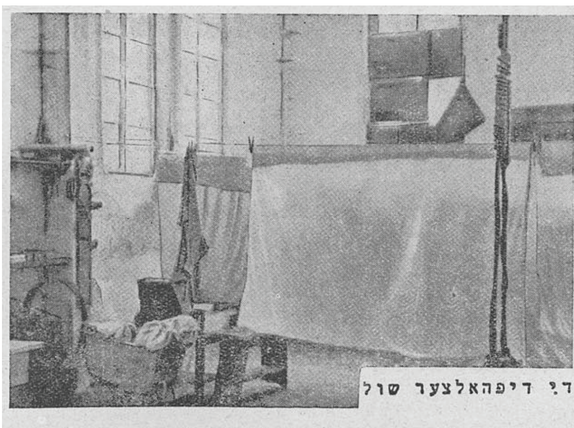
4 Vgl. allgemein den noch nicht publizierten Beitrag von Jim G. Tobias: „'Mindestens eine Synagoge befand sich in allen Lagern'. Jüdische Gotteshäuser in DP-Camps" bei der Tagung „Wer kann den Judentempel brauchen?". Synagogen in Mitteleuropa, Wien 2015 (http://www.hsozkult.de/event/id/termine-27938 [9.11.2015]). Vgl. auch die Online-Projekte des Nürnberger Instituts für NS-Forschung und jüdische Geschichte des 20. Jahrhunderts e.V. „Talmud Thora Schulen in Deutschland 1945-1950"; www.talmud-thora.de (Aufruf: 18.08.2015) und „Jüdische DP Lager und Gemeinden in der US Zone"; www.after-the-shoah.org (18.08.2015) mit zahlreichen Informationen zu DP-Lagern und ihren religiösen Einrichtungen.

5 Vgl. allgemein: Obenaus: Im Schatten des Holocaust; Quast: Nach der Befreiung.

6 Vgl. Kratochwill-Gertich / Naujocks: Diepholz, besonders 476-477; Liebezeit / Major: Spuren jüdischer Geschichte.

> „In der Diepholzer Synagoge befindet sich in einer Ecke eine Schlosserwerkstatt und in einer anderen wird Wäsche getrocknet. Dies ist nicht nur Gotteslästerung, sondern auch eine Schande für unsere englischen Versorger […]. Das Rabbinat […] hat sich […] an die Militärkommandantur in Diepholz mit der Bitte gewandt, die Synagoge den Juden vor Ort zu überlassen. Major Fines hat den Brief nicht einmal zur Kenntnis genommen und ihn dem Rabbinat zurückgeschickt!!! [sic!] […] Und die deutsche Wäsche trocknet weiter in der Diepholzer Synagoge. Und der deutsche Schlossermeister ist zufrieden und summt vor sich her: ‚Heil, Sieg Kameraden.'"[7]

Der Bericht ist illustriert mit den wahrscheinlich einzigen Fotos des Innenraums der Diepholzer Synagoge – eingerichtet als Werkstatt (Abb. 1).



Angesichts dieser harschen Kritik wird deutlich, dass es den DPs offensichtlich nicht nur darum ging, einen Raum zum Beten zu finden – praktischer wäre es wohl gewesen, ihn gleich in den Kasernen des Fliegerhorsts einzurichten, wo sie wohnten. Es ging vielmehr darum, ein Zeichen dafür zu setzen,

7 Harck: Unzer Sztyme (dort nach Unzer Sztyme, H. 7, v. 20. Februar 1946, 15-16).

dass man die geschehenen Verbrechen nicht folgenlos lassen wollte und zumindest dort, wo es möglich war, Ansprüche auf enteignete jüdische Besitztümer und auf Entschädigung geltend zu machen – selbst wenn, soweit bekannt, 1946 unter den 29 Jüdinnen und Juden im Landkreis nur vier aus Deutschland und diese möglicherweise nicht aus Diepholz stammten.[8] Die weiteren Bemühungen der Diepholzer DPs hatten Erfolg. Die Wiedereinweihung der Synagoge fand am 22. Oktober 1946 statt, worüber Chaim Aronowitz in „Unzer Sztyme" vom 2. November 1946 berichtet:

> „Am 22. Oktober d. J. feierten die Juden in Diepholz die Eröffnung der wiederhergestellten Synagoge, die im Jahre 1938 durch die mörderischen Hände der Nazis zerstört worden war. Trotzdem es nur wenige Juden in Diepholz gibt, ist es ihnen mit viel Mühe und Anstrengung unter der Leitung des Vorsitzenden des hiesigen Jüdischen Komitees, Mordechai Freudenreich, gelungen, die prächtige Synagoge wieder herzurichten. An der feierlichen Eröffnung der Synagoge nahmen teil: der Vertreter der Militärregierung, Major Heger, der mit einer eindrucksvollen Rede die Versammelten begrüßte und das symbolische Band durchschnitt; Rabbiner Dr. A. Carlebach, Rabbiner Eisen, K. Katz – Vorsitzender der jüdischen Gemeinde in Bremen, Muenz – Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Osnabrück und viele andere. Nachdem Rabbiner Carlebach das Gebet gesprochen hatte, hielt im Namen der Juden in Diepholz Dr. Lewartowski eine Ansprache. Die Feierlichkeiten fanden in gehobener Stimmung statt und machten auf die Anwesenden einen großen Eindruck."[9]

Die Kosten wurden von der politischen Gemeinde getragen, die sie sich unter Androhung von Strafanzeigen von den offenbar stadtbekannten Plünderern von 1938 zurückholte, gegen die erst in den fünfziger Jahren ein Prozess angestrengt wurde.[10] Für die Wiederherstellung haben sich im Stadtarchiv

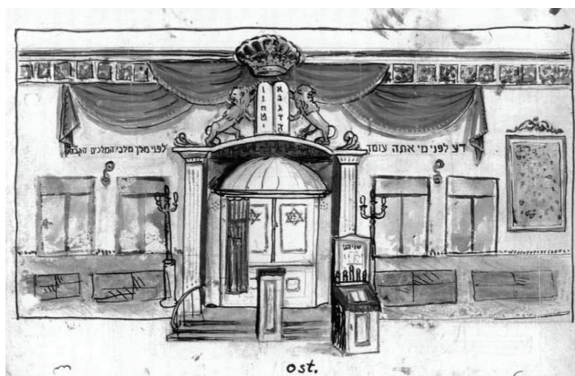
8 Kratochwill-Gertich / Naujoks: Diepholz, 476.

9 Harck: Unzer Sztyme, 53 (dort nach Unzer Sztyme, H. 14, v. 2. Oktober 1946, 27).

10 Kratochwill-Gertich / Naujoks: Diepholz, 476.

Diepholz mehrere Pläne erhalten.[11] Ein örtlicher Handwerksmeister entwarf eine Einrichtung aus Toraschrein, Bima und Bänken, die aber wahrscheinlich nicht in der gezeichneten Weise umgesetzt wurde – der Toraschrein hätte vor der Südwand und nicht vor der vorgeschriebenen Ostwand gestanden.

In den Akten des Stadtarchivs Diepholz finden sich zudem farbige Entwürfe für eine Ausstattung und Ausmalung, die einen Toraschrein vor der Ostwand vorsehen (Abb. 2).



Die undatierten und nicht signierten Blätter wurden mit hoher Wahrscheinlichkeit von einem jüdischen DP gefertigt. Der Toraschrein sollte als ein Schrank mit gewölbtem Abschluss in einer apsisartigen Nische stehen, auffällig sind blaue Davidsterne auf seinen Türen. Die Nische rahmen zwei Säulen oder Pilaster und ein wohl plastisch zu denkender Aufsatz aus zwei Löwen, die die Gesetzestafeln (mit hebräischen Lettern) tragen. Darüber, auf der Höhe des den Raum umlaufenden Abschlussgesimses, ist eine goldene Krone angebracht. Ein roter gemalter Vorhang hinterfängt diesen Aufsatz und

11 Zu den im Folgenden gemachten Angaben zur Baugeschichte vgl. Stadtarchiv Diepholz: Bauakte Mühlenstraße 5; o.P. Der Verfasser dankt Herrn Falk Liebezeit, Stadtarchiv Diepholz, herzlich für die Unterstützung bei den Recherchen.

schwingt weit über die Wand aus. Auf der Wand unter dem Vorhang finden sich rechts und links des Toraschreins hebräische Inschriften. Während der untere Bereich der Wände mit Holzkassetten verkleidet ist (eventuell auch nur gemalt), bildet ein bunter Kassettenfries den oberen Wandabschluss. Ob hier bildliche Darstellungen vorgesehen sind, ist unklar. Kassettierungen und senkrechte Streifen gliedern auch anderen Wandflächen. Soweit bekannt, wäre die Ausmalung der Diepholzer Synagoge die aufwändigste in den DP-Synagogen der britischen Zone geworden. Ob sie ausgeführt wurde, ist derzeit nicht zu ermitteln.

Die Zeichnungen zeigen ein weiteres bemerkenswertes Ausstattungsstück, eine Gedenktafel, die in einer kleinen Nische angebracht ist (Abb. 3):



Nur die erste Zeile der Inschrift ist hebräisch ausgeschrieben (übersetzt: „Zum ewigen Gedächtnis“[12]), davor steht eine Art Flammentopf. Über dem Bogen der Nische könnte die Zeichnung ein Ewiges Licht andeuten. Es liegt nahe, diese Gedenktafel als Erinnerungsmal an die Opfer des Holocausts zu verstehen. Eine dem Diepholzer Entwurf recht ähnliche Gedenktafel ist in Herford erhalten (Abb. 4).



Bevor sie 2007 in die neu erbaute Synagoge gebracht wurde, befand sie sich im Betsaal der Nachkriegsgemeinde im früheren jüdischen Schul- und Gemeindehaus.[13] Die rechteckige, geschnitzte Holztafel ruht auf zwei Konsolen. In einem profilierten Rahmen trägt sie die Inschrift „Zum Gedenken/ unserer

12 Nach Liebezeit / Major: Spuren jüdischer Geschichte, 81.

13 Vgl. Laue: Was bleibt aus 700 Jahren jüdischer Geschichte?

Toten/ in den Jahren/ 1933-1945“, den Zeilen ist ein großer Davidstern unterlegt. Unter der Inschrift ist eine flache Feuerschale dargestellt. Als Totenlicht hängt vor der Tafel eine Laterne von der Wand herab.

Mit dem Anbringen von Gedenktafeln bezogen die jüdischen Gemeinden der Überlebenden die Erinnerung an die Opfer in die religiöse Sphäre ein.[14] Neben den in manchen Lagern (in den DP-Lagern in Zeilsheim und dem heutigen Trutzhain oder auf dem Gelände des Konzentrationslagers Bergen-Belsen) auf Betreiben der DPs errichteten Denkmalen gehören solche Tafeln zu den frühesten materiellen Zeugnissen der Erinnerungskultur an den Holocaust. Sie folgen einerseits der jüdischen Tradition der Jahrzeitlichter, mit denen man in den Synagogen an die Verstorbenen erinnert, andererseits entsprechen sie in ihrer zugleich religiösen wie politischen Konnotation formal den zahllosen Gedenktafeln, die im und nach dem Ersten Weltkrieg für die jüdischen Gefallenen angebracht wurden – ihre Ikonographie wäre noch eingehend zu untersuchen.

Ein weiteres gut zu beschreibendes Beispiel einer für DPs wiederhergestellten Synagoge ist die in Celle.[15] Dort bestand eine der größten DP-Gemeinden in der britischen Zone. Zahlreiche Überlebende aus Bergen-Belsen waren in Kasernen, aber auch in Privathäusern untergebracht worden, so dass ein vielfältiges jüdisches Leben mit verschiedenen Einrichtungen aufblühte. Die Synagoge war 1938 verwüstet und ihr Inventar zerstört worden, doch wahrscheinlich wurde sie wegen hoher Brandgefahr nicht angezündet.

14 Frühe Gedenktafeln gab es auch in den Synagogen in Wiesbaden, Zeilsheim und Bad Nauheim (dort im Vorraum noch erhalten). Sie waren nach einheitlichem Muster gestaltet und trugen hebräische, englische und deutsche Inschriften. Eine Dokumentation der Denkmale und Erinnerungsstätten der jüdischen Überlebenden steht noch aus.

15 Zur Baugeschichte der Celler Synagoge vgl. Glatter /Jensen / Keßler / Knufinke: Bauwerke und Einrichtungen der jüdischen Gemeinde in Celle. Zur Gemeindegeschichte vgl. Obenaus: Celle. Zur Geschichte der Juden in Celle vgl. Stadt Celle: Festschrift.

Der barocke Bau entstand um 1740 als Hinterhaus einer älteren Straßenrandbebauung.

Nur kurz nach der Einquartierung der ersten jüdischen DPs begannen im Mai 1945 die Bemühungen, die Synagoge wieder herzurichten.[16] Das Vorderhaus und weitere Gebäude in der Nachbarschaft des ehemals von vielen jüdischen Familien bewohnten Viertels wurden als Wohnhäuser für DPs geräumt. Der 1916 im polnischen Oscięciny geborene chassidische Rabbiner Israel-Moshe Olewski beantragte bei der Militärregierung, die Synagoge renovieren zu dürfen. Am 14. Mai 1945 beauftragte die Stadt Celle, wohl veranlasst von der Militärregierung, einen Tischler mit der ersten notdürftigen Instandsetzung, so dass anschließend der erste Gottesdienst seit November 1938 in der Synagoge stattfinden konnte. In den folgenden Monaten des Jahres 1945 wurde die Ausstattung ergänzt, für die Wiedereinrichtung mussten aber offenbar keine größeren baulichen Veränderungen vorgenommen werden (Abb. 5 und 6).[17]

16 Zur DP-Gemeinde vgl. Rahe: Jüdische DP-Gemeinde in Celle, 24, dort auch die folgenden Angaben.

17 Rahe: Jüdische DP-Gemeinde in Celle, 25.



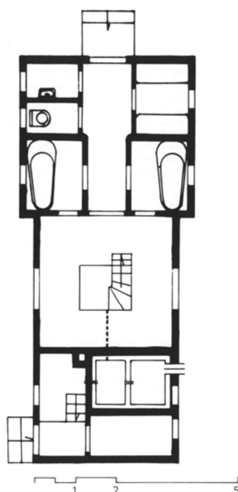


Bis heute sind in Celle Teile des für die DP-Gemeinde hergestellten Inventars erhalten, sie gehören zu den sehr wenigen überlieferten Ausstattungsstücken aus den Synagogen dieser Zeit. Für den neuen Toraschrein konnte man auf Teile des barocken Aron zurückgreifen: Das verkröpfte Abschlussgebälk und ein hölzerner Aufsatz mit Rankenwerk und einem ovalem Oculus im Zentrum waren noch erhalten. Darunter setzte man einen Rahmen aus Pilastern, die an die Stelle von zwei Freisäulen traten. Während dies eine vereinfachende Wiederherstellung des Schreins darstellte, griff man beim Unterbau zu einer neuen Lösung: von rechts und links führen Treppenstufen auf ein Podest vor dem Toraschrein, ein Pult ist zentral an der Brüstung angebracht – zuvor gab es eine mittige Treppe. Als Parochet (Toraschreinvorhang) verwendete man ein weißes Tuch mit einem Überwurf, im Zentrum ist ein blauer Davidstern aufgenäht, der verkleinert in der Schabracke darüber wiederkehrt. Wie beim Toraschrein, griff man auch bei der Bima mit dem Pult zur Verlesung der Tora nicht auf die barocke Form zurück, deren Achteck sich im Bodenbelag abzeichnet. Stattdessen baute man eine rechteckige Plattform mit zwei Aufgängen. Die feste Bestuhlung aus Bankreihen war auf den Toraschrein ausgerichtet. Einige Kugelleuchten hingen von der Decke, weitere Ausstattungsstücke aus der DP-Zeit sind geschmiedete Wand- und Hängeleuchter.[18] Offensichtlich ging es bei der Neuausstattung der Celler Synagoge nicht darum, sich an den Zustand vor der Zerstörung anzunähern: Zwar wurde der erhalten gebliebene barocke Toraschreinaufsatz wiederverwendet, doch blieb man bei dessen Unterbau und bei der Bima bei sehr viel schlichteren Formen. Der blaue Davidstern des Toravorhangs (Parochet) gibt einen Hinweis auf die politische Dimension der Wiederherstellung, indem er auf den zionistischen Aufbau eines jüdischen Staats in Palästina verweist.[19]

18 Vgl. die Abbildung von 1946 bei Rahe: Jüdische DP-Gemeinde in Celle, 25.

19 Nach der Auflösung der Celler DP-Gemeinde 1951 blieb die Synagoge ungenutzt, so dass sich der Zustand allmählich bis zur Baufälligkeit verschlechterte. Gleiches galt

In Celle entstand auch eines der wenigen für eine DP-Gemeinde eigens neu errichteten Bauwerke: eine Mikwe im Hof der Synagoge (Abb. 7).



Für die Einhaltung der religiösen Reinheitsgebote ist es unerlässlich, über ein Tauchbecken mit rituell reinem Wasser zu verfügen. Die jüdische Gemeinde Celles hatte im 18. und 19. Jahrhundert eine Mikwe, und es war nicht unüblich, dass auch in privaten Häusern entsprechende Tauchbäder eingerichtet

für die ebenfalls von den DPs genutzten Gebäude auf dem jüdischen Friedhof (Wächterhaus und Trauerhalle), die 1974 abgerissen wurden. Eine Laubhütte, ebenfalls 1945 im Hof der Synagoge errichtet, war schon 1950 wegen Brandgefahr wieder abgerissen worden. Die ungenutzte Synagoge erfuhr hingegen mehr Aufmerksamkeit: Auf Initiative lokaler Politiker fand in den Jahren 1971-74 ihre Renovierung statt. Dies ist ein frühes Beispiel einer „Wiederherstellung" einer ehemaligen Synagoge. Seither ist das Gebäude öffentlich zugänglich, später wurden die Erdgeschosse der beiden Vorderhäuser für eine museale Nutzung umgestaltet. Seit den 1990er Jahren finden wieder Gottesdienste statt.

waren. Sie standen der DP-Gemeinde jedoch nicht mehr zur Verfügung. Der barackenartige Neubau befand sich im Hof der Celler Synagoge. Im August 1945 wurden Ausführungszeichnungen vom Stadtbauamt Celle gefertigt, die bald darauf umgesetzt worden sein dürften.[20] Der Bau umfasste zwei nach Geschlechtern getrennte Badezimmer und einen Raum mit dem rituellen Tauchbad. Die Celler Mikwe diente nicht nur den in der Stadt lebenden Jüdinnen und Juden zur religionsgesetzlich vorgeschriebenen Reinigung, an der vor allem orthodoxe Gemeinschaften festhalten. Sie war eines der wenigen halachisch und hygienisch einwandfreien Ritualbäder in der britischen Zone.[21]

Die Einhaltung der religiösen Reinheitsgebote spielte für jene DP-Gemeinden, die sich religiös als orthodox verstanden – was keineswegs alle jüdischen DPs betraf – eine große Rolle.[22] Die religiös-kulturelle Identifikation mit dem Judentum war neben der politischen mit dem Zionismus von hoher Bedeutung. Nur so ist es zu erklären, dass man 1947/48 in Straubing sogar ein neues Haus für die rituelle Waschung der Leichname auf dem Fried-

20 Glatter / Jensen / Keßler / Knufinke: Bauwerke und Einrichtungen der jüdischen Gemeinde in Celle, 75.

21 Ein Bericht in Unzer Sztyme vom Dezember 1946 nennt eine weitere Mikwe in (Bergen-) Belsen, Ritualbäder in Lüneburg, Hannover und Kaunitz seien geplant; vgl. Harck: Unzer Sztyme, 63 (dort n. Unzer Sztyme H. 16 v. 15. Dezember 1946, 32). Ob bzw. wann diese Mikwaot tatsächlich in Benutzung genommen wurden, ist unklar. Nachdem die meisten Mitglieder der Celler jüdischen Gemeinde emigriert waren, wurde die Mikwe nicht weiter unterhalten. Die Baracke, die nach und nach verfiel, wurde wahrscheinlich 1973/74 im Zuge der Renovierung der Synagoge abgerissen; Glatter / Jensen / Keßler / Knufinke: Bauwerke und Einrichtungen der jüdischen Gemeinde in Celle, 75.

22 Spätestens ab 1947 gab es auch in Hannover eine Mikwe; Quast: Nach der Befreiung, 136.

hof errichtete – das ältere Leichenwaschhaus war in der NS-Zeit zerstört worden.[23]

Wie in Celle und Diepholz richtete man auch in Goslar am Harz eine Synagoge des 18. Jahrhunderts her, um sie wieder als Bethaus für eine DP-Gemeinde zu nutzen.[24] Der Toraschrein auf einem leicht erhöhten Podest scheint ein umfunktionierter Schrank gewesen zu sein, der Schulchan war ein Tisch mit schräger Platte.[25] Eine Wandmalerei über dem Toraschrein zeigt ein Löwenpaar mit den Gesetzestafeln. Die Synagoge wurde in den fünfziger Jahren ohne eine vorherige Dokumentation abgerissen.

Auch in der amerikanischen Besatzungszone hat man Gebäude als Synagogen für DP-Gemeinden wiederhergestellt, die die Pogromnacht zumindest baulich unbeschadet überstanden hatten. Auf die symbolpolitische Bedeutung dieser Wiederherstellungen gibt ein Artikel vom 2. August 1947 einen Hinweis, der über die Wiedereinweihung der Synagoge im südhessischen Dieburg berichtet:

> „Die vierte Synagoge in Hessen wurde am Dienstag in Dieburg durch den jüdischen Armeegeistlichen W. Z. Dalin vom amerikanischen Luftwaffenhauptquartier in Wiesbaden eingeweiht. Neben den jüdischen Mitgliedern der Gemeinde Dieburg wohnten zahlreiche amerikanische und deutsche Ehrengäste der Feier bei. Der Direktor der Militärregierung für Hessen, Dr. Newman sagte in seiner Ansprache, die Mission der Amerikaner in Deutschland sei erfüllt, wenn alle Menschen gelernt hätten, tolerant gegeneinander zu sein. Der Berater General Clays in jüdischen Angelegenheiten, Richter Levintal, überbrachte die Grüße der in den Vereinigten Staaten lebenden Juden und

23 Vgl. Knufinke: Bauwerke jüdischer Friedhöfe, 322.

24 Vgl. Lange: Goslar, bes. 624.

25 Innenraumfoto: Yad Vashem Photo Archive Nr. 169FO9 (http://collectionyadvashem.org/photosarchive/en-us/75678.html, [06.03.2014]); Ansicht: Yad Vashem Photo Archive Nr. 155AO4 (http://collectionyadvashem.org/photosarchive/en-us/76912.html, [06.03.2014]).

> des amerikanischen Volkes. In Vertretung des hessischen Ministerpräsidenten überbrachte Regierungspräsident Prof. Dr. Bergsträßer die Grüße und Glückwünsche der hessischen Regierung. Der Chef des Verschlepptenlagers Dieburg, Moritz Weinroth, dankte den deutschen Behörden für die tatkräftige Unterstützung, die sie der jüdischen Gemeinde beim Aufbau der Synagoge gewährten.“[26]

Die zitierte Äußerung Newmans, die im Zeitungsartikel der einzige Auszug aus den Reden der Einweihungsfeier ist, gibt eine Zielsetzung der Wiederherstellung von verwüsteten Synagogen zu erkennen, die über ihren naheliegenden Zweck, den DPs angemessene Gottesdiensträume zur Verfügung zu stellen, hinausgeht: ihre Funktion im Programm der Re-Education der deutschen Bevölkerung. Die Synagoge als Zeichen der Anwesenheit einer jüdischen Gemeinde sollte offenbar zur „Toleranz“ erziehen. Das Gebäude, ein bemerkenswertes Beispiel der modernen Synagogenarchitektur der zwanziger Jahre, wurde nach dem Wegzug der DPs mehrfach umgebaut und schließlich abgerissen.[27]

Im DP-Lager Zeilsheim bei Frankfurt am Main war die Synagoge in einem bestehenden Gebäude eingerichtet worden, das vorher nicht als Synagoge gedient hatte. Die Ausstattung bestand nach einem historischen Foto aus einem in die Wand eingelassenen Toraschrein, zu dem ein Podest aus drei Stufen hinaufführte.[28] Auf dem Geländer des Podestes standen zwei Siebenarmige Leuchter, in der Mitte vor dem Schrein befand sich ein offensichtlich nicht

26 www.hstad-online.de/ausstellungen/online/juedisches_leben_in_suedhessen (07.02.2012; dort nach: Darmstädter Echo v. 2. August 1947). Als die ersten drei hessischen Synagogen der Nachkriegszeit wurden wahrscheinlich die in Wiesbaden, Frankfurt und Bad Nauheim betrachtet. Dort waren ebenfalls ältere Synagogen wieder hergerichtet worden.

27 Vgl. auch Kohlmannslehner / Lange: Wohnen auf der verfluchten deutschen Erde, 44. Zur Baugeschichte vgl. Knufinke: Dieburg.

28 United States Holocaust Memorial Museum, Nr. 48699 (http://digitalassetushmm.org/photoarchives/detail.aspx?id=1137352 [06.03.2014]).

fest montiertes Pult. Den eigentlichen Schrein fasste ein Profilrahmen ein, die Türen verdeckte der Parochet. Darüber trugen zwei Konsolen ein Gesims, auf dem rechts und links eines Davidsterns die Gesetzestafeln angebracht waren. Die vergleichsweise breite, rechteckige Bima umgab eine bis auf die beiden Aufgänge geschlossene Brüstung. Darüber hing ein Wagenradleuchter von der Decke. Statt fester Bankreihen waren mehrere Reihen Stühle aufgestellt.

Dem genannten Beispiel in Zeilsheim und einigen weiteren ist gemeinsam, dass die Synagogeneinrichtungen zwar nicht behelfsmäßig, aber doch schlicht und funktionell erscheinen. Das Raumschema der traditionellen bzw. orthodoxen Synagogen mit einer Trennung von Toraschrein und Bima wurde bei allen realisiert. Der Typus der vor 1933 in Deutschland überwiegenden liberalen Synagogen mit einer Toraschrein-Bima-Estrade wurde nicht aufgegriffen, was aufgrund der religiös traditionellen, orthodoxen Ausrichtung der DP-Gemeinden nicht verwundert.

Nur selten wurde eine derart aufwendige Ausmalung realisiert wie sie in Diepholz wenigstens geplant war. Dennoch sind mehrere Zeugnisse von Synagogenausmalungen aus der DP-Zeit überliefert. Der von unbekannter Hand gefertigte Diepholzer Entwurf lässt fragen, wo die Quellen solcher Gestaltungen liegen. Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Diepholzer Zeichnung weist die gemalte Umrahmung eines Toraschreins in einem Betsaal auf, dessen Foto von 1948 im US Holocaust Memorial Museum unter „Wetzlar" geführt wird und möglicherweise den Betsaal des DP-Lagers in der Kaserne in

der Silhöfer Au zeigt.[29] Die perspektivische, klassische Säulen-Gebälk-Architektur mit einem übergeworfenen Vorhang und einer Krone ist mit Sicherheit in der Phase der DPs entstanden, denn vergleichbare Ausmalungen waren in Deutschland vor 1933 nicht üblich.

Im ehemaligen DP-Lager im heutigen Ort Trutzhain (bei Ziegenhain, Hessen) ist eine synagogale Ausmalung noch erhalten. Das Lager war als Kriegsgefangenenlager gebaut worden. Nach der Befreiung machten die US-Truppen daraus ein Internierungslager, das bis 1946 bestand. Danach zogen jüdische DPs in die Baracken ein, die zu diesem Zeitpunkt in schlechtem baulichem Zustand waren (Abb. 8).



29 US Holocaust Memorial Museum, Nr. 82912 (http://digitalassetushmm.org/photoarchives/detail.aspx?id=12549 [06.03.2014]). Zum DP-Lager vgl. Tobias: Eine jüdische Stadt in Wetzlar. Der Raum hatte schon vor der DP-Zeit eine ornamentale Deckenausmalung, sie dürfte aus der Zeit um 1900 stammen. Auch die ehemalige Gemeindesynagoge Wetzlars wurde für die DPs wiederhergestellt; vgl.: Altaras: Synagogen und jüdische Rituelle Tauchbäder in Hessen, 223 (abgebildet auf: http://www.alemannia-judaica.de/images/Images%20128/Wetzlar%20Synagoge%20127.jpg [06.03.2014]).

In einer der Baracken richteten sie einen Betsaal ein, dessen Ausmalung bis heute zum Teil erhalten ist:[30] Die Wände werden zwischen den Fenstern durch gemalte, kannelierte Säulen gegliedert. Auffällig ist eine gewisse geometrisierende Abstraktion, die auf Architekturmalerei der zwanziger Jahre verweist.[31] An der Decke spannt sich ein Davidstern (in mehreren Blautönen) fast über den gesamten Raum. Weitere symbolische und bildliche Darstellungen sind, soweit die Malerei dokumentiert werden konnte, nicht vorhanden.

Durch restauratorische Maßnahmen wieder aufgedeckt ist die Ausmalung des DP-Synagogenraums im oberbayerischen Ampfing von 1947, wo ein ehemaliges Pfarrhaus zum religiösen Zentrum einer kleinen DP-Gemeinde wurde. In der Nähe bestand bis zur Befreiung das Außenlager Mühldorf des KZ Dachau. Die jüdischen Überlebenden schlossen sich zum Jüdischen Komitee Ampfing zusammen, 1946 hatte es 85 Mitglieder.[32] Zunächst feierten sie Gottesdienste in einem provisorischen Betsaal in einem Gasthaus.[33] Am 10. Dezember 1946 wurde ihnen vom Erzbischöflichen Ordinariat München und Freising das Erdgeschoss des früheren Ökonomiegebäudes der Pfarrei überlassen. Im April 1947 begann der Umbau des Saals, die Einweihung wurde am 7. Dezember 1947 gefeiert. Bei Renovierungsarbeiten in den 1990er Jahren und 2010 traten Wandmalereien aus der Zeit der DP-Synagoge zutage: Der Toraschrein besaß eine gemalte Rahmung in Gestalt eines roten Vorhangs mit goldenen Fransen und Borten, der von einem ebenfalls goldenen, geschweiften Abschluss „herabhängt“. Die Gewölbe waren mit floralen Ornamenten und Sternen auf dunklem Grund ausgemalt. Stilistisch ist die Malerei

30 Altaras: Synagogen und jüdische Rituelle Tauchbäder, 71, 172f.

31 Zur Synagogenmalerei der 1920er Jahre vgl. Hammer-Schenk: Synagogen in Deutschland.

32 Schmidt: Nach der Shoah, 137, dort auch die folgenden Angaben.

33 Lt. Schmidt: Nach der Shoah, 139, wurde dieser Betsaal von ortsansässigen Malern mit einem „Bilderzyklus mit Szenen der Auswanderung nach Erez Israel“ ausgestaltet. Diese Ausstattung ist nicht erhalten.

am Barock orientiert: Barocke Synagogenmalerei dürfte für die aus Polen stammenden DPs ein Rückverweis auf die eigene Tradition des Synagogenbaus des 18. und frühen 19. Jahrhunderts gewesen sein, doch lassen sich auch Parallelen zur lokalen, bayerischen Wandmalerei aufzeigen – möglicherweise ein Hinweis auf die ausführenden Handwerker, die jedoch nicht bekannt sind.[34] Interessant ist die Darstellung eines orientalischen Gebäudes auf der Südwand: In einer Kartusche erkennt man in einer kargen Landschaft einen Kuppelbau, davor ist die Figur eines traditionell gekleideten jüdischen Beters zu sehen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit soll das Gebäude das Grab Rahels bei Bethlehem darstellen. Dieses Motiv aus Erez Israel kehrt seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts in osteuropäischen Synagogen regelmäßig wieder. Es im Zusammenhang der Ampfinger Gemeinde zu deuten ist schwierig: Die „Israel-Sehnsucht" war unter orthodoxen Gemeinden Osteuropas auch ohne zionistisch-politische Intentionen verbreitet, so unterstützte man von dort aus die in Palästina lebenden Gemeinden aus religiösen Motiven mit Geldspenden. Im Hinblick auf die Situation der DPs ist aber auch eine politische „Anreicherung" des Motivs denkbar, spielt es doch auf den Landerwerb des Volkes Israel in frühesten Zeiten an, der als Beleg für die Rechtmäßigkeit jüdischer Siedlung in der Gegenwart begriffen wurde.[35]

34 Die von Schmidt: Nach der Shoah, 139, geäußerte These, ein lokaler Malerbetrieb und ein Kirchenmaler, die nachweislich schon die Gestaltung des provisorischen Betsaals in einem Ampfinger Gasthof gefertigt hatten, könnten die Ausmalung vorgenommen haben, ist plausibel, jedoch müssen von der jüdischen Gemeinde Vorlagen sowohl für das Grab der Rachel als auch für die hebräischen Schriftzüge geliefert worden sein.

35 Die „ostjüdische" Tradition symbolisch-motivischer Synagogenmalerei hatte bereits in der Zeit der Weimarer Republik in Deutschland Widerhall gefunden, so wurde 1928 der Betsaal einer „ostjüdischen" orthodoxen Gemeinschaft in Remscheid durch den Maler Heinrich Mandelbaum, selbst Mitglied der Gemeinde, mit entsprechenden Motiven ausgemalt. Dies fand in der jüdischen Presse jedoch eher als Kuriosität Widerhall (vgl.: Israelitisches Familienblatt v. 15. 11. 1928, 47). Gleichwohl adaptierten

Angesichts des nur kurzen Bestands der Synagoge in Ampfing – schon 1948 gab es im Ort nur noch 13 jüdische Einwohner[36] – überrascht der recht hohe Aufwand, der für die Ausgestaltung des Raums getrieben wurde. Über Gründe hierfür ließe sich nur spekulieren, doch macht es deutlich, dass die DP-Gemeinden der Ausstattung ihrer religiösen Räume große Bedeutung beimaßen. Heute dient die Synagoge als katholisches Gemeindehaus, Teile der Ausmalung sind sichtbar gelassen und erinnern an die wechselvolle Geschichte des Hauses.

Umfassender ist das Bildprogramm der Synagoge in Weiden in der Oberpfalz von 1948/49, die bis heute von einer jüdischen Gemeinde genutzt wird.[37] Eine gemalte Gliederung aus ionischen Säulen teilt die Wände auf, zwischen ihnen sind unter anderem Veduten aus dem Heiligen Land gemalt, die wieder auf Vorbilder von Postkarten und Drucken des 19. und frühen 20. Jahrhunderts verweisen. Traditionell gibt dieses Bildprogramm der Verbundenheit mit Erez Israel Ausdruck – für die DPs war es ein Bild der Hoffnung auf eine baldige Auswanderung, die sich für viele von ihnen bald erfüllen sollte. So auch für den Künstler, der in Weiden tätigt war: Ausnahmsweise ist sein Name bekannt, es ist der aus Będzin bei Kattowitz stammende Julian Pfeiffer, der 1949 nach Israel ging.[38]

auch andere, moderne Synagogenausmalungen solche Darstellungen, vgl. zum Beispiel die Synagoge von Fritz Landauer in Plauen von 1931.

36 Schmidt: Nach der Shoah, 138.

37 Vgl.: Hager / Berger-Dittscheid: Weiden.

38 Hager / Berger-Dittscheid: Weiden, 316. Bemerkenswert ist auch die Ähnlichkeit verschiedener Toraschreine aus der frühen Nachkriegszeit, charakteristisch ist ein recht breiter Aufbau, der durch vier Säulen in drei Felder geteilt wird. Einander entsprechende Toraschreine finden sich zum Beispiel in Weiden, Regensburg und Darmstadt.

Ein stilistischer Vergleich legt die Vermutung nahe, dass auch die Ausmalung der Synagoge in der Neuberghauser Straße in München von Pfeiffer stammt.[39] In der Umgebung Münchens lagen einige der großen DP-Lager der amerikanischen Zone, und auch in der Stadt selbst waren zahlreiche Überlebende untergebracht worden. Hier hatte das „Zentralkomitee der befreiten Juden“ seit 1945 seinen Sitz, im August bildete sich der „Rabbinische Rat für die US-Zone“ und im Oktober 1945 entstand das „Jüdische Komitee der orthodoxen DPs in München“. Neben der Infrastruktur der DP-Gemeinschaften entwickelte sich in der bayerischen Landeshauptstadt zudem eine Gemeinde aus überlebenden Münchner bzw. deutschen Jüdinnen und Juden, die ebenfalls einen Betsaal unterhielt.[40]

Im Herbst 1946 fanden im Musiksaal des geräumigen Hauses Neuberghauser Straße 11, das um 1910 für einen Künstler errichtet wurde und später ein Schwesternheim war, erste Gottesdienste für DPs statt. Am Gebäude gab es bis 1948 Umbauten, denn hier wurde nicht nur der Synagogensaal für 350 Personen, sondern auch weitere religiöse (Trausaal, Ritualbad, Schlachterei) und soziale Einrichtungen (hebräisches Gymnasium, Kindergarten) untergebracht. Im rechteckigen, zwei Geschosse hohen Saal, der schon vor der Umwandlung in eine Synagoge über eine Empore verfügte, die nun den Frauen vorbehalten war, konnte man auf der Ostseite eine Nische für den Toraschrein einbauen. Zwei in einen Rahmen gestellte Säulen trugen einen Architrav mit hebräischer Inschrift. Darüber hielt ein Greif die Griffe einer entrollten Torarolle mit den Anfangswörtern der Zehn Gebote. Florale Ornamentstreifen umrahmten den Bereich des Toraschreins Auf den weiteren Wandflächen sind Geigen, Trommeln und Blasinstrumente erkennbar, umrankt von floralen Motiven. Musikinstrumente, die als Verweise auf die Mu-

39 Weger: Ehemalige orthodoxe Synagoge; Abbildung der Synagoge von 1946 auf 203.

40 Weger: Ehemalige orthodoxe Synagoge, 201f.

sik im Salomonischen Tempel gedeutet werden müssen, hebräische Textzeilen und Ornamentik gehen auf ikonographische Quellen im osteuropäischen Judentum zurück, wo solche Darstellungen bis ins 20. Jahrhundert üblich waren.

Ob von Pfeiffer gemalt oder nicht – auch in München war ein Künstler aus den Kreisen der DPs am Werk, der die ost- bzw. südosteuropäische Tradition der Synagogenmalerei auf hohem Niveau erlernt gehabt haben muss. Weitere Recherchen und Analysen könnten ergeben, wer diese Werke geschaffen hat – und es ließe sich herausfinden, wo sie ihre Ausbildung erhielten. Auch das Wirken der Künstler in den Zielländern wäre zu untersuchen – in Deutschland waren sie nach der DP-Phase nicht mehr tätig.

Mit der Auswanderung der meisten DPs endete die Nutzung vieler ihrer Synagogen. Wo jüdische Gemeinden weiterbestanden, schlossen sich die DPs diesen offiziell an, sodass deutsch-jüdische Überlebende und solche aus anderen Ländern und jüdischen Kulturkreisen sich nicht ohne kulturelle, religiöse und soziale Konflikte zu einer neuen Gemeinschaft finden mussten – oder sich intern in Gruppen unterschiedlicher religiöser Ausrichtungen aufteilten.[41] Nur wenige Gemeinden beziehen sich in ihren Traditionen bis heute explizit auf ihre Gründung durch DPs, so zum Beispiel der Minjan in der Possartstraße in München.[42]

In den meisten Fällen bildeten sich „Einheitsgemeinden" heraus, deren Synagogen zwar orthodoxen Ansprüchen genügten und damit die in

41 Vgl. hierzu Brenner / Frei: Konsolidierung, 163-175.

42 Die Münchner DP-Gemeinde verlor durch Auswanderung viele Mitglieder, sie löste sich aber nicht völlig auf. Die Verbliebenen schlossen sich 1951 der Israelitischen Kultusgemeinde an. Die Gruppe blieb als Minjan jedoch bestehen, so dass in der Neuberghauser Straße weiterhin regelmäßig Gottesdienste gefeiert wurden. Noch 1961/62 fand eine Renovierung des Synagogensaals statt. 1966 erhielt die Gemeinschaft ein neues Domizil in der Possartstraße 15, wo bis heute die religiösen Traditionen der DP-Gemeinde fortgeführt werden. Vgl. Weger: Ehemalige orthodoxe Synagoge, 209.

Deutschland bis zur NS-Zeit vorherrschende Ausstattung im Sinne der jüdischen Gottesdienstreformen des 19. Jahrhunderts aufgaben, die aber stilistisch den Formen der zeitgenössischen modernen Architektur folgten.[43] Es bliebe zu untersuchen, ob und in welcher Form Elemente der DP-Synagogen in diesen Neubauten niederschlugen – eine gewisse starke Farbigkeit, eine im Vergleich zur zeitgenössischen Kirchenarchitektur „warme" Atmosphäre und das Aufgreifen symbolischer Bildprogramme könnten Hinweise auf ein solches Fortdauern sein, und dass manche Ausstattungsstücke aus den frühen Nachkriegssynagogen bis heute in den jüdischen Gemeinden zu finden sind, mag deren Bedeutung als historische Bezugspunkte belegen.[44]

Die Synagogen der jüdischen DP-Gemeinden stellen sich über die Fragen der Architektur- und Kunstgeschichte als ein unter verschiedenen Aspekten aussagekräftiger Forschungsgegenstand heraus. Als Räume der Selbstidentifikation und der kulturell-religiösen Bewusstseinsbildung sind sie von hoher Bedeutung, wenngleich dies mit den anderen künstlerischen, kulturellen und politischen Aktivitäten ins Verhältnis zu setzen wäre. Dass man bei der Ausstattung der Betsäle mehr anstrebte als nur ein zweckmäßiges, provisorisches Einrichten mit den erforderlichen Objekten, dass man durchaus einen künstlerischen Anspruch erhob, zeigen die wenigen Beispiele. Sie belegen, dass ein bloßes Nachahmen der osteuropäischen Synagogen aus der Zeit vor dem Holocaust nicht das Ziel der Beteiligten war, wenngleich besonders die vorgestellte Synagogenmalerei auf die künstlerischen Bewegungen der jüdischen Renaissance zurückverweisen, die im östlichen Europa in den 1920er Jahren

43 In ihrer Architektursprache explizit „moderne" Synagogen, die jedoch in ihrer Ausstattung traditionellen orthodoxen Schemata folgen, entwarf zum Beispiel der in Frankfurt am Main ansässig gewordene jüdische Architekt Hermann Zwi Guttmann für Offenbach, Hannover, Würzburg, Osnabrück und – mit der Tendenz zur Zusammenführung von orthodoxen und liberalen Mustern – Düsseldorf.

44 Entsprechende Beobachtungen konnte der Verf. bei seinen Recherchen für das o.g. DFG-Projekt machen.

zu einem Revival solcher Bildprogramme geführt hatte. Die betont zionistische Grundierung vieler Ausstattungen und Ausmalungen kam hinzu, und ein neuer Aspekt war es, in den Synagogen Gedenktafeln für die Toten des Holocausts anzubringen, deren Gedächtnis so in den Raum der Lebenden einbezogen wurde.

Doch nicht zuletzt verfolgten die DPs ebenso wie zumindest Teile der Besatzungsmächte mit der demonstrativen Wiederherstellung von Synagogen im Stadtraum deutscher Städte das Ziel, die deutsche Bevölkerung durch die Präsenz des Jüdischen „umzuerziehen“ – Synagogen sind seither in Deutschland nicht mehr nur Objekte von Interesse für die jüdische Gemeinschaft, sondern sie werden auch als Denkmäler der deutsch-jüdischen Geschichte verstanden, die auf eine Rezeption durch die nicht-jüdische Mehrheitsgesellschaft zielen. Eine systematische Dokumentation und umfassende Erforschung der Synagogenräume der DPs – sowohl der verstreut überlieferten Text- und Bildquellen als auch der zum Teil noch bestehenden Objekte selbst – müsste diesen Aspekt der jüdischen Geschichte und materiellen Kultur in Deutschland und den anderen Ländern mit jüdischen DP-Gemeinden aufklären.

Quellen

Archivalien

Stadtarchiv Diepholz: Bauakte Mühlenstraße 5.

Bildquellen

United States Holocaust Memorial Museum:
Nr. 48699 (http://digitalassetushmm.org/photoarchives/detail.aspx?id=1137352);
Nr. 82912 (http://digitalassetushmm.org/photoarchives/detail.aspx?id=12549).
Yad Vashem Photo Archive:
Nr. 155AO4 (http://collectionyadvashem.org/photosarchive/en-us/76912.html);
Nr. 169FO9 (http://collectionyadvashem.org/photosarchive/en-us/75678.html).

Literatur

Altaras, Thea: Synagogen und jüdische Rituelle Tauchbäder in Hessen – Was geschah seit 1945. Königstein i.T. 2007.
Brenner, Michael / Frei, Norbert: Konsolidierung. In: Brenner, Michael (Hg.): Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart. Politik, Kultur und Gesellschaft. München 2012, 153-294.

Coridaß, Michael E. (Hgg.): Gebauter Aufbruch. Neue Synagogen in Deutschland. Regensburg 2010.

Stadt Celle (Hg.): Festschrift zur Wiederherstellung der Synagoge. Celle 1974.

Glatter, Sabine / Jensen, Andrea / Keßler, Katrin / Knufinke, Ulrich: Die Bauwerke und Einrichtungen der jüdischen Gemeinde in Celle. Synagoge, Mikwe, Friedhof. Bielefeld 1997 (= Kleine Schriften zur Celler Stadtgeschichte 2).

Hager, Angela / Berger-Dittscheid, Cornelia: Weiden. In: Kraus, Wolfgang / Hamm, Berndt / Schwarz, Meier (Hgg.): Mehr als Steine… Synagogen-Gedenkband Bayern. Lindenberg i. A. 2007, Bd. 1, 310-319.

Hammer-Schenk, Harold: Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert. Hamburg 1981, 524-528 (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden 8).

Harck, Hildegard: Unzer Sztyme. Jiddische Quellen zur Geschichte der jüdischen Gemeinden in der Britischen Zone 1945-1947. Kiel 2004.

Israelitisches Familienblatt v. 15. 11. 1928. Abgebildet in: Freundeskreis Neue Synagoge e.V. Wuppertal: Dies soll ein Haus des Gebets sein für alle Völker. Festschrift zur Einweihung der neuen Bergischen Synagoge in Wuppertal. Wuppertal 2002.

Jüdisches Leben in Südhessen, unter www.hstad-online.de/ausstellungen/online/juedisches_leben_in_suedhessen (07.02.2012).

Knufinke, Ulrich: Architektur und Erinnerung: Synagogenbau in Deutschland nach der Shoah. In: Kappel, Kai, u.a. (Hg.): Geschichtsbilder und Erinnerungskultur in der Architektur des 20. und 21. Jahrhundert Regensburg 2014.

Ders.: Neue Synagogen in Deutschland seit 1945. In: Cohen-Mushlin, Aliza / Thies, Harmen (Hg.): Synagogenarchitektur in Deutschland. Dokumentation zur Ausstellung „…und ich wurde ihnen zu einem kleinen Heiligtum…“ Synagogen in Deutschland. Petersberg 2008, 97-108 (Schriftenreihe der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa 5).

Ders.: Dieburg. Synagoge Am Markt. In: Cohen-Mushlin, Aliza / Thies, Harmen H. (Hg.): Synagogenarchitektur in Deutschland. Dokumentation zur Ausstellung „…und ich wurde ihnen zu einem kleinen Heiligtum…“ Synagogen in Deutschland. Petersberg 2008, 255-257 (Schriftenreihe der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa 5).

Ders.: Bauwerke jüdischer Friedhöfe in Deutschland. Petersberg 2007 (Schriftenreihe der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa 3).

Kohlmannslehner, Dietrich / Lange, Thomas (Hgg.): „... wohnen auf der verfluchten deutschen Erde“. Jüdisches Leben in Südhessen nach 1945. Die DP-Lager in Lampertheim, Lindenfels, Bensheim, Dieburg und Babenhausen sowie die Anfänge der Jüdischen Gemeinde Darmstadt. Darmstadt 1998.

Kratochwill-Gertich, Nancy / Naujocks, Antje C.: Diepholz. In: Obenaus, Herbert: Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen. Göttingen 2005, Bd. 1, 468-478.

Lange, Horst-Günther: Goslar. In: Obenaus, Herbert: Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen. Göttingen 2005, Bd. 1, 617-626.

Laue, Christoph: Was bleibt aus 700 Jahren jüdischer Geschichte? Die Vorgeschichte der neuen Synagogen in Herford. In: Wir freuen uns und wir weinen… Wiederaufbau der Herforder Synagoge. Herford 2010, o.P.

Liebezeit, Falk/Major, Herbert: Auf den Spuren jüdischer Geschichte in Diepholz. Mit vollständigem Verzeichnis der Mitglieder der jüdischen Gemeinde, Diepholz 1999 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Diepholz Bd. 12).

Obenaus, Sibylle: Celle. In: Obenaus, Herbert: Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen. Göttingen 2005, Bd. 1, 394-421.

Obenaus, Herbert (Hgg.): Im Schatten des Holocaust. Jüdisches Leben in Niedersachsen nach 1945. Hannover 1997 (= Veröffentlichungen der historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, 38).

Quast, Anke: Nach der Befreiung. Jüdische Gemeinden in Niedersachsen seit 1945. Das Beispiel Hannover. Göttingen 2001 (= Veröffentlichungen des Arbeitskreises Geschichte des Landes Niedersachsen nach 1945, 17).

Rahe, Thomas: Die jüdische DP-Gemeinde in Celle 1945-1951. In: Jüdisches Leben in Celle nach 1945. Bielefeld 2005, 9-42.

Rosenfeld, Gavriel D.: Building After Auschwitz. Jewish Architecture and the Memory of the Holocaust. London 2011.

Schmidt, Michael: Nach der Shoah: Die ehemalige Synagoge des Jüdischen Komitees Ampfing. In: das münster (2010), Bd. 63, 135-140.

Tobias, Jim G.: Eine jüdische Stadt in Wetzlar. www.hagalil.com/archive/2014/01/02/Wetzlar (18.08.2015).

Weger, Tobias: Die ehemalige orthodoxe Synagoge in der Neuberghauser Straße 11. In: Beth ha-Knesseth. Ort der Zusammenkunft. Zur Geschichte der Münchner Synagogen, ihrer Rabbiner und Kantoren. Hg. v. Stadtarchiv München. München 1999, 201-209.

www.talmud-thora.de (18.08.2015)

www.after-the-shoah.org (18.08.2015) http://collectionyadvashem.org/photosarchive/en-us/76912.html (06.03.2014)

Yad Vashem Photo Archive Nr. 169FO9, unter http://collectionyadvashem.org/photosarchive/en-us/75678.html (06.03.2014).

Abbildungen

1. Diepholz, Innenraum der Synagoge als Lager und Werkstatt, um 1946 (nach: Unzer Sztyme, H. 7, v. 20. Februar 1946, 16; Foto: Braunschweigisches Landesmuseum).
2. Diepholz, Entwurf für die Neuausstattung der Synagoge als Betsaal für die Gemeinde der Displaced Persons, um 1946 (Stadtarchiv Diepholz).
3. Diepholz, Entwurf für die Neuausstattung der Synagoge: Gedenktafel, um 1946 (Stadtarchiv Diepholz).
4. Herford, Gedenktafel in der Synagoge, vor/um 1950 (Foto: Knufinke 2007).
5. Celle, Toraschrein der Synagoge, Zustand vor 1974 (Foto: Archiv Bet Tfila-Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa, Technische Universität Braunschweig – Sammlung Busch).
6. Celle, Innenraum der Synagoge, Zustand 2007 (Foto: Archiv Bet Tfila-Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa, Technische Universität Braunschweig).
7. Celle, Grundriss der Mikwe von 1945, Umzeichnung nach der Bauakte im Stadtarchiv Celle (Archiv Bet Tfila-Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa, Technische Universität Braunschweig).
8. Trutzhain, Baracke mit dem 1946 eingerichteten Synagogenraum der Displaced Persons (Foto: Knufinke 2007).

Berit Pleitner / Christian Pletzing

Polnische Displaced Persons in Lübeck. Schüler erforschen transnationale Regionalgeschichte

„Die Freude war überwältigend“ – so schilderte Henryk Laskiewicz seine Gefühle bei der Befreiung durch amerikanische Soldaten am 3. Mai 1945.[1] Laskiewicz hielt sich im Mai 1945 als polnischer Zwangsarbeiter in der Nähe von Schwerin auf. Da er Waisenkind war, entschied er sich nach der Befreiung gegen eine Rückkehr nach Polen. Stattdessen beschloss er, nach Lübeck zu ziehen. Hier begann für ihn ein neuer Lebensabschnitt – als einer von etwa 18.000 „Displaced Persons“ (DPs), die bei Kriegsende in der Hansestadt an der Ostsee lebten.[2]

An der Grenze zwischen der britischen und sowjetischen Besatzungszone gelegen, befand sich Lübeck im Zentrum der Fluchtbewegungen der Nachkriegszeit. Wegen des geringen Zerstörungsgrades war die Hansestadt die am stärksten mit Flüchtlingen und DPs belegte Stadt Nordwestdeutschlands. Hatte die Stadt vor Kriegsausbruch rund 155.000 Einwohner gezählt, so lebten am 31. Dezember 1945 neben 136.000 „Ortsansässigen“ und 80.000 deutschen Flüchtlingen bzw. Vertriebenen 34.000 „Ausländer“ in Lübeck. Die größte Gruppe der „Ausländer“ stellten die polnischen DPs.[3]

Die wissenschaftliche Erforschung ihrer Geschichte begann erst Ende der 1990er Jahre. Die Initiative ergriff die Lübecker „Geschichtswerkstatt Herren-

1 Archiv der Academia Baltica, Lübeck/Sankelmark: Interview mit Henryk Laskiewicz, 2012.

2 Rathmer: Zwangsarbeit in Lübeck, 26.

3 Lübecker Notzeit in Zahlen. 1945–1948, 23; Meyer-Rebentisch: In Lübeck angekommen.

wyk" mit ihrer 1997 eröffneten Ausstellung „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer…' Zwangsarbeit in Lübeck 1939 bis 1945". Zwar stand die Geschichte der Zwangsarbeiter im Mittelpunkt der Ausstellung, doch wurde auch die Nachkriegsgeschichte der Displaced Persons kurz thematisiert. Im gleichen Jahr erschien die Pionierstudie von Hannes Harding zur Geschichte der Displaced Persons in Schleswig-Holstein.[4] Aber erst zehn Jahre später folgten Forschungen, die mit den Esten, Letten und Litauern erstmals eine Gruppe der Lübecker DPs detaillierter untersuchten.[5]

Iniitiiert wurden die Forschungen zu den baltischen DPs in Lübeck von der Academia Baltica, die es sich mit ihrer historisch-politischen Bildungarbeit zur Aufgabe gemacht hat, die Zusammenarbeit im Ostseeraum sowie die Verständigung der Deutschen mit ihren Nachbarn im Osten Europas zu fördern.[6] Durch die Arbeiten zur Geschichte der DPs aus den baltischen Staaten ergaben sich Kontakte zur Polnischen Katholischen Mission in Lübeck. Im Jahr 1951 gegründet, betreute die Polnische Katholische Mission in der Nachkriegszeit polnische Katholiken in ganz Schleswig-Holstein. Es waren zumeist ehemalige Zwangsarbeiter und DPs, die von Pfarrer Stanisław Ren beinahe 30 Jahre lang seelsorgerlich begleitet wurde. Das Gemeindemitglied Barbara Glowe sowie Rens Nachfolger als Leiter der Polnischen Katholischen Mission in Lübeck, Pfarrer Henryk Kuczera, legten den Grundstein für die Erforschung der polnischen DPs in Lübeck, indem sie das umfangreiche Archiv der Gemeinde zugänglich machten und Kontakte zu den noch lebenden ehemaligen DPs herstellten.

Zusammen mit der Abteilung für Osteuropäische Geschichte der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg entstand die Idee, die Geschichte der polni-

4 Harding: Displaced Persons in Schleswig-Holstein.

5 Pletzing / Pletzing: Displaced Persons; Pletzing: Displaced Persons Nachkriegszeit.

6 http://www.academiabaltica.de/wirueberuns/index.html (20.12.2015).

schen DPs in Lübeck zu erforschen und diese Ergebnisse nicht nur der Wissenschaft, sondern auch einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln. Realisiert werden konnte diese Idee durch das Programm „Denkwerk“ der Robert Bosch Stiftung. Damit fördert die Stiftung Projektpartnerschaften zwischen Wissenschaftlern, Lehrern und Schülern. Das Programm will Schülern und Lehrern einen Einblick in aktuelle geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung ermöglichen. Durch die Beteiligung an einem Forschungsprojekt lernen die Schülerinnen und Schüler Fragestellungen und Methoden der Geistes- oder Sozialwissenschaften kennen.[7]

Für ein Projekt im Programm „Denkwerk“ eher untypisch war es, in einem binationalen deutsch-polnischen Team zu arbeiten. Dies hatte nicht nur den Vorteil, dass die polnischen Quellen auf diese Weise besser auszuwerten waren. Die polnischen DPs sind Teil der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte des 20. Jahrhunderts, so dass deutsche wie polnische Projektteilnehmer ihre Perspektiven und Interessen einbringen konnten, die naturgemäß nicht immer identisch waren. Als Partner konnte zudem die Universität Szczecin/Stettin gewonnen werden. Studierende aus Stettin und aus Oldenburg begleiteten und unterstützten die Schüler bei der Quellenrecherche und –auswertung. Zusammen mit ihren Geschichtslehrern nahmen aus Lübeck Oberstufenschülerinnen und -schüler der Baltic-Schule und des Trave-Gymnasiums an dem Projekt teil, aus Stettin waren es Schüler des IX. Allgemeinbildenden Lyzeums (IX. Liceum Ogólnokształcące w Szczecinie). Das Archiv der Hansestadt Lübeck ermöglichte als weiterer Partner den Zugang zu den bisher wenig ausgewerteten Lübecker Quellen zur Geschichte der Displaced Persons.

Im Frühjahr 2011 stellten die Partner den Förderantrag bei der Robert Bosch Stiftung. Der Antrag wurde im August 2011 bewilligt, und das Projekt konnte beginnen.

7 http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/html/1500.asp (20.12.2015).

Quellenrecherche und –auswertung

Das „Denkwerk"-Projekt gliederte sich in Präsenzphasen mit gemeinsamen Workshops und Phasen individueller Arbeit und Recherchen vor Ort. In Lübeck und Stettin fanden mehrere Workshops statt, an denen alle Schülerinnen und Schüler aus Deutschland und Polen teilnahmen. Sie führten in die Geschichte der Displaced Persons ein und vermittelten methodische Grundlagen der Quellenrecherche und –kritik. Gemeinsam wandte das deutsch-polnische Team die Methoden der „Oral History" an, befragte Zeitzeugen, erstellte Texte und schließlich das Ausstellungsnarrativ. In individueller Arbeit und in Kleingruppen wurden weitere Zeitzeugen befragt, Archivquellen ausgewertet und von Zeitzeugen überlassene Fotos gescannt und dokumentiert.

Die Quellenrecherche gelang den Schülerinnen und Schülern gut, doch erwies sich die Auswertung als nicht immer einfach. Dies war zum einen der trotz aller Vielfalt häufig doch fragmentarischen Quellenüberlieferung geschuldet. Informationen, die sich bisweilen widersprachen, erschwerten es, eine Synthese zu erstellen. So erwies es sich beispielsweise als komplexe Herausforderung, exakte Zahlenangaben zu den polnischen DPs in Lübeck zu ermitteln. Die Schüler hatten zu Beginn des Projekts viele Forschungsfragen formuliert, die insbesondere den Alltag der DPs betrafen. Da dieser jedoch in den Archivalien und auch in den Zeitzeugenberichten nicht immer seinen Niederschlag fand, konnten auf viele dieser Fragen nur unbefriedigende oder bisweilen auch gar keine Antworten gefunden werden. Andererseits fühlten sich die Schüler durch die große Vielfalt an Detailinformationen manchmal überfordert. Als hilfreich erwies es sich daher, die Rechercheergebnisse in die Themenbereiche Alltag, Beziehungen zwischen DPs, Deutschen und Briten sowie Lebenswege und Auswanderung vorzustrukturieren.

Welche Informationen zur Geschichte der polnischen DPs in Lübeck fanden sich in den Quellen? Der zuvor noch nicht ausgewertete Quellenbestand

der Polnischen Katholischen Mission Lübeck befindet sich im Archiv der Polnischen Katholischen Mission (Archiwum Polskiej Misji Katolickiej) in Hannover. Einen Schwerpunkt bilden die in regelmäßigen Abständen erstellten Seelsorgeberichte der katholischen Geistlichen, die Informationen über die DP-Lager, ihre Einrichtung und die Anzahl der katholischen DPs enthalten. Weiter finden sich in den Berichten Aussagen zu den katholischen Messen mit Zahlen der Gottesdienstbesucher sowie Informationen zu polnischen Organisationen wie den Pfadfindern oder von kirchlicher Seite organisierten Handarbeitskursen. Auch die Beziehungen der Geistlichen und der DPs zur United Nations Relief and Rehabilitation Organization (UNRRA), der Lageralltag und seine Probleme, das religiöse Leben aus der Perspektive der täglichen Seelsorgearbeit sowie das „Resettlement" der DPs sind Themen der Seelsorgeberichte.

Eine Perspektive von außen vermittelten hingegen die Quellen der deutschen Verwaltung, die sich im Archiv der Hansestadt Lübeck fanden. Breiten Raum nimmt in den deutschen Quellen das Problem der tatsächlichen oder vermuteten DP-Kriminalität ein. Hier finden sich zahlreiche Beschwerden von Lübecker Bürgern über die DPs, ihre Unterbringung und die Beschlagnahme von Wohnraum. Einen weiteren Schwerpunkt machen Akten zur Übernahme der DPs in die deutsche Verwaltung aus. Eine Lübecker Besonderheit ist der Briefwechsel des deutschen Lagerverwalters Horst Mieder mit ausgewanderten DPs. Den Briefen, die Mieder aus den USA, Kanada, Großbritannien und Australien erhielt, kann man bisweilen detaillierte Informationen über den Lebensweg der Auswanderer nach dem Verlassen der DP-Lager entnehmen.

Die Interviews mit den Zeitzeugen wiederum vermitteln die Perspektive der DPs bzw. ihrer Kinder. Sie schildern den Alltag in den Lagern, geben Erinnerungen an die Kindheit wieder, gehen auf die Beziehunge der DPs zu

Deutschen und anderen Nationen ein und enthalten schließlich Informationen über die Auswanderung nach Übersee oder aber die Rückwanderung nach Polen.

Polnische DPs in Lübeck[8]

Von den schätzungsweise drei bis vier Millionen polnischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern im Deutschen Reich lebten am Ende des Krieges etwa 18.000 in Lübeck. Die Mehrzahl stammte aus Zentral- und Südpolen; etwa 2300 Personen kamen aus den Regionen Pommerellen oder Großpolen.

Die humanitäre Versorgung dieser Menschen – Unterkunft, Lebensmittel und medizinische Versorgung – erfolgte zunächst durch die Alliierten im Zusammenspiel mit der UNRRA, ab 1947 abgelöst durch die International Refugee Organization (IRO). Nachdem im Jahr 1950 ein Großteil der DPs repatriiert woren war, übergaben die britischen Besatzungstruppen die Verwaltung der verbleibenden DPs an die deutschen Behörden.

Viele DPs lebten nach Kriegsende zunächst weiter in Lagern, weil es keinen anderen Wohnraum gab. Nicht nur die DPs benötigten Unterkünfte, sondern auch deutsche Flüchtlinge bzw. Vertriebene sowie die durch Luftangriffe obdachlos gewordenen Lübecker Bürgerinnen und Bürger. Der Bedarf an Unterbringungsmöglichkeiten war so groß, dass selbst baufällige Barackenlager durch die Briten beschlagnahmt wurden. Die Lebensbedingungen in diesen Gebäuden waren sicherlich nicht besonders gut, aber mit denen der meisten anderen Menschen in Lübeck vergleichbar. DP-Lager befanden sich

8 Dieser Abschnitt basiert auf den Ergebnissen der Ausstellung „Entwurzelt – Polnische Displaced Persons in Lübeck“ (Lübeck 2013).

in Lübeck „An der Lohmühle“, am Flughafen Blankensee, in Pöppendorf, in der Artillerie- und der Meesenkaserne sowie „Am Stau“ nahe der Trave.[9]

In den ersten Monaten nach Kriegsende lag die Priorität der Briten auf der baldigen Repatriierung der DPs. Es zeigte sich jedoch, dass dieser Prozess aus verschiedenen Gründen länger dauerte als erwartet. Die DPs begannen, ihren Alltag im Lager zu organisieren: Sie gründeten Pfadfinder-, Theater- oder Sportgruppen, Müttervereine und Rosenkranz-Gebetsgruppen. Es wurden nicht nur regelmäßig Gottesdienste abgehalten, sondern auch Filmvorführungen und Tanzabende. Da in den meisten Lagern viele Nationalitäten untergebracht waren, sprachen die Kinder beim Spielen häufig in der einzigen allen zumindest rudimentär bekannten Sprache miteinander – in Deutsch. Den Polen lag daher die Pflege der polnischen Muttersprache sehr am Herzen. Neben Abendkursen für Erwachsenen gehörten dazu auch polnischsprachige Schulen und Kindergärten. Diese wurden von den Briten eingerichtet, so weit es die Umstände zuließen. Im Lager Lohmühle entstand beispielsweise eine Elementarschule mit sieben Unterrichtsjahren, die von einem polnischsprachigen Schulleiter geführt wurde und an der im Jahr 1946 sechs polnische und sechs deutsche Lehrerinnen und Lehrer unterrichteten. 149 polnische Schülerinnen und Schüler besuchten die Schule in diesem Jahr. Nach der Übernahme der DP-Lager in die deutsche Verwaltung schafften die deutschen Behörden auf ausdrücklichen Wunsch der Briten dieses parallele Schulwesen rasch ab. Die Lohmühler Schule wurde 1950 geschlossen; spätestens ab diesem Jahr besuchten alle Kinder der DPs deutsche Volksschulen. Ihre Deutschkenntnisse reichten jedoch häufig nicht aus, um dem Unterricht zu folgen, und so war es für viele sehr schwer, einen Schulabschluss zu erlangen.

Ab 1947 ermutigten die Briten die DPs aktiv zur Arbeitsplatzsuche. Vielen fehlte jedoch aufgrund der Kriegsjahre der Schulabschluss oder die berufliche

9 Harding, Displaced Persons.

Qualifikation, so dass zunächst Weiterbildungsmaßnahmen in eigens eingerichteten „Vocational Training Centers" erfolgen mussten. Die Arbeitslosigkeit in Lübeck war allerdings hoch, und gegen die Konkurrenz deutscher Mitbewerberinnen und -bewerber konnten die DPs sich kaum durchsetzen. Nur etwa 10% aller arbeitsfähigen polnischen DPs gingen im Jahr 1950 einer geregelten Arbeit nach, die meisten davon innerhalb der Lager. Hier hatten Handwerker eigene Werkstätten oder Reparaturbetriebe und Kaufleute kleine Lebensmittelläden eröffnet. Immerhin funktionierte die tägliche Versorgung mit Lebensmitteln recht gut, nicht zuletzt, weil viele DPs kleine Gemüsegärten angelegt hatten. Die zentrale Versorgung mit warmem Essen konnte bereits wenige Jahre nach Kriegsende fast ganz eingestellt werden. Dennoch war das Einkommen der meisten bescheiden, und für viele bestand gar keine Hoffnung auf ein festes Einkommen. Motivationslosigkeit und Alkoholismus konnten in diesen Fällen die Folge sein.

Wer nicht außerhalb des Lagers Arbeit gefunden hatte, musste es kaum verlassen und tat es auch nicht unbedingt: Die Jahre nationalsozialistischer Ideologie und Unterdrückung wirkten sowohl bei den Polen als auch bei den Deutschen zu sehr nach, als dass ein unverkrampftes Verhältnis möglich gewesen wäre. Begegnungen zwischen Deutschen und DPs fanden dennoch statt. Nicht allen Kindern stand eine eigens für DPs eingerichtete Schule zur Verfügung, und spätestens zu Beginn der Fünfzigerjahre wurde der Besuch einer deutschen Schule zum Normalfall. Bei Krankheit mussten DPs deutsche Ärzte aufsuchen, es sei denn, es gab zufälligerweise einen polnischen Arzt im Lager. Die Alliierten richteten in der Meesenkaserne ein eigenes Krankenhaus für DPs ein, doch waren die Plätze begrenzt, sodass einige auch in den anderen Lübecker Krankenhäusern behandelt wurden. Für September 1945 sind 45 Polinnen und Polen im Krankenhaus Ost, vier im Krankenhaus Süd und 13 im DP-Krankenhaus verzeichnet.

Häufiger als miteinander redete man vermutlich übereinander. Die britische Militärverwaltung berichtete im August 1945, die deutsche Bevölkerung erwarte eine schnelle Rückführung aller Ausländer. Tatsächlich galt die Sicherheitslage in den ersten Monaten nach Kriegsende in Lübeck als angespannt. Einige der registrierten Straftaten wurden auch von DPs begangen, jedoch weitaus weniger als die recht einseitige Presseberichterstattung glauben machte. Den hier kolportierten Gräuelgeschichten von Rachegelüsten und Übergriffen der DPs steht die Statistik der Polizei entgegen, die hauptsächlich kleinere Diebstähle durch Nicht-Deutsche verzeichnet. Diese stehen vermutlich in einem Zusammenhang mit den Engpässen, zu denen es bei der Lebensmittelversorgung gekommen war. Ohne eigenens Geld und Privatbesitz waren die DPs sowohl vom regulären als auch vom Schwarzmarkt abgeschitten.

Viele DPs wären gerne bei Kriegsende in ihre Heimat zurückgekehrt, mussten sich aber erst durch die Alliierten registrieren und von ihnen repatriieren lassen. Da aufgrund eines Sonderabkommens zunächst Bürgerinnen und Bürger der Sowjetunion rückgeführt wurden, mussten die Polinnen und Polen abwarten. Allerdings gab es unter ihnen nicht wenige, die in die sozialistische Volksrepulik Polen nicht zurückkehren wollten – sei es aus politischer Überzeugung, sei es aus Angst vor Repressionen, da ehemalige Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter häufig der Kollaboration mit den Deutschen bezichtigt wurden. Damit blieb die Alternative der Emigration, zumeist nach Kanada, Australien oder in die USA, die allerdings nur solchen DPs offenstand, die politisch verfolgt wurden, arbeitsfähig und gesund waren oder bereits Familie im Zielland hatten. Wer diese Kriterien nicht erfüllte, blieb in den DP-Lagern zurück, die im Verlauf der Jahre mehr und mehr zu Sammelbecken der Alten, Schwachen und Kranken wurden. Als 1952 die IRO, die Auswanderungswilligen mit Rat und Tat zur Seite gestanden hatte, ihre Ar-

beit einstellte, schwand für die verbliebenen Polinnen und Polen die Hoffnung auf eine mögliche Ausreise. Doch in Deutschland verblieben nicht nur jene, die krank oder schwach waren. Einige entscheiden sich bewusst für ein neues Leben in Lübeck – in einer Stadt, die ihnen trotz aller Widrigkeiten immer vertrauter wurde.

Zeitzeugengespräche

Mithilfe der Polnischen Katholischen Mission sowie durch Zeitungs- und Radioaufrufe konnten nicht nur in Lübeck, sondern auch in Stettin ehemalige DPs ausfindig gemacht werden, die bereit waren, über ihre Zeit in Lübeck und danach zu berichten. Diese Gespräche mit den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen brachten eine völlig neue Dimension in das Projekt. Zum einen steigerten sie die Motivation der Jugendlichen nach einer Phase intensiver und anstrengender Archivarbeit erheblich. Die bis dato durch Vorträge oder Textstudium erarbeiteten Wissenbestände ließen sich nun mit echten Lebensgeschichten in Verbindung bringen: Geschichte wurde greifbar durch die Erzählungen derjenigen, die sie selber miterlebt hatten. Alleine die Tatsache, dass es noch Menschen gab, die dereinst als DPs bezeichnet worden waren, rückte das Thema plötzlich in die Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler und verlieh ihm Aktualität. Zum anderen wuchs bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern die Hoffnung, nun Dinge in Erfahrung bringen zu können, die die anderen Quellen nicht preisgaben.

Tatsächlich bietet Oral History die Möglichkeit, Aspekte der Vergangenheit zu beleuchten, die sich aus anderen archivalischen Quellen nur schwer oder gar nicht erschließen lassen. Das betrifft

- die Geschichte der „kleinen Leute“, Minderheiten oder Unterdrückten (z.B. indigene Völker, Sinti und Roma, Regimegegner usw.), die sich in offiziellen Schiftstücken oder Bildern gar nicht oder nur aus der Perspektive der Mehrheit bzw. der Machthaber wiederfindet,
- den alltagsgeschichtlichen Zugriff, der Lebenbereiche beleuchtet, die ansonsten kaum oder gar nicht überliefert werden,
- das subjektive Erleben und die Emotionen, die in der geschichstwissenschaftlichen Forschung wieder einen größeren Stellenwert erhalten[10]

Auf die Erforschung der Lebensumstände der DPs treffen alle drei Punkte zu, denn die schriftlichen Quellen berichten hauptsächlich über die DPs, selten aber aus ihrer Perspektive. Auch ließen diese Schriftstücke die Schülerinnen und Schüler in vielerlei Hinsicht darüber im Unklaren, wie der Alltag in den Lagern wohl konkret ausgesehen haben mag und welche Wünsche, Ängste und Hoffnungen die DPs umtrieben.

Insofern waren die Erwartungen an die Zeitzeugengespräche hoch. Die folgenden Arbeitstreffen erforderten jedoch eine intensive Auseinandersetzung mit der Methode der Zeitzeugenbefragung, damit die Schülerinnen und Schüler auch die Grenzen der Oral History erkennen und akzeptieren lernten. Folgende Punkte wurden besoners intensiv diskutiert:

Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erzählen von Dingen, die sie selber ge- und erlebt haben. Insofern können sie als historische Quelle gelten. Sie erzählen aber aus der Rückschau, bringen ihre Erinnerungen folglich in eine neu konstruierte Narration, in die auch die später im Leben gemachte Erfahrungen, soziale Erwünschtheit, Vergessen und Verdrängen mit einfließen können. Insofern sind diese Erzählungen – geschichtswissenschaftlich gesehen – auch

10 Vgl. Brauer und Lücke: Emotionen.

eine Darstellung, beinhalten also bereits eine Deutung der früheren Ereignisse. Das muss bei der Interpretation unbedingt beachtet werden.[11]

Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten aus ihrer subjektiven Perspektive. Es ist nicht ihre Aufgabe, ihre Wahrnehmung mit der von anderen Menschen abzugleichen oder sie in einen größeren Kontext zu setzen. Sehr wohl ist dies aber die Aufgabe der Jugendlichen, die die einzelnen Lebensgeschichten nicht als „die Geschichte" verstehen dürfen. „Geschichte" ist immer eine Zusammenschau aus vielen unterschiedlichen Überlieferungen und Blickwinkeln. Der nächste Schritt nach dem Interview muss also eine Kontextualisierung und eine Überprüfung der Plausibilität der Erzählung sein. Die Zeitzeugenerzählungen können durchaus im Widerspruch zur „großen Geschichte" (oder: zu dem im Unterricht Gelernten) stehen und müssen deshalb doch nicht falsch sein: „Oral History macht deutlich, wie vielfältig und widersprüchlich Geschichte sein kann."[12] Mit dieser Vielfalt mussten die Schülerinnen und Schüler umzugehen lernen und den Wunsch nach klaren und verallgemeinerbaren Antworten (zum Teil schweren Herzens) aufgeben.

Vor allem mussten sie lernen, dass Zeitzeugenbefragungen in der Regel weniger Wissenszuwachs im Sinne des Faktenwissens bringen als vielmehr Erkenntnisse darüber, wie Menschen erinnern. Der Zweck der Zeitzeugenbefragung liegt nämlich zum einen darin, „Erfahrungen der Menschen zu einem zeitlich und/oder räumlich begenzten Geschehen der Vergangenheit zu ermitteln […], [z]um anderen kann die Lebensgeschichte der Interviewten selbst im Mittelpunkt stehen."[13] Verallgemeinerungen sind daraus jedoch nur selten abzuleiten, und so können die Inhalte dieser Gespräche keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben. Einige Schülerinnen und Schüler dieses Projektes hatten z.B. gehofft, nach den Gesprächen genau sagen zu können,

11 Vgl. hierzu Schreiber: Zeitzeugengespräche.

12 Anne-Frank-Zentrum: Zeitzeugeninterviews, 7.

13 Henke-Bockschatz: Zeitzeugenbefragung, 360.

wie ein Lager aufgebaut war. Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen konnten jedoch nicht präzise auf diese Frage antworten. Sie erinnerten sich mehr oder weniger gut an Baracken, Möbel, Gemüsegärten und einen Raum, in dem Gottesdienste abgehalten wurden, aber die genaue Anordnung der Gebäude oder ihre Größe ließen sich nicht hundertprozentig bestimmen. Auf diejenigen, die damals Kinder waren, wirkten die Räume sicher größer als auf die Erwachsenen, und erstere erinnerten sich vor allem an die Orte, an denen sie damals spielten, also hauptsächlich das Außengelände.

Auf diese Weise haben die Jugendlichen jedoch nicht nur viel über Oral History gelernt, sondern über Geschichtsforschung und -schreibung im Allgemeinen, denn es gehört zum Wesen der Geschichtswissenschaft, dass sie immer neue Fragen generiert, andere Blickwinkel sucht und unterschiedliche Narrationen produziert.

Lebenswege[14]

Einen kleinen Einblick in das Leben in der Emigration erlangten die Schülerinnen und Schüler durch zahlreiche Postkarten aus aller Welt, die Grüße an die im Lager Verbliebenen sandten. Einige längere Briefe an den Leiter des Lagers in der Artilleriekaserne, Horst Mieder, zeichnen ein differenziertes Bild vom Leben in den USA, Kanada oder Australien und zeigen, dass der Neuanfang nicht immer leicht war. „Wir, die wir schon die Vierziger überschritten haben", schrieb 1949 ein Pole aus Kanada, „gehören zu der tragischen Generation der Habenichtse aus Osteuropa, die während des Kriegs

14 Dieser Abschnitt basiert auf den Zeitzeugeninterviews der Ausstellung „Entwurzelt – Polnische Displaced Persons in Lübeck" (Lübeck 2013). Audiodateien im Archiv der Academia Baltica, Akademie Sankelmark.

und der Nachkriegsjahre in DP-Lagern zu alt geworden ist, um das neue Leben von Anfang zu beginnen."[15] Wieder musste eine neue Sprache erlernt werden, was der jüngeren Generation, die auch psychisch weniger belastet war, oft leichter fiel. Einige ehemalige DPs aus der Artilleriekaserne sandten Geld nach Lübeck, nachdem sie selber zu bescheidenem Wohlstand gelangt waren, damit Horst Mieder damit z.B. Weihnachtsfeiern organisieren konnte.

Für die DPs, die nach Polen zurückkehren wollten, war Lübeck ein idealer Ausgangspunkt, denn die norddeutsche Route der Repatriierung führte über diese Stadt. Die DPs wurden nach Stettin gebracht, wo die polnische staatliche Repatriierungsbehörde (Państwowy Urząd Repatriacyjny – PUR) so genannte Etappenpunkte eingerichtet hatte, an denen die Heimkehrer einen Ausweis, eine Unterkunft, eine Arbeitszuweisung und einen kleinen Geldbetrag erhielten.[16]

An diesen Etappenpunkt kam auch Zygfryd Jarema, geboren am 26. November 1943 in Uelzen als Sohn polnsicher Zwangsarbeiter, als kleiner Junge mit seiner Familie an. Nach Kriegsende hatte er gemeinsam mit seiner Mutter und seiner Schwester auf ein Lebenszeichen von seinem Vater gewartet, der bereits nach Polen zurückgekehrt war. Als die Familie nichts von ihm hörte, fuhr Anastazja Jarema mit ihren zwei Kindern mit einem der letzten DP-Bahntransporte über Lübeck nach Stettin. Sie erhielt eine Arbeit im staatlichen Landwirtschaftsbetrieb in Dobra Szczecińska (Daber). Doch die Nachbarn betrachteten sie als Fremde – viele hielten sie für Verräter an der polnischen Nation. Diese Feindseligkeiten bekam auch der kleine Zygfryd zu spüren. Da er in Deutschland aufgewachsen war, sprach er besser deutsch als polnisch. Das machte ihn bei den anderen Kindern unbeliebt, so dass er bei Spielen immer „den Deutschen" verkörpern musste. Später besuchte er eine Berufsschule für Kfz-Mechaniker und arbeitete schließlich bei der polnischen

15 Archiv der Hansestadt Lübeck, Nachlass Horst Mieder, F.A., Oakville/Ont. 12.4.1949.

16 Vgl. dazu den Beitrag von Maciej Chrostowski im vorliegenden Sammelband.

Eisenbahn. Von seiner Jugend an war Zygfryd Jarema ein begeisterter Fahrradfahrer. Im Jahr 1965 erreichte er als Mitglied der polnischen Manschaft bei der Radweltmeisterschaft den 5. Platz. Bis heute trainiert er sehr erfolgreich polnische Radsportler. Zygfryd Jarema ist verheiratet, seine Tochter und Enkelin leben in Hamburg.

Bis heute in Lübeck lebt Helena Gallert, geborene Stróżykowska, 1924 in Wieluń geboren. 1940 verschleppten die deutschen Besatzer ihre ganze Familie zur Zwangsarbeit nach Demern bei Schwerin. Dort kümmerte sich ihr Vater auf einem Gutshof um die Pferde. Helena Gallert, erst 16 Jahre alt, arbeitete in der Küche, in den Ställen und in der Erntezeit auch auf den Feldern. Zur Schule konnte sie nicht gehen. Dennoch ist ihr diese Zeit nicht in unangenehmer Erinnerung, im Gegensatz zu den Jahren in Ratzeburg ab 1942, wo sie für einen weiteren deutschen Landwirt arbeiten musste.

Nach Kriegsende kam die Familie in das DP-Lager Fackenburger Allee nach Lübeck. 1946 lernte Helena Gallert auf einer Hochzeit in Hamburg ihren späteren Mann Zbigniew Gallert kennen, der 1944 zur Zwangsarbeit nach Bremerhaven gebracht worden war. Im August 1947, nach der Geburt ihrer Tochter Barbara, heirateten sie. 1950 wurde ihr Sohn Bogdan geboren. In den ersten Jahren in Lübeck mussten sie mehrmals innerhalb der DP-Lager umziehen (Fackenburger Allee, Schwartauer Landstraße, Lohmühle), bis sie 1958 eine eigene günstige Wohnung in der Mozartstraße erhielten.

Schulabschluss und Berufsausbildung blieben Helena Gallert aufgrund der Zwangsarbeit verwehrt. Sie arbeitete in Lübeck in einer Metalldosen-Fabrik sowie als Reinigungskraft in Schulen und schließlich im Lübecker Rathaus, worauf sie sehr stolz war. Ihre Tochter Barbara absolvierte nach der Schule eine Lehre zur Bürokauffrau bei der Firma Warta, wo sie fast 40 Jahre lang arbeitete und zur stellvertretenden Geschäftsführerin aufstieg. Sie heiratete einen Deutschen und blieb ihr ganzes Leben in Lübeck. Barbara Bunge

hat zwei Kinder. Sowohl sie als auch ihre Mutter sind der Polnischen Katholischen Mission sehr verbunden.

Eine Ausstellung konzipieren

All diese (und weitere) individuellen Geschichten mussten nun, als abschließender Schritt der historischen Methode, in eine Narration fließen, die durch das Medium Ausstellung präsentiert werden konnte. Die dem Thema per se innewohnende Transregionalität sollte dabei deutlich werden.[17] Selbstverständlich wurde zweisprachig präsentiert. Darüber hinaus ging es aber darum, die Verknüpfungen lokaler und europäischer Dimensionen aufzuzeigen. So sind z.B. Lübeck und Stettin zum einen die Orte, an denen die Menschen, um die es in der Ausstellung geht, ihren Alltag verbracht haben oder immer noch verbringen; sie sind aber gleichzeitig wichtige europäische Knotenpunkte bei der Repatriierung der Polen und damit politisch bedeutsam gewesen. Auch die engen Verbindungen und zunehmende Verwobenheit deutscher und polnischer Kultur(elemente), wie sie z.B. in der Arbeit der Polnischen Katholischen Mission in Lübeck oder in der Titulierung einiger DPs als „Deutsche“ durch polnische Mitbürgerinnen und Mitbürger nach Kriegsende zum Ausdruck kommt, sollten einfließen.

Besonders wichtig war aufgund der Rechercheerfahrungen auch, die Darstellung weder rein chronologisch noch als geschlossene Erzählform aufzubereiten. Der stimmigste und ehrlichste Weg, mit den vielen offen gebliebenen Fragen umzugehen, war, diese in die Ausstellung zu transportieren. Es galt,

17 Vgl. hierzu Schumann und Popp: Entwicklung transregionaler Perspektiven; Herget und Pleitner: Heimat.

„die denkende Betrachtung auf das fragmentarische Szenario der vorliegenden Indizien“[18] zu lenken.

Die Bereiche Alltag, Beziehungen zwischen DPs, Deutschen und Briten sowie Lebenswege boten dafür eine gute thematische Strukturierung. Dass die weiteren Lebenswege der DPs so unterschiedlich und vielfältig waren, faszinierte die Schülerinnen und Schüler besonders. Aus dem zunächst als große Einheit erscheinenden Komplex „displaced persons“ schälten sich durch die Arbeit an den Quellen und durch die Zeitzeugengespräche indiviuelle Schicksale heraus – Menschen mit ihren ganz eigenen Hoffnungen, Träumen und Zielen. Diese sollten nun in den Mittelpunkt der Ausstellung rücken. Diese Individualisierung bzw. Subjektivierung ist ein seit gut dreißig Jahren häufig gewählter Weg, Opfer nicht als undefinierbare Menge erscheinen zu lassen, sondern ihnen ein Gesicht und einen Namen zu geben und damit auch „Individualität und Würde“.[19]

Als problematisch (wenn auch vorhersehbar) erwies sich der Magel an dreidimensionalen Exponaten. Weder die Magazine der einschlägigen Museen noch der Privatbesitz der Zeitzeugen gaben viel her. Es galt also, durch eine möglichst ansprechende grafische Gestaltung einerseits und eine geschickte Raumnutzung andererseits diesen Mangel wettzumachen. Die kreative Nutzung des Raums fiel den Jugendlichen anfangs schwer – sie platzierten zunächst die Textfahnen reihum an den Wänden – doch entwickelten sie innerhalb kurzer Zeit ein gutes Gespür für die Möglichkeiten, die Flächen, Ecken, Fenster, Treppen und Lichtquellen boten. Sie entwarfen ein Ausstellungsszenario, das individuelle Schicksale und historischen Kontext geschickt miteinander in Beziehung setzte. Nach der Betrachtung des Alltags der DPs in Lübeck folgten die Besucherinnen und Besucher deren möglichen weiteren Wegen: Heimkehr nach Polen, in Deutschland bleiben, Emigration. Chancen

18 Parmentier: History, 6.

19 Köhr: Gesichter, 172.

und Hoffnungen wurden ebenso aufgezeigt wie Schwierigkeiten und Verzweiflung.

Die Resonanz auf die Ausstellung in Lübeck und in Stettin zeigte, dass der Weg der offenen Erzählweise und der Empathie von den Betrachtern nicht nur positiv aufgenommen, sondern offensichtlich erwartet worden war. Tatsächlich handelte es sich bei dem Projekt um weit mehr als um die Einführung von Schülerinnen und Schülern in die wissenschaftliche Arbeitsweise. Das Thema Displaced Persons mag heute kein Politikum mehr sein – dennoch leben noch viele der ehemaligen DPs oder ihre Kinder, und sie haben lange auf ein Zeichen gewartet, dass ihre Lebensgeschichten von der Gesellschaft wahrgenommen, aufgearbeitet und Teil der lokalen Geschichtsschreibung werden.

Literatur

Anne-Frank-Zentrum (Hg.): Zeitzeugeninterviews. Leitfaden für Jugendliche. Berlin 2012. http://www.annefrank.de/kriegskinder/wp-content/uploads/2012/05/Zeitzeugeninterviews_So-leiten-Sie-Jugendliche-an.pdf (07.02.2016).

Aumann, Philipp und Duerr, Frank: Ausstellungen machen. Stuttgart 2013.

Brauer, Juliane und Lücke, Martin (Hg.): Emotionen, Geschichte und historisches Lernen. Geschichtsdidaktische und geschichtskulturelle Perspektiven. Göttingen 2013

Lübecker Notzeit in Zahlen. 1945–1948. Hg. v. Statistischen Amt der Hansestadt Lübeck. Lübeck o.J.

Harding, Hannes: Displaced Persons (DPs) in Schleswig-Holstein 1945–1953. Frankfurt a.M. 1997.

Henke-Bockschatz, Gerhard: Zeitzeugenbefragung. In: Mayer, Ulrich / Pandel, Hans-Jürgen / Schneider, Gerhard (Hg.): Handbuch Methoden im Geschichtsunterricht. Schwalbach im Taunus 204, 354-369.

Herget, Beate / Pleitner, Berit: Heimat im Museum? Museale Konzeptionen zu Heimat und Erinnerungskultur in Deutschland und Polen. München 2008 (Colloquia Baltica 14).

Köhr, Katja: Die vielen Gesichter des Holocaust – Individualisierung als Konzept musealer Geschichtsvermittlung. In: Handro, Saskia / Schönemann, Bernd (Hg.): Orte historischen Lernens. Berlin 2008, 165-177.

Meyer-Rebentisch, Karen: In Lübeck angekommen. Erfahrungen von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen. Lübeck 2008.

Parmentier, Michael: History is bunk. Gibt es eine Alternative zur Chronologie in historischen Museen? In: Standbein/Spielbein 4 (2003), 4-8.

Pletzing, Christian / Pletzing, Marianne (Hg.): Displaced Persons. Flüchtlinge aus den baltischen Staaten in Deutschland. München 2007 (Colloquia Baltica, 12).

Pletzing, Christian: Displaced Persons. Esten, Letten und Litauer im Lübeck der Nachkriegszeit. In: Nordost-Archiv N.F. XIX (2010), 197-219.

Rathmer, Christian: „Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer…“ Zwangsarbeit in Lübeck 1939 bis 1945. Essen 1999.

Schreiber, Waltraud: Zeitzeugengespräche führen und auswerten. In: Dies. (Hg.): Zeitzeugengespräche führen und auswerten. Historische Kompetenzen schulen. Neuried 2009, 21-28.

Schumann, Jutta / Popp, Susanne: Die Entwicklung transregionaler Perspektiven im Museum. In: Kuhn, Bärbel / Popp, Susanne / Schumacher, Jutta / Windus, Astrid (Hg.): Geschichte erfahren im Museum. St. Ingbert 2014, 109-119.

Maciej Chrostowski

Der Weg polnischer Displaced Persons aus Lübeck nach Stettin – Ausreise aus Deutschland, Ankunft und Ansiedlung in Polen

Einführung

Nach Kriegsende wurde Lübeck zu einem der Orte, an dem u.a. polnische Displaced Persons (DPs) aus der britischen Besatzungszone untergebracht wurden. Lübeck bot sich aus unterschiedlichen Gründen als Unterbringungsort an: Die polnische Grenze lag in relativer Nähe. Die Stadt bot einen unzerstörten Hafen, außerdem lebte eine große Anzahl von Polen in und im Umkreis der Stadt. Hinzu kam die Verfügbarkeit von Transportmitteln, mit denen zuvor aus Pommern ausgesiedelte Deutsche nach Westen transportiert worden waren.[1]

Die DP-Lager in der Stadt und in der Umgebung durchliefen Tausende Polen.[2] Sie standen vor der Wahl, entweder weiter zu emigrieren oder zurück nach Polen zu gehen. In Polen bildete vor allem Stettin/Szczecin eine wichtige Anlaufstelle, da es eines der größten Zentren war, das rückkehrwillige polnische DPs aufnahm. Dieser Beitrag behandelt das Schicksal der polnischen Repatriierten, vermutlich die zahlreichste[3] Gruppe der Lübecker DPs.

1 Harding: DPs in Schleswig-Holstein, 93.

2 Am 22. Juli 1945 befanden sich in den Lübecker Lagern 30.000 polnische DPs; vgl. Kersten: Repatriacja, 209.

3 Bei Kriegsende befanden sich auf dem Territorium Deutschlands ca. 1,9 Mio. Polen, von denen sich über 1,5 Mio. zu einer Rückkehr in die Heimat entschieden; vgl. Sula:

Der erste Abschnitt dieses Beitrages beschreibt Entscheidungsprozesse polnischer DPs bezüglich ihrer Ausreise oder ihres weiteren Aufenthalts in Deutschland. Dargestellt wird die gegensätzliche Agitation von polnischer Exilregierung und der neuen, provisorischen kommunistischen Regierung in Bezug auf die Heimkehr ihrer Landsleute sowie die damit verbundene innere Zerrissenheit polnischer DPs. Im zweiten Teil wird die Reise der Repatriierten nach Stettin analysiert. Wurde diese selbständig oder durch die Alliierten organisiert? Welche Routen wurden gewählt? Wie lang dauerte die Reise und welche Gefahren ergaben sich unterwegs? Im dritten Abschnitt wird die Aufnahme und Versorgung der Neuankömmlinge in Stettin beschrieben – erste Kontakte mit polnischen Ämtern, ausgesiedelten Deutschen, britischen Offizieren, die in seltenen Fällen Stettiner Aufnahmelager kontrollierten,[4] die Suche nach einer Arbeitsstelle sowie nach einer Wohnung.

Als Quellengrundlage wurden folgende Dokumente verwendet:

- Interviews, aufgenommen im Rahmen des Projekts „Polnische Displaced Persons in Lübeck"[5]

Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 143, 146.

4 Die westlichen Alliierten hatten lt. Kapitel IXa des Potsdamer Abkommens bei der Repatriierung von Polen Unterstützung zu leisten. Die Details der Durchführung der Transporte aus der britischen Zone zu den Annahmestellen in Polen regelte der britisch-polnische Vertrag über die Aussiedlung der Deutschen vom 14. Februar 1946. Darin wurde festgehalten, dass Polen britischem Personal die Möglichkeit zur Kontrolle der Durchgangslager auf Einhaltung der vereinbarten Regelungen gewähren musste; vgl. Kacprzak: Prawnomiędzynarodowe podstawy wysiedleń Niemców [Internationale Rechtsgrundlage für die Vertreibung der Deutschen], 77.

5 Weiteres zum Projekt, das durch die Academia Baltica (http://www.academiabaltica.de) realisiert wurde, in: Chrostowski: DPs w Lubece [DPs in Lübeck], 54f.; Twardochleb: Szukamy dipisów z Lubeki [Wir suchen DPs aus Lübeck], 14.

- Tagebücher, erstellt für den Wettbewerb „Die Geschichte Stettiner Familien“[6]
- gedruckte Erinnerungen der ersten polnischen Stettiner und der ehemaligen Zwangsarbeiter, die über Stettin in ihre Heimat kamen
- detaillierte Tagebücher des ersten polnischen Stadtpräsidenten von Stettin
- Erinnerungen einzelner DPs aus Lübeck
- Urkunden der Polnischen Katholischen Mission in Lübeck (Archiv der Delegatur der Deutschen Bischofskonferenz für die polnischsprachige Seelsorge in Deutschland, Hannover)[7] und des polnischen Staatlichen Repatriierungsamts (Staatsarchiv in Stettin)
- Presse der ersten Nachkriegsjahre („Wiadomości Szczecińskie“) und der Gegenwart („Kurier Szczeciński“, „Głos Szczeciński“)

Polnische DPs in Lübeck

In den DP-Lagern in Lübeck lebten Tausende Polen. Sie standen nach Ende des Zweiten Weltkrieges vor der Entscheidung, zurückzugehen, in Deutschland zu bleiben oder eine Weiteremigration anzustreben. Die Mehrheit der polnischen DPs entschied sich für die Rückkehr nach Polen. Aber nicht für

6 Hierbei handelt es sich um einen seit 1969 ausgetragenen Wettbewerb für Tagebuchschreiber in Polen, veranstaltet durch den Stettiner Kulturverein. Zurzeit befinden sich alle hierbei entstandenen Tagebücher in der Sammlung der Pommerschen Bibliothek „Stanisław Staszic“ in Stettin. Mehr über die Geschichte des Wettbewerbs und den Inhalt der Tagebücher in: Białecki: Pamiętnikarstwo na Pomorzu Zachodnim [Tagebücher in Westpommern].

7 Eine detaillierte Analyse der Dokumente findet sich in Chrostowski: Dokumenty o sytuacji polskich Displaced Persons [Dokumente zur Lage polnischer Displaced Persons], 85-94.

alle war die Reise in ihr Heimatland eine Rückkehr. Die östlichen Gebiete der Zweiten Polnischen Republik (die sog. *Kresy*) waren in die UdSSR eingegliedert worden, und die Rückkehr dorthin hätte den Wechsel der Staatsangehörigkeit erforderlich gemacht. Eine mögliche Ansiedlung in den nordwestlichen Gebieten Nachkriegspolens (den sog. „Wiedergewonnenen Gebieten“) bedeutete somit keine Rückkehr in die eigentliche Heimat.

Unterschiedliche Faktoren bewogen die DPs zur Ausreise nach Polen. Der wichtigste Beweggrund war der Wunsch, die eigene Situation zu verbessern: Nach den Jahren unter unmenschlichen Bedingungen in deutschen Konzentrationslagern, bei der Zwangsarbeit oder in der Kriegsgefangenschaft war die Sehnsucht nach einem normalen Leben in Freiheit groß. Ein Teil der polnischen DPs sah sich in den Lagern mit schwierigen Wohnbedingungen, einem Mangel an Medikamenten, Nahrungsmitteln, Kleidung, Arbeitsmöglichkeiten und vielfachen Auseinandersetzungen mit dem Personal der UNRRA und später der IRO konfrontiert.[8] Spürbar war auch der Wille der Besatzungsbehörden und der internationalen Organisationen zu einer möglichst schnellen Repatriierung der DPs. Zusätzlich kam es zu Spannungen unter den DPs selbst, beispielsweise aus ethnischen Gründen zwischen Polen und Ukrainern bzw. Letten.[9] Viele Polen sahen in der Ausreise aus Deutschland daher einen Ausweg aus ihrer schwierigen sozialen und rechtlichen Lage.[10] Anderen, die

8 Wolsza: Dokumenty o sytuacji polskich dipisów [Dokumente zur Lage polnischer DPs], 152. Es ist zu betonen, dass viele schon auf den Transport wartende DPs eine angemessene Verpflegung, medizinische und sanitäre Betreuung bekamen. Baranowski / Onufrzak: Powroty z tułaczki [Rückkehr aus dem Exil], 23. Interview Nr. 1.

9 Einer der Gründe für die Spannungen zwischen Polen und Ukrainern oder Letten war der gegenseitige Vorwurf der Kollaboration mit den deutschen Besatzern während des Krieges. Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 146; Antons: DPs in Postwar Germany, 103; Sterner: Gefangeni i dipisi [Gefangene und DPs], 213f.

10 Bruska: Miały po piętnaście lat [Sie waren 15 Jahre alt], 21.

sich mit der Versorgung in den Lagern zufrieden zeigten, war die Rückkehr zu ihren Familien und in ihre Heimat am wichtigsten. Eine enorm große Sehnsucht, wieder in die Heimat zurückzukehren, führte dazu, dass viele die Zerstörungen der Heimatstädte und die instabile politische Situation im Land ignorierten und die Angebote einer Ausreise in westeuropäische, nordamerikanische oder afrikanische Staaten ausschlugen.[11]

Eine große Gruppe von polnischen DPs hatte die gesamte Familie und ihren Besitz verloren. Es gab somit keinen Grund, sich repatriieren zu lassen und auch niemanden, zu dem man zurückkehren konnte. Einige Menschen, wie beispielsweise Angehörige der in der II. Polnischen Republik schlecht bezahlten Arbeiterschaft, sahen in einer Heimkehr keinen Sinn, die nach ihrer Ansicht nicht mehr gewesen wäre als ein Rückkehr zu der schlechten sozialen Lage der Vorkriegszeit. Andere waren der neuen polnischen Regierung gegenüber skeptisch, besonders wenn sie Personen begegneten, die aus Polen geflohen waren und von denen sie Furcht erregende Nachrichten erhielten über das Vorgehen der sowjetische Armee, die jeglichen politischen Widerstand brutal niederschlage. Der Mangel an ausreichenden Informationen über die Lage in Polen und widersprüchliche Berichte verhinderten also eine Ausreise aus Deutschland. Der Mangel an Transportmitteln tat ein Übriges, um viele repatriierungswillige Polen zu entmutigen.[12]

Auch die polnische Exilregierung sowie das Lubliner Komitee (Polnisches Komitee der nationalen Befreiung/Polski Komitet Wyzwolenia Narodowego, PKWN), das in Polen mit Unterstützung und in Abhängigkeit von der UdSSR die neue Regierung bildete, meldeten sich zu Wort und positionierten sich

11 Baranowski / Onufrzak: Powroty z tułaczki [Rückkehr aus dem Exil], 23; Jurek: Nie miałam dzieciństwa [Ich hatte keine Kindheit], 83. Interview Nr. 2.

12 Bruska: Miały po piętnaście lat [Sie waren 15 Jahre alt], 21; Sterner: Gefangeni i dipisi [Gefangene und DPs], 183, 241; Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit],144f.

zur Ausreise polnischer DPs aus Deutschland. Beide unterstützten die Repatriierung, da sie in der Rückkehr der DPs sowohl eine wirtschaftliche Stärkung des geschwächten Landes als auch eine Verbesserung ihrer eigenen politischen Stellung sahen. Unabhängig voneinander planten sie die Gründung einer besonderen Institution, die den Namen „Staatliches Repatriierungsamt" erhielt. Die Londoner Exilregierung verlor jedoch allmählich an Bedeutung in den internationalen Beziehungen; ihren Platz nahm die Lubliner Regierung ein. Angesichts dessen zog die Exilregierung ihre Unterstützung für die Repatriierung zurück. Viele Exilpolitiker wandten sich nun gegen die Repatriierung und versuchten, diese im Laufe der Zeit zu erschweren oder sogar zu verhindern. Unter den auf die Rückkehr Wartenden wurde Propaganda verbreitet über drohende Verfolgung und Deportationen nach Sibirien. In den Lagern verteilte Flugblätter berichteten über Massenterror, Vergewaltigungen auf den Straßen, Rekrutierung von Pfadfindergruppen für kommunistische Jugendorganisationen, über die Ermordung von Priestern durch polnische Kommunisten, eine scharfe Kontrolle der Polizeistunde, das Verbot von Radioempfang und über einen möglichen neuen Krieg. Auf Plakaten erschienen Parolen, die die Polen dazu aufriefen, deutsche Arbeitsangebote anzunehmen. Man versprach sogar größere Lebensmittelrationen, um eine Rückkehr nach Polen weniger attraktiv zu machen. Abgesandte der Lubliner Regierung warben dagegen in Kundgebungen in DP-Lagern für die Heimkehr. Ihre wichtigsten Argumente waren Versprechungen über die Vergabe von Land an rückkehrende Bauern sowie der Hinweis, dass Arbeiter im demokratischen Polen mit offenen Armen empfangen würden und dass man für eine allgemeine Verbesserung der Lage jeder zurückkehrenden Person kämpfen werde.[13]

13 Baranowski / Onufrzak: Powroty z tułaczki [Rückkehr aus dem Exil], 22; Reale: Raporty [Berichte], 291; Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Reptatriierungstätigkeit], 13f.

Die Anhänger der Exilregierung – vor allem Zivilisten und Soldaten aus den in die UdSSR eingegliederten Gebieten – entschieden sich, entweder in Deutschland zu bleiben oder in die USA, nach Kanada oder Australien auszureisen. Die Mehrheit der übrigen polnischen DPs sprach sich für die Rückkehr nach Polen aus. Die Lubliner Regierung hatte schon am 7. Oktober 1944, nur fünf Tage nach der Kapitulation der Warschauer Aufständischen, das Staatliche Repatriierungsamt (Państwowy Urząd Repatriacyjny/PUR) ins Leben gerufen, das sich in erster Linie mit der Aussiedlung von Polen aus den der UdSSR angegliederten polnischen Ostgebieten (damals fälschlich als „Repatriierung" bezeichnet) beschäftigte. Zur Vorbereitung von Vertretungen im Ausland gründete man in Polen in der zweiten Hälfte des Jahres 1945 die Behörde für Repatriierungsfragen Polnischer Staatsangehöriger im Westen („Behörde Westen"/Urząd do spraw Repatriacji Obywateli Polskich z Zachodu, „Urząd Zachód"), und in deren Rahmen die Polnischen Repatriierungsmissionen (Polska Misja Repatriacyjna/PMR). Jede Mission war einer Besatzungszone in Deutschland zugeordnet. Sie sollten – neben gleichzeitig gegründeten Polnischen Militärmissionen (Polska Misja Wojskowa/PMW)[14] – in Übereinstimmung mit der lokalen Verwaltung Zivilpersonen und Soldaten die Rückkehr erleichtern. Die Einreise nach Polen verlief über Sammellager für Repatriierte entlang der westlichen und südlichen Grenze Polens. In Städten mit vielen polnischen DPs, u.a. in Lübeck, entstanden PMR-Vertretungen.[15] Sie waren bis Ende 1947 tätig, d.h. bis zur Beendigung der Massenrepatriierung. Danach übernahmen konsularische Abteilungen diplo-

14 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Reptatriierungstätigkeit], 17.

15 Krystyna Kersten nennt an dieser Stelle u.a. Missionen in „Bestad" (Originalschreibweise wurde beibehalten) und Bad Salzuflen. Eine von ihnen war für Lübeck verantwortlich. Kersten: Repatriacja [Repatriierung], 118, 120.

matischer Vertretungen und das polnische Außenministerium ihre Aufgaben.[16]

Selbständige und organisierte Rückkehr

Die Alliierten wollten eine ungeordnete und selbständige Rückkehr nach Polen vermeiden. Sie ignorierten die Proteste der Betroffenen, die eine sofortige Rückkehr in ihre Heimat forderten. Der Anteil polnischer DPs, die einen organisierten Transport nicht abwarten wollten und sich für eine selbständige Rückkehr entschieden, war groß – in den vier alliierten Besatzungszonen waren dies ca. 800.000 Personen von 1,9 Mio. Polen in Deutschland im Mai 1945.[17]

Für die Strecke Lübeck – Stettin veranschlagte man etwa zwei Wochen Fußmarsch. Einige polnische DPs kehrten schon direkt nach der Befreiung auf eigene Faust zurück, andere, nachdem sie in ein DPs-Lager geschickt worden waren: Konfrontiert mit der Repatriierung der Angehörigen anderer Nationen in ihren Lagern konnten viele polnische DPs ein noch längeres Warten nicht ertragen.[18] Wer zu schwach und zu krank für die Rückreise war, blieb jedoch in den Lagern, um dort wieder zu Kräften zu kommen.

Viele polnische DPs reisten alleine oder in kleinen Gruppen mit mehr zufällig als planvoll beschafften Transportmitteln – einem Pferdewagen, einem Fahrrad, gelegentlich mit einem Militärwagen oder auf Eisenbahnwegen, am häufigsten jedoch zu Fuß. Wegen des Mangels an Kleidung und Schuhen waren die polnischen DPs 1945 häufig noch in Lager- und Häftlingskleidung

16 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 16, 18f.

17 Łuczak: Polacy w okupowanych Niemczech [Polen im besetzten Deutschland], 21.

18 Sterner: Gefangeni i dipisi [Gefangene und DPs], 183.

unterwegs.[19] Ehemalige polnische Soldaten kehrten mitunter allein oder mit gelegentlich verkehrenden Militärtransporten per LKW in den Osten zurück.[20]

Hinter der deutsch-polnischen Grenze fanden die Rückkehrer Wegweiser, die sie ins Zentrum Stettins führten. Vereinzelte sowjetische Wachtposten versuchten jedoch, sie am Passieren der Grenze zu hindern. Bestechung mit amerikanischen Zigaretten half in den meisten Fällen dabei, einreisen zu können.[21]

Für die organisierten Rückführung von Repatriierten, die Optimierung ihres Transports und die Aufsicht über sie war das polnische Ministerium für Verkehr/Vertretung des Hauptbeauftragten der Regierung für Repatriierungsfragen (Delegatura Głównego Pełnomocnika Rządu do Spraw Repatriacji, Ministerstwo Komunikacji) verantwortlich.[22] Am 14. Oktober 1945 begann die „Operation Adler“ (Operation Eagle), die organisierte Repatriierung polnischer DPs aus der britischen Besatzungszone. Wegen Kohlemangels wurden anfangs statt Zügen und Schiffen nur Autos benutzt. Am 14. Februar 1946 unterzeichneten die Vertreter der polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit (Tymczasowy Rząd Jedności Narodowej, TRJN) in Berlin mit der Repatriierungsbehörde der britischen Besatzungsverwaltung in Deutschland (Combined Repatriation Executive, CRX) einen Vertrag, der die Art und Weise der Umsiedlung von Deutschen aus Pommern in die britische Besatzungszone regelte und Transportmittel für polnische DPs aus

19 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 143; Baranowski / Onufrzak: Powroty z tułaczki [Rückkehr aus dem Exil], 24; Stasiak: Trud powrotu [Mühe der Rückkehr], 176; Kersten: Repatriacja [Repatriierung], 172-174.

20 Baranowski / Onufrzak: Powroty z tułaczki [Rückkehr aus dem Exil], 24.

21 Sterner: Gefangeni i dipisi [Gefangene und DPs], 294.

22 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 18.

Lübeck festlegte. Vereinbart wurden zwei Routen: die Hochseeroute „A“ (Lübeck-Swinemünde-Stettin) und die Eisenbahnroute „B“ (Stettin-Bad Segeberg via Lübeck). Der Transport mit Autos erfolgte – mit einer Winterpause – bis zum 4. April 1946. In diesem Zeitraum beförderten die LKWs der Alliierten über 160.000 Polen.[23]

Kolonnen von bis zu 150 Autos unter der Eskorte der Alliierten verließen Lüneburg und Lübeck, überwiegend Militär-LKWs, bedeckt mit einer Plane und geschmückt mit polnischen Fahnen und Grün. In jedem Wagen waren durchschnittlich zwei Familien untergebracht – pro Wagen zwischen 10 und 20 Personen. Manchmal wurden aufgrund kriegsbedingter Schäden des deutschen Autobahnnetzes die Transporte nach Stettin über Berlin geleitet. Einigen polnischen DPs blieb die enorme Zerstörung der Vororte von Deutschlands Hauptstadt in Erinnerung. Die Kolonnen fuhren nicht ins Stadtzentrum, denn man bemühte sich, so schnell wie möglich Stettin zu erreichen.[24]

Vor dem Beginn der Repatriierung über die Hochseeroute nutzte man auch die Eisenbahn, am häufigsten mit überdachten Güterwagen, die für die

23 Die Transporte wurden im Zeitraum vom 20. Dezember 1945 bis zum 6. Januar 1946 eingestellt. Czech-Wichura: Repatriacja [Repatriierung], 67; Białecki: Przesiedlenie ludności niemieckiej [Umsiedlung der deutschen Bevölkerung aus Westpommern], 203; APS, PUR-Woiwodschaftsabteilung, 41-45. Neben Stettin war auch Gdingen (Gdynia) ein wichtiger Zielort der Repatriierung per Schiff. Nach Gdingen wurden vor allem Repatriierte aus Skandinavien und den außereuropäischen Ländern gebracht, siehe o.A.: „Do Gdyni zawijają stale statki z repatriantami“ [Nach Gdingen kommen stets die Schiffe mit Repatriierten]; o.A.: „Jedna trzecia repatriantów polskich ze strefy angielskiej przybyła już przez Szczecin do kraju [Bereits ein Drittel der polnischen Repatriierten aus der britischen Besatzungszone kam über Stettin im Heimatland an]“; Baranowski / Onufrzak: Powroty z tułaczki [Rückkehr aus dem Exil], 24. Listen der Passagiere von Schiffen aus Gdingen befinden sich im Staatsarchiv in Danzig: Woiwodschaftsabteilung (Oddział Wojewódzki, OW) PUR, 1167/201.

24 Pezler, Jan: Z pamiętnika 12-to latka, Jana Pezlera [Aus dem Tagebuch des zwölfjährigen Jan Pezler], 150; Interview Nr. 3; Kersten: Repatriacja [Repatriierung], 213.

Personenbeförderung vorbereitet, d.h. mit Matratzen ausgelegt und manchmal mit einem kleinen Ofen ausgestattet worden waren. In einigen Zügen gab es einen Sanitätswagen mit einem Arzt, Krankenschwestern und einer Küche. Für den Eisenbahntransport wurden drei Züge bereitgestellt. Dank dieser Entscheidung konnten bis zu 1.500 Personen pro Tag transportiert werden, jedoch war die Anzahl der Reisenden mit 80 Personen in jedem Wagen viel zu hoch. Manchmal gab es an den Haltepunkten unterwegs eine warme Mahlzeit, ein Lebensmittelpaket und ärztliche Betreuung. Die Fahrten waren gefährlich, denn der Schutz, den die westlichen Alliierten zusicherten, reichte nicht bis nach Stettin. Nach Überquerung der Grenze zur sowjetischen Besatzungszone rieten polnische Soldaten der neuen kommunistischen Volksarmee, die Türen von innen zu verriegeln, da Soldaten der Roten Armee die Transporte häufig anhielten und die Passagiere zwangen, Gräben zu schaufeln oder die Wertsachen abzugeben. Auch vor der Vergewaltigung von Frauen wurde gewarnt. Es kam sogar zur Ermordung von Männern, die Widerstand gegen solche Übergriffe leisteten. Die Passagiere mussten manchmal Eisenbahnangestellte bestechen, um weiter fahren zu können. Die Reise wurde so teilweise über Tage verzögert.[25]

Die ersten Schiffe mit polnischen DPs an Bord stachen Anfang April 1946 in Richtung Stettin in See.[26] Bis zum 10. Juni 1946 bedienten sieben deutsche

25 Bruska: Miały po piętnaście lat [Sie waren 15 Jahre alt], 21; Pieczynski: 68 lat temu Szczecin stał się polski [Vor 68 Jahren ist Stettin polnisch geworden]; Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 43; Baranowski / Onufrzak: Powroty z tułaczki [Rückkehr aus dem Exil], 23; Adamczewski: Do Polski, do ojczyzny [Nach Polen, in die Heimat], 43; Gruszczyńska: Czy tak musiało być [Musste es so sein], 73.

26 In der Literatur wird häufig die S/S Poseidon als erstes Schiff genannt, das am 4. April 1946 802 Repatriierte aus Lübeck nach Stettin brachte, vgl. Techman: Kalendarz Morski [Hochseekalender], 230; Czech-Wichura: Repatriacja [Repatriierung], 67f. In den Spalten der Stettiner Presse werden jedoch bis heute noch Diskussionen von Ge-

Schiffe die Strecke im Pendelverkehr. Alle fuhren unter der Fahne „C“ der Alliierten, hatten eine deutsche Besatzung und standen unter dem Schutz britischer Soldaten, da sich die sowjetischen Behörden weigerten, die Transporte zu übernehmen, obwohl Transit- und Bestimmungsländer im direkten Machtbereich der UdSSR lagen.[27] Ab dem 23. Oktober 1946 bediente mit Unterbrechungen nur noch ein Schiff die Strecke. Die polnischen DPs wurden nicht selten von englischen Soldaten mit großen Militärlastwagen aus dem Lager bis zur Lübecker Bucht transportiert. Bis 3.000 Personen an Bord gegangen und Gepäck sowie Trockenproviant verladen worden war, verging durchschnittlich ein Tag. Die Kapitäne fragten die Polen meistens aus Spaß, wohin sie fahren wollten. Darauf erhielten sie immer die Antwort: „Nach Polen, in die Heimat“.[28]

Die Reise dauerte einige Tage. Die Passagiere wurden dabei von Enge, Seekrankheit, Kälte, Platzmangel an Bord und unbequemen Schwimmwesten geplagt, die ständig getragen werden mussten.[29] Nach der Beförderung von 72.740 Repatriierten in ca. 50 Überfahrten wurde die Aktion am 1. Juli 1947 abgeschlossen.[30] Über 90% aller polnischen DPs, die in den Jahren 1945-1949

schichtsliebhabern auf der Grundlage von PUR-Dokumenten und Quellen des Hafenamtes in Lübeck geführt, welches Schiff nun an welchem Tag genau in Stettin ankam, vgl. z.B. Liskowacki: Wycieczka z pilotami [Ein Ausflug mit Flugzeugpiloten], 20.

27 Die Transporte zur See übernahmen die Passagierschiffe S/S Poseidon und M/S Rotenfels, die Frachtschiffe S/S Isar, S/S Tenerife, S/S Admiral Karl Hering, S/S Spree sowie das Sanitätsschiff Glückauf, vgl. APS, WO PUR, 1-3. Nur die S/S Isar, das größte der von den zur Repatriierung bestimmten Schiffen, befuhr die Strecke Travemünde-Stettin, vgl. Czech-Wichura: Repatriacja [Repatriierung], 68; Banasiak: Działalność osadnicza [Siedlungstätigkeit], 112f.

28 Jakóbowski: Do Polski, do Ojczyzny [Nach Polen, in die Heimat], 76.

29 Bruska: Miały po piętnaście lat, 21 [Sie waren 15 Jahre alt].

30 Die Transporte wurden im Zeitraum vom 20.12.1946 bis zum 4.05.1947 eingestellt. Czech-Wichura: Repatriacja [Repatriierung], 68f.

repatriiert wurden, verließen Deutschland bis Ende 1947, d.h. im Laufe einer zweijährigen Massenrepatriierung. Von 200.000 Soldaten der Polnischen Streitkräfte im Westen kehrten fast 106.000 in die Heimat zurück. Die Rückkehr nach Polen hielt bis 1958 an.[31]

Die Ankunft der Repatriierten in Stettin

Die in Stettin Eintreffenden wurden ab Frühling 1945 von der Stadtverwaltung betreut. Im Rathaus erhielten sie Mahlzeiten und Aufenthaltspapiere in polnischer und russischer Sprache, die als Passierscheine zur Bewegung in der Stadt dienten.[32] Ab Mitte des Jahres war für den Empfang der Repatriierten aus Deutschland das PUR zuständig, das zahlreiche Aufgaben zu erfüllen hatte. Dazu gehörte die Versorgung von Personen in den Aufnahmestellen auf dem Staatsgebiet Polens, den sog. Etappenpunkten (pol. Punkty Etapowe, PE). PUR-Mitarbeiter waren für die Repatriierten vom Zeitpunkt der ersten Begegnung mit ihnen bis zur Zuteilung einer Wohnung oder einer Arbeitsstelle zuständig.[33]

31 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 146; Baranowski/Onufrzak: Powroty z tułaczki [Rückkehr aus dem Exil], 22, 24.

32 Während der kurzen Zeit, in der die Stadt noch unter deutscher Verwaltung war, wurden die Repatriierten vom „Hilfskomitee für Polen“ betreut. Bestry: Szczecińscy pionierzy [Stettiner Pioniere], 29.

33 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 149.

Die Beschlüsse der Verwaltung zur Vorbereitung der Etappenpunkte des PUR fielen zwischen Oktober 1944 und Mai 1945.[34] Schon in den ersten Apriltagen kamen Operationsgruppen in die sog. „Wiedergewonnenen Gebiete“, zweisprachige Teams, die mit Stempeln, dem polnischen Wappen und kleinen Geldbeträgen ausgestattet waren. Danach wurden regionale PUR-Abteilungen gegründet.[35] Eine der Gruppen erreichte am 4. Mai 1945 Stettin.[36] In der Stadt entstanden PE-Hauptposten zur Aufnahme von Polen aus dem Osten und Westen und zwecks Aussiedlung der Deutschen.[37] Auch einige kleinere Etappenpunkte entstanden, wie z. B. die PE-Frühstelle für Repatriierte aus dem Westen, die man in den Baracken des ehemaligen Ausstellungsgebietes an der damaligen Akademicka-Straße unterbrachte[38] oder die Sanitäts- und Ernährungsstelle auf dem Bahnhof Gumieńce.[39] Dies waren die ersten inländischen PUR-Abteilungen und nicht selten auch die ersten polnischen Institutionen überhaupt, mit denen die Repatriierten zu tun hatten.[40] Die Tätigkeit des Amtes war zu Beginn besonders schwierig, da die polnische Verwaltung die Stadt Mitte 1945 zweimal zwangsweise räumen musste, ehe Stettin durch die Beschlüsse der Potsdamer Konferenz endgültig an Polen übergeben worden war[41] und man außerdem zu Verhandlungen mit dem Volkskommissariat für Verteidigung der UdSSR über die Kainutzung im Stettiner Hafen gezwungen war.[42]

34 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Reptatriierungstätigkeit], 21.

35 Golczewski: Pomorze Zachodnie [Westpommern], 163.

36 Der erste PUR-Vertreter, der Direktor der Posener Abteilung Tadeusz Bresiński, kam schon am 28. April 1945 nach Stettin. Er begleitete den ersten polnischen Stettiner Stadtpräsidenten Piotr Zaremba bei seiner Erkundung der Stadt. Zaremba: Dziennik 1945 [Jahrbuch 1945], 17ff.; Zaremba.: Wspomnienia [Erinnerungen], 102ff.; Banasiak: Działalność osadnicza [Siedlungstätigkeit], 33. Einige Berichte von diesen Aufenthalten werden im Staatsarchiv in Łódź aufbewahrt, Aktensammlung Zentrale PUR-Verwaltung.

37 Trotz einer Trennung der erwähnten vier Etappen-Stellen für ausreisende Deutsche

Am 11. Juni 1945 wurde PE Nr. 2 für Repatriierte aus dem Westen im Komplex des ehemaligen Gymnasiums im Stadtzentrum in der Jagiellońska-Straße 65 (ehemals Turnerstraße) eingerichtet.[43] Der Etappenpunkt verfügte über eine medizinische Ambulanz, eine Krankenstation, ein Mutter-Kind-Zimmer, einen Gemeinschaftsraum mit einer Anlage für Filmprojektion, Radio sowie die Tagespresse, eine Bäckerei, einige Küchenräume und auch eine Kapelle, in der sonntags die Heilige Messe gefeiert wurde. Einschließlich der Reserveräume gab es Platz für mehr als 10.000 Personen.[44]

Der erste organisierte Transport von Repatriierten aus Deutschland erreichte Stettin am 1. August 1945, d.h. noch vor Beginn der „Operation Adler".[45] Die lokale Presse ermunterte zu einem herzlichen Empfang der Repatriierten und zur Hilfeleistung bei der PE-Organisation.[46]

und einreisende Polen wurden diese besonders anfänglich für beide Gruppen jeweils abwechselnd genutzt. Interview Nr. 4; Iwańczuk: Rozmieszczenie punktów zborczych [Lokalisierung von Sammelstellen], 110 f. Siehe auch Mann: Stettin-Podejuch und die Buchheide.

38 Zaremba: Wspomnienia [Erinnerungen], 93.

39 Paw: Powstanie i rozwój PUR [Entstehung und Entwicklung des PUR], 15.

40 PE-Stellen in Stettin zählten zu den am besten organisierten im ganzen Land; vgl. Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 41.

41 Golczewski: Porzucona twierdza [Verlassene Festung], 215.

42 APS, WO PUR, Z. 426: Schreiben der Polnischen Repatriierungsmission in Berlin vom 12. Februar 1946 an die PUR-Woiwodschaftsabteilung bezüglich der Schiffe mit polnischen Repatriierten und Möglichkeiten ihrer Nutzung für die Aussiedlung deutscher Bevölkerung.

43 Zaremba: Wspomnienia [Erinnerungen], 172, 184.

44 Czech-Wichura: Repatriacja [Repatriierung], 60.

45 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 145. Bis Ende Oktober kamen schon 16 organisierte Transporte nach Stettin. O.A.: 16-ty transport repatriantów [Der 16. Transport mit Repatriierten], 4.

46 O.A.: Szczecin manifestuje radość [Stettin bekundet seine Freude]; o.A.: 300 tysięcy rodaków miesięcznie [300.000 Landsleute monatlich], 1f.

Die Züge mit den Repatriierten kamen am kleinen, roten Gebäude der Bahnstation Scheune (Gumieńce) im westlichen Teil der Stadt an. Hier verlief die einzige Eisenbahnlinie, die Stettin mit dem Inland verband. Zerstörte Fahrzeuge, die unterwegs zu sehen waren, und die eintönige Umgebung des Bahnhofs belasteten die Stimmung der Repatriierten.[47] Später, nachdem die Gleise in der Stadt frei gegeben worden waren, fuhren die Züge bis zur Bahnstation Torney (Turzyn). Von dort aus führte ein nur wenige hundert Meter langer, aber holpriger Weg zu Etappenpunkt Nr. 2. Mitarbeiter polnischer Ämter holten die Ankommenden von den Bahnhöfen ab und führten sie zu den PE-Stellen. In anderen Fällen mussten den Repatriierten gelbe Pfeile und Wegweiser reichen, die den Weg bis zu den PE-Etappenpunkten markierten.[48]

Für die Repatriierung auf dem Seeweg diente der Kai „Oko" im nördlichen Teil der Stadt, der ca. zwölf km von der Etappen-Stelle entfernt war. In den Lagerhallen der nahe gelegenen, teilweise zerstörten Ölmühle wurde PE Nr. 4 eingerichtet, die sogenannte Hochsee-Etappe. Für den Zeitraum von der Jahresmitte 1946 bis zum Ende der Repatriierung wurde in der Nähe des Stadtzentrums ein Passagierkai an der Wały Chrobrego/Hakenterrasse angelegt.[49] Für das Klarmachen der Schiffe war die Firma Atom verantwortlich.[50] Die lokale Presse berichtete, dass das erste Schiff mit Repatriierten schon im Januar 1946 eintraf. Nachdem die Repatriierten von Bord gegangen waren, brachte man sie mit PUR-PKWs oder anderen gemieteten Fahrzeugen zu PE Nr. 2. Manchmal mussten sie auch zu Fuß gehen, und nur das Gepäck wurde

47 Brinken: Wspomnienia [Erinnerungen], 64.

48 Czech-Wichura: Repatriacja [Repatriierung], 61. Siehe auch Wołowski: Szczecin na przełaj [Stettin querfeldein], 42.

49 Czech-Wichura: Repatriacja [Repatriierung], 69; o.A.: Masowy powrót repatriantów do kraju [Massive Rückkehr der Repatriierten in die Heimat], 2.

50 Sowiński: Repatriacja ludności niemieckiej [Repatriierung der deutschen Bevölkerung], 84; Techman: Kalendarz Morski [Hochseekalender], 230.

transportiert. Die Vorregistrierung fand noch am Kai statt. In eine Liste wurden der Name des Schiffs, der Geburtsort des Repatriierten, Ort und Dauer ihres Aufenthaltes in Deutschland, und auch der ausgeübte Beruf eingetragen. Auf der Grundlage dieser Verzeichnisse wurde wahrscheinlich vom Sicherheitsdienst (Urząd Bezpieczeństwa, UB) eine gesonderte alphabetische Liste aller jungen Männer erstellt.[51] Die Behörden unterließen es, die eintreffende Masse der Repatriierten direkt zu schikanieren, denn sie waren sich der Tatsache bewusst, dass es unmöglich war, jeden zu kontrollieren. Die Einreisenden wurden überwacht, u.a. durch die Anwerbung von inoffiziellen Mitarbeitern des Geheimdienstes. Repressionen durch die Verwaltung zeigten sich jedoch, indem den Repatriierten die Suche nach einer Arbeitsstelle oder einer Wohnung erschwert wurde. Die zurückkehrenden Soldaten wurden von Anfang unter besondere Aufsicht der UB gestellt und außerdem ihre spätere berufliche Karriere blockiert.[52]

Einige Autoren berichten, jede Gruppe von Repatriierten sei feierlich unter Orchesterklängen begrüßt worden.[53] Die feierliche Begrüßung sollte den Ernst dieses Moments und auch die Freude über die Rückkehr der Landsleute

51 Beide Listen, die einige hundert Karten umfassen, sind im Staatsarchiv Stettin unter APS, OW PUR zugänglich.

52 Baranowski / Onufrzak: Powroty z tułaczki [Rückkehr aus dem Exil], 24. Mehr zu Repressionen gegenüber den Repatriierten aus dem Westen bei Wróbel: Działania Ministerstwa Bezpieczeństwa Publicznego [Tätigkeiten des Ministeriums für öffentliche Sicherheit] und bei Wróbel: Na rozdrożu historii [Am Scheideweg der Geschichte].

53 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 41. Am 7. April 1946 brachte ein Schiff, wahrscheinlich die S/S Tenerife, 380 Soldaten nach Stettin, Fallschirmspringer der Polnischen Streitkräfte im Westen. Sie marschierten in voller Ausrüstung vom Stadtzentrum zu PE Nr. 2, von einem Orchester begleitet und von den polnischen Stettinern enthusiastisch begrüßt, vgl. Zaremba: Wspomnienia [Erinnerungen], 349f.

betonen. Den Berichten der Repatriierten zufolge war die Realität jedoch anders. Es fehlte nicht selten an Nahrungsmitteln,[54] statt eines Orchesters wurde Musik über Lautsprecher gesendet und manchmal begrüßte nur ein Spruchband die Einreisenden.[55]

Nachdem die Repatriierten die PE-Gebäude betreten hatten, fertigte ein Fotografenteam zusammen mit UB-Vertretern Bescheinigungen an – die ersten polnischen Identitätsausweise. Zuvor mussten die Repatriierten alle anderen Dokumente in ihrem Besitz abgeben. Die Registrierung fand auch in der Nacht statt. Die Repatriierten wurden einer detaillierten Kontrolle unterzogen und bekamen eine finanzielle Beihilfe von 100 Złoty ausbezahlt. Dann wurden sie mit Kleidung und Schuhen sowie einer Mahlzeit, u.a. Mehlsuppe, Brot, Kaffee, und manchmal auch Heringe, versorgt. Die Grundlage für die Hilfeleistung stellten Repatriierungs-, Rückwanderungs- oder Umsiedlungskarten dar, die alle nach Polen Einreisenden besitzen sollten. Im Jahre 1945 betrug die maximale Aufenthaltsdauer in den PE bis zu zwei Wochen. Ausnahmen galten für Kranke, Arbeitsunfähige und Alleinstehende sowie Personen, die nicht zur Sicherung ihres Lebensunterhalts in der Lage waren. Im Juli 1950 wurde die Aufenthaltsdauer bis auf 10 Tage reduziert. Häufig mangelte es an Lebensmitteln, deshalb mussten die PUR-Leiter nicht selten Lebensmittel auf dem freien Markt zu überhöhten Preisen kaufen.[56]

Eine große Bedeutung hatte die medizinische Betreuung, denn einen beträchtlichen Anteil der Repatriierten stellten schwer oder psychisch Kranke, Invalide, schwangere oder unterernährte Frauen und geschwächte Kinder.

54 Baranowski / Onufrzak: Powroty z tułaczki [Rückkehr aus dem Exil], 26.

55 Horak: Odnaleziony dom [Wiedergefundenes Haus], 126.

56 Bestry: Szczecińscy pionierzy [Stettiner Pioniere], 31f.; Horak: Odnaleziony dom [Wiedergefundenes Haus], 122; Romanowski: Od żołnierza do spółdzielcy [Vom Soldaten zum Genossenschaftsmitglied], 183; Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 41, 43f., 47, 145. Zalewski: W portowej straży [Im Hafenschutz], 212.

Der Mangel an Seife, die Unmöglichkeit, ein Bad zu nehmen oder die Unterwäsche zu wechseln, setzten ihnen zu. Ein hoher Prozentsatz der nach Polen Heimkehrenden wurde von Krankheiten geplagt, u.a. von Tuberkulose, Läusebefall und Geschlechtskrankheiten. Aber auch Alkoholismus als Reaktion auf die erlittenen Traumata war sehr verbreitet. In der Ambulanz beschäftigte man sich somit u.a. mit Impfungen und Desinfektion. In den Krankenstationen behandelte man geschwächte und weniger kranke Personen, Schwerkranke wurden in das städtische Krankenhaus überwiesen. Das angestellte Personal und Freiwillige des Polnischen Roten Kreuzes (Polski Czerwon Krzyż, PCK) halfen mit ihrer Arbeit und ihrem Krankenwagen zusätzlich auch den Einwohnern der ganzen Stadt und der Vorstadt.[57]

Den Repatriierten drohte Gefahr sowohl durch die sowjetische Armee[58] als auch durch kriminelle Banden bestehend aus Polen, Deutschen und Ukrainern, vor denen noch während der Zugreise das Zugpersonal warnte.[59] Die Ankömmlinge konnten sich sogar in PE-Gebäuden nicht sicher fühlen: PE Nr. 1 wurde Anfang August 1945 Ziel eines Angriffs einer bewaffneten Bande. Die Wachmannschaft des Gebäudes schlug die Angreifer jedoch zurück.[60]

Furcht erregten unter den Rückkehrern auch die mit Trümmern zugeschütteten Straßen, auf denen noch Müll aus der Kriegszeit lag. Viele Gebäude waren abgebrannt, hatten zerschlagene Fensterscheiben, und nur in einigen Fenstern steckte die polnische Fahne. Wasser und Strom standen erst

57 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 49; Horak: Odnaleziony dom [Wiedergefundenes Haus], 123.

58 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 47f.

59 Zaremba: Wspomnienia [Erinnerungen], 267f. Einige verdächtigten deutsche Marodeure der nächtlichen Überfälle. Brinken: Wspomnienia [Erinnerungen], 64, 67.

60 Zalewski: W portowej straży [Im Hafenschutz], 215f.

Ende Juli 1945 wieder zur Verfügung. Tagsüber war man nur auf den Hauptstraßen sicher. In der Nacht waren häufig Schüsse und Hilferufe zu hören, und die ersten Einwohner hatten Angst, am Abend an die Fenster zu treten.[61]

Unter diesen Umständen suchte man nach Wohnungen und Möbeln, was nicht schwierig war, denn es gab viele verlassene und möblierte Wohnräume.[62] Die Repatriierten bekamen Hilfe seitens der PUR sowie durch die Regierungs- und Selbstverwaltungsbehörden für Wohnungsbauwesen.[63] Die Suche nach einem günstigen Niederlassungsort wurde zum populärsten Gesprächsthema der Repatriierten in den PE.[64]

Bei der Arbeitssuche unterstützen die Repatriierten Vertreter des Ministeriums für Verpflegung und Handel und für Arbeit und Sozialpflege, die zu den PE-Punkten entsandt wurden. Sie informierten über die Möglichkeiten, eine Arbeit aufzunehmen.[65] Einige der Repatriierten arbeiteten bei den PE und auch bei den Stellen für die Abschiebung der Deutschen, die im Januar 1946 ihre Tätigkeit aufnahmen. Die Entlohnung eines Sanitäters oder eines Wächters betrug 1500 Złoty plus Mahlzeiten, was deutlich unter dem Durchschnittslohn lag. Einige arbeiteten nicht selten ohne Pausen und mit unbezahlten Überstunden. Sie freuten sich jedoch, anderen Polen helfen und das eigene Land wiederaufbauen zu können.[66]

Die Repatriierten siedelten sich unter Vermittlung der PUR in der ganzen Region an. Diejenigen, die nicht in der Stadt bleiben wollten, ließen sich auf

61 Brinken: Wspomnienia [Erinnerungen], 66f.

62 Auf einem der Marktplätze standen sogar Klaviere, die lange niemand abholen wollte, vgl. Brinken: Wspomnienia [Erinnerungen], 67.

63 Baranowski / Onufrzak: Powroty z tułaczki [Rückkehr aus dem Exil], 27.

64 Kmito: Spotkanie z morzem [Eine Begegnung mit dem Meer], 327.

65 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 41.

66 Interview Nr. 3; Horak: Odnaleziony dom [Wiedergefundenes Haus], 123, 125; Zalewski: W portowej straży [Im Hafenschutz], 213.

Bauernhöfen oder in den Staatlichen Landwirtschaftsbetrieben (Państwowe Gospodarstwa Rolne, PGR)[67] nieder. Der Regierung lag viel an einer Vermischung der Bevölkerung, daher entstanden keine größeren Siedlungen von Repatriierten aus dem Westen. Die aus dem Westen Eintreffenden bildeten in den einzelnen Dörfern und Kleinstädten nur eine kleine Minderheit.[68] Nicht selten verweigerte die Verwaltung die seinerzeit von Agitatoren in den DP-Lagern versprochene Hilfe bei der Bodenbewirtschaftung. Die Repatriierten mussten selbst Geräte zu überhöhten Preisen kaufen oder ihre Nachbarn um Hilfe bitten. Häufig wurden sie von Beamten mit Fragen nach ihrer als „längerer Auslandsaufenthalt" deklarierten Zeit in Deutschland oder vermeintlichen Kontakten mit dem Westen drangsaliert. Einigen warf man den Genuss der vermeintlich guten Lebensbedingungen in den DP-Lagern vor und erklärte sie deswegen zu Feinden der Volksmacht.[69]

Die Beziehungen zu Vertretern anderer Nationen normalisierten sich allmählich. Englische Soldaten, die die Abreise der Deutschen überwachten und Polen aus der britischen Besatzungszone Deutschlands repatriierten, führten selten Kontrollen in den PE-Stellen durch. Zu den polnischen Stettinern unterhielten sie gute Beziehungen: Sie spielten mit ihnen Fußball und machen in den Wintermonaten Feuer für das durchgefrorene Publikum.[70]

Die deutschen Einwohner der Stadt reagierten mit Verbitterung und Trauer auf die Übernahme Stettins durch Polen. Anfangs versuchten sie, auch Polen zur Registrierung in den noch bestehenden deutschen Behörden zu

67 Golczewski: Pomorze Zachodnie [Westpommern], 164; Interview Nr. 1.

68 Karpowicz: Od Wangerin do Węgorzyna [Von Wangern nach Węgorzyna], 35.

69 Baranowski / Onufrzak: Powroty z tułaczki [Rückkehr aus dem Exil], 43.

70 Bestry: Szczecińscy pionierzy [Stettiner Pioniere], 32.

zwingen, jedoch mussten sie sich im Laufe der Zeit an die bestehende Situation anpassen. So spielten deutsche und polnische Kinder häufig gemeinsam in den Trümmern.[71]

Bis zum Juni 1948 durchliefen 284.870 Repatriierte und Rückwanderer aus dem Westen das Staatliche Repatriierungsamt in Stettin, darunter bis 1947 264.935 Personen aus der britischen Zone. Wahrscheinlich ist das keine realistische Zahl, denn im Nachkriegschaos war es möglich, dass eine Person in mehreren PE-Punkten angemeldet war. Außerdem ist nicht auszuschließen, dass PUR-Mitarbeiter die Belegungszahlen manipulierten, um mehr Lebensmittel zu erhalten.[72] Es ist zu betonen, dass die Repatriierten aus dem Westen in den 1940er Jahren nur 5% der Bevölkerung von Stettin stellten. Die Mehrheit der aus Westeuropa Ankommenden reiste ins Landesinnere weiter, nachdem sie vom PUR kostenlose Fahrkarten erhalten hatte.[73]

Der Etappenpunkt Nr. 2 wurde mit dem Ende der Massenrepatriierung im Jahre 1947 aufgelöst.[74] Weitere PUR-Stellen wurden in Anhängigkeit von der jeweiligen Situation geschlossen. Endgültig wurde das Repatriierungsamt schließlich am 10. März 1951 aufgelöst. Die bisherigen Aufgaben des PUR übernahm mit Blick auf Repatriierung und Rückwanderung das staatliche

71 Brinken: Wspomnienia [Erinnerungen], 70f.; Orzeł: Morska rodzina [Meeresfamilie], 154.

72 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 46.

73 Bułak: Rola prasy [Rolle der Presse], 164. Bei den Stettiner Tagebüchern von Repatriierten aus dem Westen ist deutlich zu sehen, dass Erinnerungen von Personen aus dem zentralen oder östlichen Teil Vorkriegspolens überwiegen, siehe: Z nadodrzańskiej [Aus der Oderregion] und die Sammlung von Tagebüchern „Geschichte Stettiner Familien“ in der Pommerschen Bibliothek in Stettin.

74 Czech-Wichura: Repatriacja [Repatriierung], 69; Kaczkowski: Osadnictwo polskie [Polnische Ansiedlung], 44.

Polnische Reisebüro „Orbis", das seit Anfang der 1950er Jahre neben der Organisation und Durchführung des innerpolnischen Fernverkehrs und von Massenfesten auch im Tourismusbereich tätig war.[75]

Die Repatriierten blieben unter der Obhut des PUR, solange die Behörde bestand, d.h. bis zum 31. März 1951. Der PUR wurden viele Aufgaben zugewiesen, u.a. die Teilnahme an den Ausschüssen für landwirtschaftliches und nicht-landwirtschaftliches Siedlungswesen, die sich mit der Einschätzung der in der UdSSR hinterlassenen Immobilien und der Verteilung des von den Deutschen hinterlassenen Hab und Gut befassten.[76] PUR-Mitarbeiter, darunter ehemalige DPs aus Lübeck, wurden nach der Auflösung der Behörde in die lokale Verwaltung, hier vor allem Volksräte (u.a. in die Abteilungen für Landwirtschaft und Forstwirtschaft), in das Ministerium für Landwirtschaft und landwirtschaftliche Reformen, in Landratsämter oder in das polnische Reisebüro „Orbis" versetzt. Das medizinische Personal wechselte in das Gesundheitswesen oder zum Roten Kreuz.[77]

Fazit

Der vorliegende Beitrag stellte eine Vielzahl von Möglichkeiten für die Repatriierung der polnischen DPs aus Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg vor. Keine der Repatriierungsrouten (weder die eigenständig von den Betroffenen ausgewählten oder die von den zuständigen Stellen organisierten)

75 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 49.

76 Franciszek Mycka besuchte häufig die Stettiner PUR-Abteilung für die Erledigung amtlicher Angelegenheiten Ende der 1940er Jahre. Interview Nr. 2; Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit], 22.

77 Sula: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna [Umsiedlungs- und Reptatriierungstätigkeit], 39.

war frei von Gefährdungen für Leib und Leben. Die Rückreise ab Lübeck brachte für die polnischen DPs einen Übergang in die Zuständigkeit von verschiedenen politischen Akteuren im Nachkriegspolen mit sich, wo aus DPs nun im offiziellen polnischen Sprachgebrauch Repatriierte wurden. Die Ankunft in Stettin erfolgte unter Versorgungsschwierigkeiten, und die nachfolgende Ansiedlung war für viele Repatriierte von einem Gefühl von Fremdheit begleitet – Fremdheit nicht nur gegenüber der Stadt und der Region, sondern vor allem gegenüber den anderen Siedlern, die aus den verschiedensten Teilen Polens kamen. Die Rückführung der ehemaligen DPs erfolgte in der Zeit des sog. „Anschlusses der westlichen und nördlichen Gebiete ans Vaterland" vor dem Hintergrund der Entscheidungen der Großmächte bezüglich der politischen Zukunft Stettins – sowohl die mündlichen Aussagen der Zeitzeugen als auch die schriftlichen Quellen spiegeln diese zeitgenössische geopolitische Lage wider. Die neuen Bewohner der Region sahen teilweise in der neuen kommunistischen Staatsführung den Garanten ihrer Anwesenheit in Pommern – Polen aus anderen Teilen des Landes dagegen erblickten in den Kommunisten nur die fremde und unerwünschte Gewalt. Die Mehrheit der polnischen DPs in Deutschland konnte trotz der dargestellten Schwierigkeiten repatriiert werden, was als klarer Erflog zu werten ist. Erst als klar wurde, dass die Mehrheit zurückgekommen war, wurde die Rückführung unterbrochen. Der Anteil aller polnischen DPs, die über Lübeck und Stettin nach Polen kamen, war relativ hoch. Im Laufe der Zeit sind diese Lübecker DPs dann Teil einer neuen Gemeinschaft im Hinterpommern sowie im Rest des Landes geworden.

Quellen

Archivalien

Staatsarchiv in Danzig (Archiwum Państwowe w Gdańsku, APG), Woiwodschaftsabteilung (pol. Oddział Wojewódzki, OW) PUR, 1167/201.

Staatsarchiv in Stettin (Archiwum Państwowe w Szczecinie, APS), OW, PUR, Heft 43, 41-45.

APS, OW, PUR, Heft 429, 1-3.

Broschüren

Czech-Wichura, Jan: Repatriacja z Zachodu [Repatriierung aus dem Westen]. In: Wojewódzki Oddział Państwowego Urzędu Repatriacyjnego w Szczecinie (Hg.): Państwowy Urząd Repatriacyjny na Pomorzu Zachodnim w okresie od 1 IV 1945 do 30 XII 1947 [Das Staatliche Repatriierungsamt in Westpommern im Zeitraum vom 1. April 1945 bis zum 30. Dezember 1947]. Szczecin 1947, 57-70.

Paw, Jerzy: Powstanie i rozwój PUR na Pomorzu Zachodnim [Entstehung und Entwicklung der PUR in Westpommern]. In: Wojewódzki Oddział Państwowego Urzędu Repatriacyjnego w Szczecinie (Hg.): Państwowy Urząd Repatriacyjny na Pomorzu Zachodnim w okresie od 1 IV 1945 do 30 XII 1947 [Das Staatliche Repatriierungsamt in Westpommern im Zeitraum vom 1. April 1945 bis zum 30. Dezember 1947]. Szczecin 1947, 9-24.

Sowiński, Ludwik: Repatriacja ludności niemieckiej z terenu województwa szczecińskiego [Die Repatriierung deutscher Bevölkerung aus dem Gebiet der Stettiner Woiwodschaft]. In: Wojewódzki Oddział Państwowego

Urzędu Repatriacyjnego w Szczecinie (Hg.): Państwowy Urząd Repatriacyjny na Pomorzu Zachodnim w okresie od 1 IV 1945 do 30 XII 1947 [Das Staatliche Repatriierungsamt in Westpommern im Zeitraum vom 1. April 1945 bis zum 30. Dezember 1947]. Szczecin 1947, 83-94.

Zeitschriften

O.A.: 16-ty transport repatriantów przybył do Szczecina [Der 16. Transport mit Repatriierten kam in Stettin an]. In: Kurier Szczeciński, Nr. 21 vom 30. Oktober 1945, 4.

O.A.: 300 tysięcy rodaków miesięcznie wracać będzie z Zachodu do kraju [300.000 Landsleute monatlich werden aus dem Westen in die Heimat zurückkehren]. In: Kurier Szczeciński, Nr. 2 vom 8. Oktober 1945, 1f.

O.A.: „Do Gdyni zawijają stale statki z repatriantami“ [Nach Gdingen kommen stets die Schiffe mit Repatriierten]. In: Kurier Szczeciński, Nr. 61 vom 15. Dezember 1945, 2.

O.A.: „Jedna trzecia repatriantów polskich ze strefy angielskiej przybyła już przez Szczecin do kraju“ [Bereits ein Drittel der polnischen Repatriierten aus der britischen Besatzungszone kam über Stettin im Heimatland an]. In: Kurier Szczeciński, Nr. 61 vom 15. Dezember 1945, 4.

O.A.: Masowy powrót repatriantów do kraju. Statek „Isar“ przybył do Szczecina [Massive Rückkehr der Repatriierten in die Heimat. Das Schiff „Isar“ traf in Stettin ein.]. In: Kurier Szczeciński, Nr. 119 vom 5. Mai 1947, 2.

O.A.: Szczecin manifestuje radość z okazji powrotu repatriantów [Stettin bekundet seine Freude anlässlich der Rückkehr der Repatrianten]. In: Wiadomości Szczecińskie, Nr. 4 vom 10. Oktober 1945, 1.

Interviews

Nr. 1: Zygfryd Jarema, geb. 1943 in Ulzen, polnischer DP in Lübeck, der sich 1947 in Stettin ansiedelte. Seine Schwester ist 1945 im DP-Lager geboren (durchgeführt am 30. Juli 2012).

Nr. 2: Teresa Mycka (geb. Ulacha), geb. 1935 in Dorobna, Tochter von Halina Ulacha (Polin jüdischden Glaubens), befreit aus dem Lager Ravensbrück durch das Schwedische Rote Kreuz. Ulacha gab in Schweden zu Protokoll, dass für sie nur die Rückkehr zur Familie in Polen zählte, ungeachtet der dortigen Ansiedlungsbedingungen (durchgeführt am 16. August 2012).

Nr. 3: Franciszek Mycka (1932-2012), geboren in Gostynin, polnischer DP aus Lübeck, der sich in Stettin ansiedelte. Sohn von Janina Mycka (Polin jüdischen Glaubens, Häftling im Lager Ravensbrück). 1944-1945 Zwangsarbeiter in Hedwigenkoog. 1945 kam er mit einer der ersten britischen LKW-Kolonnen in Stettin an. Aufgenommen durch PE Nr. 2. Mitte 1950er Zwangsarbeiter in militarisierten Arbeitsbataillonen in Schlesien. Nach der Rückkehr nach Stettin heiratete er Teresa Mycka (durchgeführt am 28. April 2012).

Nr. 4: Robert Blicharski, Sohn eines Stettiner Repatriierten aus dem Westen, der über PE Nr. 3 ging.

Literatur

Adamczewski, Zdzisław: Do Polski, do ojczyzny [Nach Polen, in die Heimat]. In: Baranowski, Julian / Onufrzak, Zbigniew (Hg.): Czas przeszły – ciągle obecny. Powroty [Die vergangene Zeit – immer noch gegenwärtig. Rückkehren]. Łódź 2007.

Antons, Jan-Hinnerk: Displaced persons in Postwar Germany. Parallel Societies in a Hostile Environment. In: Journal of Contemporary History 49 (2014), 92-114.

Banasiak, Stefan: Działalność osadnicza Państwowego Urzędu Repatriacyjnego na Ziemiach Odzyskanych w latach 1945-1947 [Die Siedlungstätigkeit der Staatlichen Repatriierungsbehörde in den Wiedergewonnen Gebieten in den Jahren 1945-1947]. Poznań 1963.

Baranowski, Julian / Onufrzak, Zbigniew: Powroty z tułaczki [Rückkehr aus dem Exil]. In: Baranowski, Julian / Onufrzak, Zbigniew (Hg.): Czas przeszły – ciągle obecny. Powroty [Die vergangene Zeit – immer noch gegenwärtig. Rückkehren]. Łódź 2007, 17-39.

Bestry, Leon: Szczecińscy pionierzy sportu kolarskiego [Stettiner Pioniere des Radsports]. In: Białecki, T.: Z nadodrzańskiej ziemi. Wspomnienia Szczecinian [Aus der Oderregion. Erinnerungen der Stettiner]. Poznań 1974, S. 28-36.

Białecki, Tadeusz u.a. (Hgg.): Pamiętnikarstwo na Pomorzu Zachodnim. Czterdziestolecie konkursu „Dzieje Szczecińskich Rodzin“ [Tagebücher in Westpommern. 40. Jubiläum des Wettbewerbs „Die Geschichte Stettiner Familien]. Szczecin 2009.

Białecki, Tadeusz: Przesiedlenie ludności niemieckiej z Pomorza Zachodniego po II wojnie światowej [Die Umsiedlung der deutschen Bevölkerung aus Westpommern nach dem Zweiten Weltkrieg]. Poznań 1969.

Brinken, Jerzy: Wspomnienia szczecińskiego pedagoga i geografa [Erinnerungen eines Stettiner Pädagogen und Geographen]. In: in: Białecki, Tadeusz (Hg.): Z nadodrzańskiej ziemi. Wspomnienia Szczecinian [Aus der Oderregion. Erinnerungen der Stettiner]. Poznań 1974, 57-84.

Bruska, Elżbieta: Miały po piętnaście lat. Niewolnicy III Rzeszy [Sie waren fünfzehn Jahre alt. Sklaven des Dritten Reiches]. In: Kurier Szczeciński Nr. 118 vom 6. Juli 2012, 21.

Bułak, Adelina: Rola prasy w integracji ludności polskiej na Pomorzu Zachodnim na przykładzie „Pioniera“ [Die Rolle der Presse im Integrationsprozess der polnischern Bevölkerung in Westpommern am Beispiel des „Pioniers“]. In: Marciszewska, Karolina / Migdalski, Paweł (Hg.): Tym samym pociągiem... Przesiedlenia przymusowe, procesy dezintegracyjne i integracyjne na Pomorzu Zachodnim i Ziemi Lubuskiej w latach 1939-1949 [Mit demselben Zug... Zwangsumsiedlungen, Desintegrations- und Integrationsprozesse in Westpommern und im Lebuser Land in den Jahren 1939-1949]. Chojna/Szczecin 2013, S. 163-172.

Chrostowski, Maciej: Displaced Persons w Lubece – młodzi badacze odkrywają powojenną historię Polaków w Niemczech [Displaced Persons in Lübeck – junge Forscher entdecken die Nachkriegsgeschichte der Polen in Deutschland]. In: Przegląd Uniwersytecki 4-6 (2013), 54f.

Ders.: Dokumenty o sytuacji polskich Displaced Persons w Lubece w latach 1946–1956 [Dokumente zur Lage polnischer Displaced Persons in Lübeck in den Jahren 1946-1956]. In: Scriptor Nowy 4 (2013), 85-94.

Golczewski, Kazimierz: Porzucona twierdza. Szczecin 1944-1945 [Die verlassene Festung. Stettin 1944-1945]. Poznań 1967.

Golczewski, Kazimierz: Pomorze Zachodnie na przełomie dwu epok 1944-1946 [Westpommern an der Wende zwischen zwei Epochen 1944-1946]. Poznań 1964.

Gruszczyńska, Janina: Czy tak musiało być, że czas przeszły jest ciągle obecny? [Musste es so sein, dass die Vergangenheit immer anwesend ist?]. In: Baranowski, Julian / Onufrzak, Zbigniew (Hg.): Czas przeszły – ciągle obecny. Powroty [Die vergangene Zeit – immer noch gegenwärtig. Rückkehren]. Łódź 2007, 72-74.

Harding, Hannes: Displaced Persons (DPs) in Schleswig-Holstein 1945-1953. Frankfurt/Main 1997.

Horak, Rozalia: Odnaleziony dom [Wiedergefundenes Haus]. In: Białecki, Tadeusz (Hg.): Z nadodrzańskiej ziemi. Wspomnienia Szczecinian [Aus der Oderregion. Erinnerungen der Stettiner]. Poznań 1974, 116-127.

Iwańczuk, Joanna: Rozmieszczenie punktów zborczych dla przesiedleńców niemieckich na terenie Szczecina w latach 1945-1947 [Lokalisierung von Sammelstellen für deutsche Umsiedler auf dem Gebiet Stettins in den Jahren 1945-1947]. In: Szczeciner. Magazyn Miłośników Szczecina 2 (2012), 112-123.

Jakóbowski, Józef: Do Polski, do Ojczyzny [Nach Polen, in die Heimat]. In: Baranowski, Julian / Onufrzak, Zbigniew (Hg.): Czas przeszły – ciągle obecny. Powroty [Die vergangene Zeit – immer noch gegenwärtig. Rückkehren]. Łódź 2007, 77-82.

Jurek, Krystyna: Nie miałam dzieciństwa [Ich hatte keine Kindheit]. In: Baranowski, Julian / Onufrzak, Zbigniew (Hg.): Czas przeszły – ciągle obecny. Powroty [Die vergangene Zeit – immer noch gegenwärtig. Rückkehren]. Łódź 2007, 82-85.

Kacprzak, Paweł: Prawnomiędzynarodowe i administracyjnoprawne podstawy wysiedleń Niemców z Polski do brytyjskiej i radzieckiej strefy okupacyjnej Niemiec w 1946 roku [Internationalrechtliche und verwaltungsrechtliche Grundlagen der Aussiedlungen der Deutschen aus Polen in die britische und sowjetische Besatzungszone Deutschlands 1946], in: Studia Lubuskie VII (2011), 75-91.

Kaczkowski, Sylwester: Osadnictwo polskie w Szczecinie 1945-1950 [Die polnische Ansiedlung in Stettin 1945-1950]. Poznań 1963.

Karpowicz, Adam: Od Wangerin do Węgorzyna – dzieje miasta w latach 1939–1949 [Von Wangerin nach Węgorzyno – die Geschichte der Stadt in den Jahren 1939-1949]. In: Marciszewska, Karolina / Migdalski, Paweł (Hg.): Tym samym pociągiem... Przesiedlenia przymusowe, procesy dezintegracyjne i integracyjne na Pomorzu Zachodnim i Ziemi Lubuskiej w

latach 1939-1949 [Mit demselben Zug... Zwangsumsiedlungen, Desintegrations- und Integrationsprozesse in Westpommern und im Lebuser Land in den Jahren 1939-1949]. Chojna/Szczecin 2013.

Kersten, Krystyna: Repatriacja ludności polskiej po II wojnie światowej [Die Repatriierung polnischer Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg]. Wrocław 1974.

Kmito, Jan: Spotkanie z morzem [Eine Begegnung mit dem Meer]. In: Białecki, Tadeusz (Hg.): Z nadodrzańskiej ziemi. Wspomnienia Szczecinian [Aus der Oderregion. Erinnerungen der Stettiner]. Poznań 1974, 324-357.

Liskowacki, Artur D.: Wycieczka z pilotami. Postscriptum [Ein Ausflug mit Flugzeugpiloten. Postscriptum]. In: Kurier Szczeciński Nr. 116 vom 5. Juli 2013, 20.

Łuczak, Czesław: Polacy w okupowanych Niemczech 1945-1949 [Polen im besetzten Deutschland]. Poznań 1993.

Mann, Horst: Stettin-Podejuch und die Buchheide. Chronik, Bilder, Erinnerungen. Preetz 2005.

Orzeł, Marian: Morska rodzina [Meeresfamilie]. In: Białecki, Tadeusz: Z nadodrzańskiej ziemi. Wspomnienia Szczecinian [Aus der Oderregion. Erinnerungen der Stettiner]. Poznań 1974, 151-162.

Pezler, Jan: Z pamiętnika 12-to latka, Jana Pezlera [Aus dem Tagebuch des zwölfjährigen Jan Pezler]. In: Baranowski, Julian / Onufrzak, Zbigniew (Hg.): Czas przeszły – ciągle obecny. Powroty [Die vergangene Zeit – immer noch gegenwärtig. Zurückkehren]. Łódź 2007, 147-150.

Pieczynski, Maciej: 68 lat temu Szczecin stał się polski. To był Dziki Zachód [Vor 68 Jahren Stettin ist polnisch geworden. Das war Wilder Westen]. In: Głos Szczeciński, http://www.gs24.pl/apps/pbcs.dll/article?AID=/20130708/HISTORIA04/130709728 (20.12.2013).

Reale, Eugenio: Raporty. Polska 1945-1946 [Berichte. Polen 1945-1946]. Warszawa 1991.

Romanowski, Henryk: Od żołnierza do spółdzielcy [Vom Soldaten zum Genossenschaftsmitglied], in: Białecki, Tadeusz (Hgg.): Z nadodrzańskiej ziemi. Wspomnienia Szczecinian [Aus der Oderregion. Erinnerungen der Stettiner]. Poznań 1974, 180-192.

Stasiak, Stanisław: Trud powrotu i odbudowy trwał długo ale taki los spotkał wielu [Mühe der Rückkehr], in: Baranowski, Julian / Onufrzak, Zbigniew (Hg.): Czas przeszły – ciągle obecny. Powroty [Die vergangene Zeit – immer noch gegenwärtig. Zurückkehren]. Łódź 2007, 175f.

Sterner, Wacław: Gefangeni i dipisi [Gefangene und DPs]. Warszawa 1979.

Sula, Dorota: Działalność przesiedleńczo-repatriacyjna Państwowego Urzędu Repatriacyjnego w latach 1944-1951 [Die Umsiedlungs- und Repatriierungstätigkeit der Staatlichen Repatriierungsbehörde in den Jahren 1944-1951]. Lublin 2002.

Techman, Ryszard: Kalendarz Morski. Kalendarium morskie Szczecina. 1946 [Hochseekalender. Hochseekalendarium Stettins. 1946]. In: Przegląd Zachodniopomorski (2001), Bd. XVI (XLV) Heft 3, S. 223-265.

Twardochleb, Bogdan: Szukamy dipisów z Lubeki. Ktokolwiek pamięta, ktokolwiek wie [Wir suchen nach „DPs“ aus Lübeck. Wer auch immer sich an sie erinnert, wer auch immer etwas über sie weiß]. In: Kurier Szczeciński Nr. 110 vom 26.06.2012, 14.

Wolsza, Tadeusz: Dokumenty o sytuacji polskich „dipisów“ w amerykańskiej strefie okupacyjnej Niemiec (1945-1947) [Dokumente zur Lage polnischer „DPs“ in der amerikanischen Besatzungszone in Deutschland (1945-1947)]. In: Pamięć i Sprawiedliwość 39 (1996), 152.

Wołowski, J.: Szczecin na przełaj [Stettin querfeldein]. In: Życie Warszawy vom 7. August 1945. Zitiert nach: Białecki, Tadeus / Chmielewski, Zdzisław / Kozłowski, Kazimierz (Hg.): Szczecin w dokumentach 1945 [Stettin in Dokumenten 1945]. Szczecin 1980, 42.

Wróbel, Janusz: Działania Ministerstwa Bezpieczeństwa Publicznego przeciwko repatriantom z Zachodu w latach 1945-1953 [Aktionen des Ministeriums für öffentliche Sicherheit gegen Repatriierte aus dem Westen in den Jahren 1945-1953]. In: Terlecki, Ryszard (Hg.): Aparat bezpieczeństwa wobec emigracji politycznej i Polonii [Der Sicherheitsapparat angesichts der politischen Emigration und der Auslandspolen]. Warszawa 2005, 185-240.

Wróbel, Janusz: Na rozdrożu historii. Repatriacja obywateli polskich z Zachodu w latach 1945-1949 [Am Scheideweg der Geschichte. Die Repatriierung polnischer Staatsbürger aus dem Westen in den Jahren 1945-1949]. Łódź 2009.

Zalewski, Alfred: W portowej straży [Im Hafenschutz]. In: Białecki, Tadeusz (Hg.): Z nadodrzańskiej. Wspomnienia Szczecinian [Aus der Oderregion. Erinnerungen der Stettiner]. Poznań 1974, 212.

Zaremba, Piotr: Dziennik 1945 [Jahrbuch 1945]. Szczecin 1996.

Ders.: Wspomnienia Prezydenta Szczecina. 1945-1950 [Erinnerungen des Präsidenten von Stettin. 1945-1950]. Poznań 1977.

Aivar Jürgenson

Lagerleben und Weiterreise nach Argentinien – Erinnerungen estnischer DPs

Die dramatischen Ereignisse im deutsch besetzten Estland im Sommer und Herbst 1944, als die sowjetischen Truppen von Osten her näher rückten und rund 70.000 Menschen aus Estland nach Westen flohen, bildeten im europäischen Kontext keine Ausnahme. Vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg mussten ungefähr 50 Millionen Menschen in Europa ihr Zuhause verlassen, weshalb einige Autoren das 20. Jahrhundert als das Jahrhundert der Flüchtlinge bezeichnen.[1] Niemals zuvor hatte die Welt so eine grosse Menge von Entwurzelten, Vertriebenen und Flüchtlingen gesehen.

Historiographie und Methodik

Estnische Flüchtlinge und DPs[2] wurden schon in vielen wissenschaftlichen Standardwerken zur DP-Thematik behandelt. Zumeist wurde in diesem Zu-

1 Nuscheler: Flucht und Vertreibung, 12.

2 Die Begriffe „Displaced Person" (DP) und „refugee" hatten in der alliierten Verwaltungssprache spezifische rechtliche Inhalte und wurden in Bezug auf die baltischen Betroffenen unterschiedlich verwendet: Die nach Deutschland und Österreich geflohenen Balten wurden DPs genannt, diejenigen Balten jedoch, die aus den gleichen Gründen in Dänemark gestrandet waren, als „allied refugees" definiert. In Schweden wiederum wurden sie einfach „Flüchtlinge" genannt. Die estnische Historikerin Kaja Kumer-Haukanõmm hat in ihrer Dissertation diese Unterscheidungen mit den beginnenden Spannungen zwischen den Allierten nach Ende des Zweiten Weltkriegs

sammenhang die Geschichte der drei baltischen Nationen als Einheit betrachtet und die Esten, Letten und Litauer als homogene baltische Gruppe wahrgenommen. Für gewöhnlich merkte man dabei an, dass Balten aus politischen Gründen nicht repatriiert werden wollten und es wurde dargestellt, wieviele baltische DPs in welche Länder im Rahmen des *Resettlement* ausgewandert sind.[3]

Die baltischen DPs stellten mit etwa 200.000 Personen nur einen kleinen Teil der anfänglich bis zu 10 Millionen zählenden DP-Gruppe, weshalb sie in den meisten Standardwerken nur am Rande behandelt werden. Eine Ausnahme bildet dabei der im Jahre 2007 publizierte Sammelband von Christian und Marianne Pletzing, der sich ausschließlich der Thematik der baltischen DPs widmet.[4]

In der estnischen Geschichtsschreibung und Memoirenliteratur hat das Thema viel Aufmerksamkeit gefunden. Nach ihrer Flucht haben ehemalige estnische DPs und Flüchtlinge in ihren neuen Heimatländern unterschiedliche estnischsprachige Publikationen veröffentlicht, die insbesondere die individuellen Erfahrungen der Betroffenen in den Vordergrund stellten.[5] In den letzten Jahrzehnten wurden aber auch in Estland selbst Texte über Flucht und Lagerleben publiziert; bei den Autoren handelt es sich sowohl um ehemalige Flüchtlinge und DPs als auch um solche ohne eigene Flucht- und Migrationserfahrung.[6] In den letzten Jahren kamen darüber hinaus auch in Estland

begründet; vgl. Kumer-Haukanõmm: Teisest maailmasõjast tingitud Balti pagulaste problemaatika [Die vom Zweiten Weltkrieg verursachte Problematik der baltischen Flüchtlinge], 27-36.

3 Holborn: IRO; Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer; Salomon: Refugees in the Cold War; Wyman: DPs.

4 Pletzing / Pletzing: Displaced Persons.

5 O.A.: Eesti saatusaastad [Estnische Schicksalsjahre]; Horm: Suur põgenemine [Die große Flucht]. Äro: Suur pagu 1944 [Die große Flucht 1944]; Kool: DP Kroonika [DP-Chronik]; Vaigur: Suur seiklus [Großes Abenteuer].

6 Jõgi: Lümanda ja Kihelkonna valla paadipõgenikud [Die Bootsflüchtlinge aus den

Sammlungen von Erinnerungen mit analysierenden Vor- oder Nachwörtern heraus, in denen sich viele Informationen auch über das Leben in den DP-Lagern finden.[7] 2012 hat die Historikerin Kaja Kumer-Haukanõmm ihre Doktorarbeit über die politische Geschichte der DPs an der Tartuer Universität erfolgreich verteidigt.[8]

Der vorliegende Beitrag ist Teil meines mittlerweile abgeschlossenen Forschungsprojektes zu Anpassungsprozessen und Identität ehemaliger estnischer DPs in Argentinien, in dessen Rahmen ich in den Jahren 2007 und 2011 29 von rund 50 Personen estnischer Muttersprache in Argentinien interviewen konnte.[9] Daneben habe ich einige narrative Interviews auf Englisch, Spanisch und Deutsch mit den Nachkommen der ehemaligen DPs geführt – Mitglieder der dritten Generation, die kein Estnisch mehr sprechen. Obwohl in Argentinien auch Nachkommen derjenigen Esten leben, die schon vor dem Zweiten Weltkrieg dorthin emigrierten, gehören die meisten Esten in Argentinien zu den ehemaligen Flüchtlingen und DPs des Zweiten Weltkriegs. Die Flucht aus Estland und das anschließende Lagerleben in Deutschland, Österreich, Dänemark und Schweden gehören zu den Verlaufskurven (engl. *trajectory*) des Lebens der Interviewten und wurden in den biographischen Erzäh-

Kreisen Lümanda und Kihelkonna]; Papp: Põgenemine Läände [Flucht nach Westen]; Grabbi, Hellar: Suur põgenemine [Die große Flucht]; Saar: Põgenemine Rootsi [Die Flucht nach Schweden]; Saar: Suur põgenemine Läände [Die große Flucht nach Westen]; Andræ: Rootsi ja suur põgenemine [Schweden und die große Flucht]; Eelmäe: Põgenemine kodumaalt [Die Flucht aus der Heimat].

7 Kirss: Rändlindude pesad [Die Nester der Zugvögel]; Hallik / Kukk /Laidla / Reinvelt: Eestlaste põgenemine [Die Flucht der Esten].

8 Kumer-Haukanõmm: Teisest maailmasõjast tingitud Balti pagulaste problemaatika [Die vom Zweiten Weltkrieg verursachte Problematik der baltischen Flüchtlinge].

9 Gefördert wurde dieses Projekt von den staatlichen estnischnen Wissenschaftsförderprogrammen ETF 9066 und IUT 31-6.

lungen vielseitig thematisiert. Neben den mündlichen Quellen konnte ich zusätzlich publizierte Erinnerungen der Esten in Argentinien auswerten.[10] Im Folgenden wird nun dargestellt, wie die ehemaligen estnischen DPs in Argentinien das Leben in den Lagern erinnerten. Wie interpretierten diese in der Rückschau die damalige Situation, und wie beeinflussten die historischen, soziokulturellen und psychologischen Kontexte die Erinnerungen der ehemaligen DPs und Flüchtlinge?

Die Flucht aus Estland

Im Jahre 1940 wurde Estland von der Sowjetunion besetzt; im folgenden Jahr wurden über 10.000 Menschen aus Estland nach Sibirien deportiert und mehrere Tausend ermordet. Historisch ist es vor diesem Hintergrund begreifbar, dass Tausende Esten die Deutschen als Befreier begrüßten, als am 21. Juni 1941 – eine Woche nach den Massendeportationen in Estland – Nazi-Deutschland die Sowjetunion überfiel.

Seit dem Sommer 1940 hatten sich viele estnische Männer in den Wäldern versteckt. Nach den Deportationen im Juni 1941 wurde diese Flucht in die Wälder zu einem Massenphänomen. Im Sommer 1941 begann in Estland der Aufstand gegen die sowjetischen Besatzer, getragen von estnischen Partisanen. Einige Städte konnten von diesen befreit und bis zum Eintreffen der deutschen Truppen verteidigt werden. Am Angriff auf Tallinn während des deutschen Einmarsches in Estland nahmen neben der Wehrmacht auch estnische Partisanen teil. Noch im Sommer 1941 hatten viele Esten sich freiwillig

10 Mettus: Soovimata külalised [Unerwünschte Gäste]; Mettus: Mask ja nägu [Maske und Gesicht]; Okas / Okas Ainso: Memories; Liiv: Ürgmets [Urwald]; dies.: Põhjast lõunasse [Vom Norden in den Süden].

zum Militardienst an der Seite Deutschlands gemeldet, um gegen die Sowjetunion zu kämpfen; später wurden viele aber auch von den deutschen Besatzungbehörden gegen ihren Willen einberufen. Die sowjetische Okkupation und die damit einhergegangenen Terrormaßnahmen und Deportationen erklären, warum so viele Esten sich freiwillig zum Militärdienst an der Seite Deutschlands meldeten.[11]

Aber auch die Zivilisten fürchteten um ihr Leben, als im Sommer 1944 sowjetische Truppen wieder an den Grenzen der baltischen Staaten standen. Vor der drohenden erneuten sowjetischen Okkupation Estlands flohen die Menschen nach Schweden und Deutschland. Im ersten Nachkriegsjahr (1946) lebten in Schweden über 22.000 Esten, in den DP-Lagern Deutschlands hielten sich Ende des Jahres 1946 32.219 Esten auf, die 20% der 188.000 baltischen DPs bildeten.[12]

Schweden war im Zweiten Weltkrieg neutral geblieben, so dass die estnischen Flüchtlinge 1944 dort nach ihrer Ankunft keine direkte Berührung mehr mit den Kriegsereignissen hatten. Anders jedoch war die Situation in Deutschland. Bis zum Ende des Krieges sollte noch mehr als ein halbes Jahr vergehen; Kämpfe fanden oftmals ganz in der Nähe der Flüchtlinge statt. Die Erinnerungen von Flüchtlingen in Schweden und Deutschland unterscheiden sich daher sehr stark voneinander. Die vorherrschende Emotion in den Erinnerungen der Esten in Deutschland ist die Furcht. Sirje Okas Ainso, die später in Argentinien lebte, schildert die Wanderungen ihrer Familie in Deutschland nach der Flucht im September 1944. Als die Allierten sich Berlin näherten, wurden die Bombardierungen immer häufiger, die Familie verließ Berlin

11 Laar: Eesti sõdur [Der estnische Soldat], 70, 116.

12 Rahi-Tamm: Inimkaotused [Verlust von Menschen], 35f.; Pletzing / Pletzing: Vorwort, 9.

und fuhr nach Dessau. Eindringlich schildert S. Okas Ainso das Bombardement von Dessau am 8. März 1945, in dessen Folge 80% der Stadt vernichtet wurden:

> „Draußen war ein ohrenbetäubendes Geräusch, oben brüllten die Kampfflugzeuge, hier und da explodierten Bomben, überall hörte man, wie sie über der Stadt heulten und zischten, bevor sie irgendwo in der Nähe explodierten. Wir waren vor Furcht wie gelähmt. Die Fenster zitterten, Rauch kam rein. Überall um uns herum und oben herrschte die Hölle. Lebendige Erinnerungen von dieser unaussprechlich schrecklichen Nacht wurden für immer in mein Gehirn gedrückt, die Träumen davon, dass wir im brennenden Haus zurückblieben, wiederholen sich ständig.“[13]

Traumatische Erlebnisse können in ganz erheblichem Maße die Erinnerungen der Betroffenen beeinflussen. Untersuchungen haben gezeigt, dass die Entwicklung des Gehirns und die Verarbeitung der Erinnerungen unter dem Einfluss traumatischer Erlebnisse geschädigt werden kann. „Schreckgespenster“/Albträume (vor allem in der REM-Phase der Träume) spiegeln wahrscheinlich die fruchtlosen Versuche des Gehirns wider, Erinnerungen zu konsolidieren und Blockierungen aufzulösen.[14] Viele traumatische Erinnerungen von Flüchtlingen manifestieren sich als *flashbulb memories* (Blitzlichterinnerungen) – Erinnerungen an Ereignisse, die die Betroffenen sehr stark und authentisch erlebt haben und die sie als Einzelerfahrungen sehr detailliert im Gedächtnis bewahren, wo sie für viele Jahrzehnte lebendig bleiben. In der Forschung wurden *flashbulb memories* oft als typische Folgeerscheinung mit dem Zweiten Weltkrieg verknüpft.[15]

13 Okas / Okas Ainso: Memories, 39-41. Übersetzung aus dem Englischen von Aivar Jürgenson.

14 Siegel: Entwicklungspsychologische, interpersonelle und neurobiologische Dimensionen des Gedächtnisses, 41.

15 Assmann: Wie wahr sind unsere Erinnerungen?, 102.

Neuer Anfang in den DP-Lagern

In Deutschland gab es nach dem Zweiten Weltkrieg bis zu 11 Millionen Menschen, die zu den DPs gehörten.[16]

Nach Wolfgang Jacobmeyer befanden sich im Oktober 1945 in der amerikanischen Zone 13.413, in der englischen 9.764 und in der französischen Zone 1.054 Esten.[17] Nach dem Jalta-Abkommen vom Februar 1945 betrachteten die Alliierten die Balten zunächst als Bürger der Sowjetunion. Deshalb war die Führung der UNRRA der Ansicht, dass die Balten repatriiert werden müssten. Im weiteren Verlauf des Jahres 1945 kamen die Vereinigten Staaten und Großbritannien jedoch angesichts der Spannungen mit der UdSSR, die letztlich zum Kalten Krieg führten, zu der Ansicht, dass die sowjetische Annexion der baltischen Staaten nicht anerkannt werden könne und dass es daher keine Grundlage gebe, die Menschen gegen ihren Willen in die Sowjetunion zurückzuschicken. Frankreich betrachtete jedoch die baltischen DPs in ihrer Besatzungszone weiterhin als Bürger der Sowjetunion und repatriierte diese, wenn nötig, auch gewaltsam.[18] Erst im August 1945 hob auch Frankreich die Anordnungen auf, die eine gewaltsame Repatriierung von Balten möglich machten.[19]

In der vorhandenen DP-Literatur wird häufig vermerkt, dass die baltischen DPs im Sommer und Herbst 1945 erst sehr langsam in die schon seit Monaten existierten Lager kamen. Die verspätete Ankunft habe ihre Ursache in der durchaus berechtigten Furcht gehabt, von der Zwangsrepatriierung in die Sowjetunion erfasst zu werden.[20] Es muss hinzugefügt werden, dass für

16 Oltmer: Globale Migration, 102.

17 Jacobmeyer, Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer, 79-82.

18 Jacobmeyer, Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer, 79-82; Wyman: DPs, 6f. Zum Bruch der Anti-Hitler-Koalition vgl. z.B. Stöver: Der Kalte Krieg, 44-48.

19 Tegeler: Esten, Letten und Litauer, 18.

20 Schröder: Nachbarschaft und Konflikt, 68.

diese Furcht unter den baltischen DPs aber auch ein Mangel an Informationen inklusive der daraus entstehenden Gerüchte verantwortlich war. Die Unterschiede in den Entscheidungen der Behörden der verschiedenenen Besazungszonen generierten Angst und Misstrauen unter den DPs: Welche Besatzungszone schickte die Menschen in die Sowjetunion zurück und welche nicht? Welche Bevölkerungsgruppen betraf die zwangsweise Rückführung? Dass Russen, Ukrainer oder Weissrussen zurückgeschickt wurden, war allgemein bekannt – und dieses Wissen verursachte Angst auch bei den Balten. Die Furcht vor der zwangsweisen Rückführung brachte viele Menschen dazu, von einer Zone in die nächste zu ziehen. Eine im Jahre 1933 geborene estnische Frau, die in dieser Zeit in Österreich war, schilderte im Interview die damaligen Ängste und die Entscheidungen, die man unter diesen traf:

> „Und dann gingen wir nach Linz – in Linz gab es diese Sammellager [...] wir waren in der englischen Zone. Denn schließlich war alles in Zonen eingeteilt. Und die Engländer begannen die Menschen nach Hause zu schicken – auch die Kosaken. Es war schrecklich, die Kosaken flohen auf die Berge und töteten sich selbst [...] um nicht zurück zu gehen. Und die Esten begannen in dieser Zeit für ihre Kinder Schulbildung zu organisieren. Alle Probleme musste man aber in einem Wiener Büro lösen. In Wien gab es eine Vier-Zonen-Regelung [...] ein estnischer Mann wurde dort aus dem Zug heraus verhaftet und zurück nach Estland geschickt. Unter Russlands Kontrolle. Ich erinnere mich nicht, wie er hieß. Später machte man Propaganda, dass er [später in Estland, A. J.] sehr gut lebte. Die Familie ließ er in Österreich zurück. [...] Und dann wurde organisiert, dass wir in die amerikanische Zone nach Salzburg kamen.“[21]

In vielen Erinnerungen motivierte Angst das Verhalten der Menschen, Angst, in die Hände der sowjetischen Behörden zu fallen und mit Gewalt in die besetzte Heimat repatriiert zu werden. Daher mieden viele Balten so lange wie möglich die DP-Lager, und wenn sie schon einmal da waren, versuchten sie

21 Übersetzung aus dem Estnischen von Aivar Jürgenson.

manchmal noch, in eine Besatzungszone mit besseren Lebensbedingungen zu kommen.

Viel komplizierter war die Situation derjenigen Esten, die sich in der sowjetischen Zone befanden. Die meisten von ihnen versuchten, in die Zonen der Westallierten zu fliehen.[22] Sirje Okas Ainso, mit deren Dessau-Erinnerungen wir schon Bekanntschaft gemacht haben, blieb zuerst mit ihrer Familie in der Bauhaus-Stadt, die sich in der sowjetischen Zone befand. Mehrmals drohten die sowjetischen Besatzungsbehörden der Familie, sie ins okkupierte Estland zu verschicken.

> „Unsere Eltern wussten, dass wir stattdessen nach Sibirien verschleppt werden: Wir galten als Volksfeinde, die den Staat im Stich gelassen hatten. [...] Der Vater sagte den russischen Behörden, es gäbe nichts besseres für uns, als zurück in die Heimat zu gehen, aber wir seien noch zu ermüdet von unserer Odyssee: die Mutter und Priit [der Bruder von Sirje, A. J.] waren sehr krank und zu schwach für eine Reise; die Kinder waren klein, der kalte Winter stand vor der Tür usw. Uns hat wirklich die Tatsache geholfen, dass der Vater eine Schlüsselposition im Institut hatte: er war der Leiter der Abteilung."[23]

Als im Frühling 1946 die Familie wieder einmal über die anstehende Repatriierung informiert wurde, rettete sie anfänglich noch eine Erklärung des russischen Direktors des Instituts, dass man den Vater dort noch brauche, bis jemand ihn ersetzen könne. So hatte die Familie noch Zeit, ihre Flucht in ein DP-Lager in der US-Zone des besetzten Berlin zu organisieren. Eines Tages informierte ein russischer Offizier, ein Freund des Vaters, die Familie darüber, dass er in der Liste der zu Deportierenden ihre Namen gesehen hatte. Im Juni 1947 verließ die Familie heimlich am Abend Dessau. Einer nach dem anderen gingen sie zum Bahnhof, betend, dass niemand sie bemerken würde,

22 Jürjo: Pagulus ja Nõukogude Eesti [Exil und Sowjetestland], 7.

23 Okas / Okas Ainso: Memories, 44. Übersetzung aus dem Englischen von Aivar Jürgenson. Bei dem im Zitat erwähnte Institut handelte es sich um eine medizinische Einrichtung, an deren Zweck sich die Autorin später nicht mehr erinnern konnte.

und es gelang ihnen, unbemerkt in den Zug zu steigen. Vor Mitternacht kamen sie in Berlin an. In der US-Zone baten sie um Asyl. Am nächsten Tag gingen sie ins DP-Lager der UNRRA in Berlin-Zehlendorf. Anstelle des schönen Hauses in Dessau bezog man jetzt zwar eine Baracke, jedoch war dies viel besser als das Leben in ständiger Furcht in Dessau. Im Lager lebten darüber hinaus auch andere Esten, die aus der sowjetischen Zone geflohen waren.[24]

Auch dieser Abschnitt der Fluchtgeschichte der Familie Okas Ainso spiegelt als Hauptemotion die Furcht wider – die Furcht vor der UdSSR, die die Familie aus der Heimat zu fliehen gezwungen hatte, und die auch jetzt noch ihr Leben gefährdete.

Die Wohnbedingungen in den Lagern

Im Laufe des Jahres 1946 wurde den Behörden der Westallierten langsam klar, dass nicht alle DPs rückkehrwillig waren – dies schloss fast alle Balten ein, die nicht bereit waren, in ihre nun sowjetische Heimat zurückzukehren. Im Laufe eines Jahres hatten sich die meisten DPs aus dem Baltikum in ihren Lagern eingerichtet. Mit materieller Unterstützung der UNRRA wurde darauf geachtet, dass der Alltag möglichst normal ablief: Schulen wurden gegründet, Ausbildungsmöglichkeiten eingerichtet, der Unterricht folgte den estnischen Lehrplänen der Vorkriegszeit.[25] In den größeren estnischen DP-Lagern sowohl in der amerikanischen als auch in der britischen und französischen Besatzungszone wurden neben den Grundschulen auch Gymnasien gegründet. Da man die Lehrbücher aus Estland nicht hatte mitbringen können, versuchte man diese aus dem Gedächtnis zu rekonstruieren. In Augs-

24 Okas / Okas Ainso: Memories, 47-49.

25 Tegeler: Esten, Letten und Litauer, 19-21.

burg wurden diverse estnischsprachige Lehrbücher (beispielsweise für die Fächer Estnisch und Mathematik) gedruckt.[26]

Wie aber erinnern sich die ehemaligen estnischen DPs, die später nach Argentinien auswanderten, an die Wohnbedingungen in den Lagern? Sowohl in schriftlichen als auch mündlichen Erinnerungen erscheinen die Lebensbedingungen dort als trostlos: die Baracken umgeben mit Stacheldraht und damit von der Aussenwelt abgeschnitten, die Zimmer überbelegt, Mangel an Privatsphäre. Dabei machten die Menschen in ihren Erinnerungen kaum einen Unterschied zwischen den Lagern vor und nach Kriegsende. Aus baltischen Flüchtlingen, die vor 1945 in deutschen Lagern untergebracht waren, wurden später baltische DPs in von den Alliierten bzw. von UNRRA und IRO geleiteten Lagern, aber aus den mündlichen Erinnerungen lässt sich dieser wichtige Statuswechsel nicht immer herauslesen. Und was die Lebensbedingungen in den deutschen und alliierten Lagern angeht, so scheinen diese sowohl 1944 als auch 1945 nicht selten ganz ähnlich gewesen zu sein.

In den schriftlichen Quellen stellen sich diese Zusammenhänge ein wenig anders dar. Viele, die später schriftliche Memoiren veröffentlichten, hatten früher Tagebuch geschrieben und darüber später die genaue Chronologie ihrer Flucht rekonstruiert.

Ellen Liiv, die im Herbst 1944 wie tausende andere Esten nach Deutschland kam, schrieb später in Argentinien:

> „Wir hatten schon in Estland aus Nachrichten von den schon früher evakuierten Menschen erfahren, dass die Flüchtlinge aus dem Baltikum in den Baracken ‚auf den Wiesen von Gotenhafen' wohnten, so war für uns, als wir dort ankamen der Anblick dieser Baracken keine Überraschung, wirkte aber doch deprimierend, nachdem wir im Vorbeifahren die Wohnhäuser der deutschen Stadtbürger gesehen hatten. Da war in der flachen, schon herbstlich blassen

26 Kool: DP Kroonika [DP-Chronik], 712.

> und sumpfigen Landschaft des flachen Landes nur ein mit Stacheldraht begrenzter Haufen von feuchten hölzernen Baracken.“[27]

Und wie sahen solche Baracken von innen aus? Ellen Liiv schreibt:

> „Als temporäre Wohnräume der Flüchtlinge dienten Barackenzimmer mit doppelten Etagenbetten an den Wänden. Hatte man für sich einen Platz mit noch losem Rüttstroh gefunden, so konnte man sich den Möglichkeiten gemäss ‚im neuen Zuhause' einrichten. Für uns, die wir aus Mulgimaa[28] kamen, blieb nichts anderes mehr übrig, als die einzige Decke auf dem Stroh auszubreiten und die eigenen Sachen an das Kopfende zu legen.“[29]

Auch in den mündlichen Erinnerungen betonten die Interviewten die sehr beschränkten Einrichtungen und Lebensbedingungen in den Lagern. Eine im Jahr 1933 geborene Frau berichtet (und hier geht es um ein DP-Lager):

> „Die Baracken, die Baracken [...] Zuerst gab es von uns – wieviel gab es von uns dort im Zimmer? – ungefähr zwölf Personen [...] Und dann hat jeder irgendwie mit den Decken [...] irgendwie Zwischenwände um die Betten gemacht. Denn es gab dort ja viele Familien in einem Zimmer.“[30]

In der Literatur über DPs wurde oft darauf hingewiesen, dass unabhängig von der Nationalität der Mangel an Privatsphäre immer ein Problem in den Lagern darstellte. Und unabhängig von der Nationalität sind auch die Bemühungen der DPs ähnlich, sich einen Sicherheitsraum und Privatsphäre zu schaffen – die „Wände“ aus Decken zwischen den Betten[31] wirken wie eine Karikatur des verlorenen Sicherheitsraums und symbolisieren schmerzhaft die zerstörte Territorialität.

27 Liiv: Põhjast lõunasse [Vom Norden in den Süden], 21. Übersetzung aus dem Estnischen von Aivar Jürgenson.

28 Eine historisch-ethnographische Gegend in Süd-Estland.

29 Liiv: Põhjast lõunasse [Vom Norden in den Süden], 21. Übersetzung Aivar Jürgenson.

30 Übersetzung aus dem Estnischen von Aivar Jürgenson.

31 Beschrieben z. B. bei Wyman: DPs, 107.

Das Zusammenleben oftmals mehrerer DP-Nationen auf engstem Raum beeinflusste jeden Lebensbereich des Lagerlebens. Neben alltäglichen praktischen Schwierigkeiten wurden die DPs auch mit psychologisch schwierigen Situationen konfrontiert, etwa, wenn Esten, die vor der sowjetischen Okkupation geflohen waren, mit Bürgern der Sowjetunion in den Lagern zusammenleben mussten – wegen der sowjetischen Okkupation hatten die Menschen ihre Heimat verlassen, und nun sollte man wieder mit sowjetischen DPs zusammenleben:

> „In der Tat hat uns in unserem Lagerleben mehr als alle anderen Probleme die alltägliche Nachbarschaft mit russischen Frauen, gestört, die unvermeidbare Interaktion mit ihnen, und die daraus resultierende natürliche Spannung.“ [32]

> „Wir mussten unsere Heimat wegen den Russen verlassen, jedoch nicht dafür, um hier mit den Feinden ‚in denselben Topf‘ geworfen zu werden.“[33]

Man muss anmerken, dass dieses Motiv (wegen den „Russen“ die Heimat verlassen zu müssen) in fast allen schriftlichen Memoiren und mündlichen Erinnerungen auftaucht. In unterschiedlichen Situationen und durch unterschiedliche Medien (Jahrestagesreden, Gottesdienste, Exil-Zeitungen usw.) wurde dieses Motiv später im Exil beständig wiederholt und dadurch besonders betont. In den späteren Jahrzehnten wurde aus diesem Motiv ein Grundstein der „Passionsgeschichte“ der heimatlosen Exil-Esten, ein Narrativ, das während der vielen Jahrzehnte im Exil die estnischen Gemeinden in unterschiedlichen Ländern konsolidierte.[34]

Die Besonderheit der Erinnerungskultur ist, dass in kollektiven Narrativen diejenigen Aspekte verstärkt werden, die für das kollektive Gedächtnis

32 Liiv: Põhjast Lõunasse [Vom Norden in den Süden], 29.

33 Liiv: Põhjast Lõunasse [Vom Norden in den Süden], 30.

34 Kool: DP Kroonika [DP-Chronik], 5; Kirss, T. Eessõna [Vorwort], 11; Kirss: Põgenemisteekonnad ja põgenemislood [Fluchtwege und Fluchtgeschichten], 617, 624.

und infolgedessen für die Identiät der Gruppe wichtig sind. Dass man im historischen kollektiven Trauma jemand anderen wegen der erzwungnene Heimatlosigkeit beschuldigt – oft eine andere Nation – dafür findet man in der Fachliteratur über Flüchtlinge, Vertriebene und DPs viele Beispiele. In den vorangegangenen Zitaten aus Erinnerungen von Esten wurde eine ernsthafte Abneigung gegen den Zwang sichtbar, unter dem gleichen Dach mit den „Russen" zu wohnen – es gibt in der Literatur viele Beispiele von ähnlichen Konflikten in Lagern zwischen Serben und Kroaten, Litauern und Juden usw.[35]

In wissenschaftlichen Abhandlungen, die sich mit der Lebensmittelversorgung während und nach dem Zweiten Weltkrieg befassen, liegt der Schwerpunkt zumeist auf wirtschaftlichen Mangelsituationen,[36] dabei hat man es aber nicht immer unbedingt mit realem Hunger zu tun. Wenn Esten in ihren Erinnerungen[37] über Mangel an Nahrungsmitteln im Lager berichten, dann klagen sie auch dann über schlechte Versorgung, wenn wirklicher Mangel oder Hungersymptome nicht existierten. Diese Erinnerungen veranschaulichen jedoch die bittere Tatsache, dass die bis dahin gewohnte Versorgung in den Lagern sich nach Kriegsende völlig verändert hatte: kein Zucker, kein Kaffee, keine Süssigkeiten.[38] Nach den offiziellen Angaben der Allierten war die Ernährungslage der DPs jedoch besser als die der deutschen Flüchtlinge: Die Deutschen erhielten 1550, DPs dagegen 2000 Kalorien, wobei diese Kalorienzahl je nach Lager variierte.[39]

Ein Este, der am Ende der 1940er Jahren in einem Lager in Dänemark lebte und später nach Argentinien weiterreiste, schreibt:

35 Wyman: DPs, 158.

36 Z.B. Bönisch-Brednich: Auswandern.

37 Liiv: Põhjast Lõunasse [Vom Norden nach Süden], 45.

38 Bönisch-Brednich: Auswandern, 335.

39 Wyman: DPs, 168.

> „Und das Essen im Lager? Es ist gewöhnliches Essen aus einem gemeinsamen Kessel, mit Brei, Kartoffeln und Soßen. Es ist nicht so schlimm, dass jemand an Unterernährung leiden würde, aber im Lager gibt es Menschen, die nach der Mobilisierung im Jahre 1939 schon 9 Jahre dieses Kessel-Essen gegessen haben. Alle haben es satt.“[40]

Ein anderer Este, der aus Deutschland nach dem Krieg nach Dänemark gekommen war, beschreibt im Interview mit mir seine Frustration über das eintönige Essen und die Möglichkeit, mit etwas Besseren seinen Magen zu erfreuen: „In Dänemark bekam man damals Milch und Kuchen und allerlei Dinge, und ich hatte viele Jahre keinen richtigen Kuchen mehr gegessen, und ich saß in der Cafeteria und ich aß den Kuchen.“ Bei der Bewertung dieses Zitats sollte aber beachtet werden, dass in Dänemark, das nicht so stark durch den Krieg betroffen war wie Deutschland, die Ernährungsprobleme sehr viel geringer waren.[41]

Die eigene Gruppe – der Ersatz der verlorenen Heimat

Die estnischen DPs in den Lagern, isoliert von der Heimat und ihrer physischen und soziokulturellen Umwelt, fühlten einen permanenten Mangel an Stabilität. Viele Menschen und Familien waren gezwungen, mehrmals die Lager zu wechseln, wurden immer wieder mit neuen Umgebungen konfrontiert und hatten sich ständig neu anzupassen. Unter den Bedingungen des permanenten Wechselns von Lagern, des ständigen Gefühls von fehlender Verwurzelung und Fremdheit, daneben auch Mangel an Privatspähre, klammerten sich die Menschen mit großem Eifer an ihre soziale Gruppe – ein Phänomen,

40 Mettus: Soovimata külalised [Unerwünschte Gäste], 229. Übersetzung aus dem Estnischen von Aivar Jürgenson.

41 Kumer-Haukanõmm: Eesti põgenikud Taanis [Die estnischen Flüchtlinge in Dänemark], 510.

das in Kriegs- und in anderen Krisenzeiten häufig zu beobachten ist. Es kam zu depressiven Verstimmungen der Betroffenen, begleitet von Misstrauen gegenüber Fremden, die eine andere Sprache sprachen als die eigene. Viele Betroffene waren unruhig und konsumierten viel Alkohol, was vorhandene Depressionen noch verstärkte.[42] Oskar Loorits, ein estnischer Volkskundler, der selbst 1944 aus Estland geflohen war, beobachtete sogar DP-Apathie und Flüchtlingsneurose.[43]

Die wichtigsten Merkmale des Lebens im Lager waren die Trennung von der Gesellschaft der Heimat, aber auch von der des Residenzlandes, der Zwang, mit den übrigen Bewohnern Toiletten usw. zu teilen, Mangel an Privatsphäre, Überbevölkerung oder auch begrenzter Bewegungsspielraum. Dies alles signalisierte den DPs ihren Sonderstatus und dass sie unter äußerer Kontrolle standen. Unter diesem Druck fokussierten die Menschen ihre Aufmerksamkeit auf das, was sie verloren hatten. Verlust von Heimat konfrontiert den Menschen mit seiner eigenen Identität und Vergangenheit. Von Angst, Frustration und emotionalen Störungen umgeben, kann man die Hoffnung verlieren. Die Menschen werden entweder lethargisch und schwach oder umgekehrt aggressiv und manisch. Und wenn bei Migranten manchmal eine höhere Inzidenz der Schizophrenie im Vergleich zu Nicht-Migranten beobachtet wird, ist hier zumindest ein wichtiger auslösender Faktor die frustrierende Erfahrung des Verlassens der Heimat.[44]

Eine estnische Frau, die in einem Flüchtlingslager in Dänemark im Jahre 1946 geboren wurde, berichtete mir in diesem Zusammenhang in Buenos Aires:

> „Sie [die Flüchtlinge, A.J.] bekamen wenig Geld und sie mussten sich dauernd im Lager aufhalten. Es ist sehr schwierig für die Menschen, natürlich, nach all

42 Cohon: Psychological Adaptation, 257; Wyman: DPs, 108.

43 Loorits: Pagulaskodude kasvatusmuresid [Erziehungsschwierigkeiten], 87.

44 Weig: Migration und seelische Gesundheit, 41.

> dem, was sie erlebt hatten, ... einige verließen ihre Familien. Und viele haben viel Alkohol getrunken und vielleicht gab es viel Alkoholismus dort. Und mein Vater war jung, war voller Begeisterung und er organisierte in Dänemark im Lager für Kinder solche Pfadfinder-Unternehmungen."[45]

Der bereits erwähnte Oskar Loorits, der über DP-Apathie und Flüchtlingsneurose schrieb, erwähnte aber auch, dass Apathie und Neurose in ihr genaues Gegenteil umschlagen konnten – er berichtet über affektive Vollaufgeladenheit, ehrgeizige Hyperreizbarkeit und Hyperempfindlichkeit unter den estnischen DPs und Exilanten.[46]

Das essentialistische Konzept vom Ort sagt, dass der Mensch seinen eigenen, *natürlichen* Ort haben muss, zu dem er gehört, und dass Flüchtlinge von diesem natürlichen Ort getrennt worden sind. Mit der Trennung vom Ort gerät nach diesem Konzept die Identität, die auch mit dem Ort und dessen kulturellen Artikulationen verbunden ist, in Gefahr.[47] Daraus folgt auch, dass die Loslösung vom Ort der Person mentale Probleme bereiten kann: Die Selbstidentifikation der Betroffenen kann gestört werden, wenn sie keine Möglichkeit finden, sich durch ihre Wurzeln zu identifizieren.[48]

Als Hauptgrund für das Verlassen der Heimat nennen die ehemaligen estnischen DPs fast immer die Furcht vor den sowjetischen Okkupanten und vor Repressionen.[49] In traditionellem Sinn ist die Heimat ein Satisfaktionsraum, ein Verteidigungsraum, ein Ort der Geborgenheit.[50] Was aber, wenn die Heimat keine Geborgenheit mehr bietet? Ein Mann, der im Jahre 1944 aus Estland nach Westen floh, begründet anschaulich, warum er und viele Tausende Estland verlassen haben: Die Sowjetmacht habe die Verteidiger Estlands als

45 Übersetzung aus dem Estnischen von Aivar Jürgenson.
46 Loorits: Pagulaskodude kasvatusmuresid [Erziehungsschwierigkeiten], 87.
47 Jürgenson: Siberi eestlaste territoriaalsus [Territorialität der Esten in Sibirien], 54f.
48 Brun: Reterritorializing the Relationship, 15, 18.
49 Jürgenson: Siberiga seotud [Mit Sibirien verbunden], 106.
50 Greverus: Der territoriale Mensch, 22, 32.

„Verräter des Vaterlands" kriminalisiert und für „25+5"[51] Jahre ins Gefängnis geschickt. Er fragt rhetorisch: „Welches Vaterland? Unser Vaterland ist mit der Ankunft der Russen verlorengegangen. Danach blieb nur die ‚grosse und breite' Sowjetunion."[52]

Der Begriff *Heimat* ist von Natur aus komplex. *Heimat* ist ein kognitiver, aber auch emotional-psychischer Begriff, er beinhaltet geographische, aber auch soziale und historische Dimensionen.[53] Wenn die geographische Dimension der Heimat verloren ging – wie es so viele estnische Flüchtlinge selbst erfahren und in den DP-Lagern in extremer Form gefühlt haben –, dann galt es wenigstens, die soziale Dimension der Heimat zu bewahren.

Vor diesem Hintergrund schufen die estnischen DPs in ihren Lagern ein sozusagen *temporäres Estland*, indem sie möglichst schnell eigene Zeitungen, Schulen, Theatergruppen, Chöre etc. ins Leben riefen. Später, als die Bedingungen entspannter wurden, begannen die Menschen einander in den anderen Lagern zu besuchen. Viele fanden dabei Freunde, mit denen sie noch viele Jahrzehnte später kommunizierten. Eine Frau aus dem DP-Lager Augsburg-Hochfeld erinnert sich: „Wir haben gute Schul- und Spielfreunde gefunden, mit denen wir später, als alle woandershin ausgewandert waren – in die ganze Welt – wir hielten jahrelang Korrespondenz und haben unsere Freundschaft fortgesetzt."[54]

51 Die „Verräter des Vaterlandes" wurden nach sowjetischem Strafgesetzbuch zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt. Danach mussten sie noch 5 Jahre an einem ihnen zugewiesenen Ort leben, den sie nicht verlassen durften.

52 Zitiert nach Kirss: Rändlindude pesad [Die Nester der Zugvögel], 67. Übersetzung aus dem Estnischen von Aivar Jürgenson.

53 Jürgenson: Siberi eestlaste territoriaalsus [Territorialität der Esten in Sibirien], 54-56.

54 Okas / Okas Ainso: Memories, 54. Übersetzung aus dem Englischen von Aivar Jürgenson.

Die verlorengegangene physische Dimension der Heimat versuchte man in den Lagern symbolisch wiederherzustellen. Die Historikerin Dorothee M. Goeze hat beschrieben, dass der Lange Hermann, der Turm auf dem Domberg von Tallinn, auf dem sich das jeweilige Machtzentrum sowohl des freien als auch des besetzten Estland befand, als Symbol für das Estentum als Nachbildung in wohl jedem estnischen DP-Lager zu finden war.[55] Den Mangel der verlorenen Heimat versuchte man in den Lagern auch mit engen persönlichen Kontakten zu anderen estnischen Flüchtlingen zu kompensieren, aber auch die kulturelle Dimension der Heimat versuchte man festzuhalten, indem in den DP-Lagern unterschiedliche volkstümliche und nationale Symbolik zum Einsatz kam: Es entstanden mit folkoristischen Motiven bemalte Keramik und hölzerne Figuren, Gemälde mit Stadtansichten aus Estland etc., die später in einer Vielzahl von Häusern von estnischen Flüchtlingen überall in der Welt zu finden waren – auch in Argentinien.

Wohin weiter?

Estnischen Flüchtlingen, die die Lager verlassen wollten, boten sich drei klassische Möglichkeiten: Entweder im ersten Aufnahmeland zu bleiben, nach Hause zurückzukehren oder in ein drittes Land weiter zu emigrieren. Welche Chancen boten sich im Nachkriegs-Europa? Ein grosser Teil der estnischen Flüchtlinge und DPs sah wegen des in der Heimat herrschenden totalitären Regimes keine echte Chance, nach Hause zurückzukehren. Deutschland war besiegt und zerstört, Schweden gefährlich nahe an der Sowjetunion, und Dänemark wollte die Flüchtlinge schnell loswerden. Viele estnische DPs betrachteten diese Länder daher nur als eine Zwischenstation auf dem Weg

55 Goeze: Alltag estnischer DPs in Deutschland, 59.

nach Westen. Hier ein Abschnitt aus einem in Argentinien geführten Interview mit einem im Jahre 1924 geborenen estnischen Mann, der nach Dänemark geflohen war:

> „Und dann habe ich im Lager im Garten gearbeitet, und dann ist das Auswanderungsfieber gekommen. Die Dänen wollten uns auch nicht […] behalten […] Die Russen haben die ganze Zeit Propaganda gemacht, damit wir zurück [in die Sowjetunion, A. J.] kommen. Und dann bekam ich das Visum nach Australien, aber damit verhielt es sich so, dass man für die Fahrt selbst bezahlen sollte. Ich dachte: Oh, komm schon, wenn sie mich loswerden wollen, dann – ich weiß nicht. Und dann ging es weiter nach Argentinien. Ich weiß nicht, wer für die Reise bezahlt hat – ich glaube, es war wahrscheinlich Argentinien oder die IRO – ich weiß es nicht – zumindest habe ich nichts bezahlt. Ich bin hierher gekommen, bekam hundert Dollar Startkapital.“[56]

Im Juni 1947 wurde die UNRRA durch die IRO abgelöst, die die weitere Emigration der DPs im Rahmen des *Resettlement*-Programms organisierte. Verhandlungen dazu fanden mit vielen aufnahmewilligen Ländern Europas, Amerikas, Nordafrikas und Ozeaniens statt. Mit Hilfe der IRO konnten 27.096 estnischen DPs in andere Länder umgesiedelt werden. In Deutschland blieben ungefähr 4000 Esten zurück.[57]

Auffällig an fast allen Erinnerungen ist, dass die ehemaligen estnischen Flüchtlinge und DPs die Reise in ein neues Land sehr ausführlich beschreiben. In der Regel erinnern sich die Menschen an den Namen des Schiffes, Wetterbedingungen sowie die Gesichter der Mitreisenden und deren Namen. Die Details sind sicherlich teilweise damit zu erklären, dass in den meisten Fällen die Erzähler zu dieser Zeit Kinder waren. Ein im Jahre 1943 geborener Mann erinnerte sich beispielsweise im Interview mit mir: „Ich erinnere mich, dass

56 Übersetzung aus dem Estnischen von Aivar Jürgenson.

57 Rahi-Tamm: Inimkaotused [Verlust von Menschen], 35f.

Olympische Spiele waren im Jahre 1948. An Bord waren alle Teilnehmer der Olympischen Spiele aus Argentinien.“[58]

Sirje Okas-Ainso schildert in ihren Memoiren den Sturm auf dem Meer, aber auch (während eines Zwischenstops auf den Kapverdischen Inseln) die tropischen Früchte, die sie noch nie gesehen hatte, Bananen und Kokosnüsse, außerdem bunte Handwerksprodukte.[59]

Die Aufmerksamkeit des Kinderauges darf man genausowenig unterschätzen wie die symbolistische Bedeutung der Schiffreise im Leben der DPs – mit dieser Reise ließen sie Europa, d.h. in symbolischem Sinn ihr bisherige Leben, hinter sich und kamen in eine neue Welt. Diese Reise brachte sie in ein Land, das ihnen Schutz und Sicherheit, Unterkunft und Arbeit geben sollte, also in ein Land, das die Heimat ersetzen musste – vielleicht für das ganze Leben.

Laut Statistik belegten während des gesamten Operationszeitraums der IRO von 1947 bis 1951 die USA und Australien als Aufnahmeländer den ersten und zweiten Platz. Argentinien nahm 32.712 Flüchtlinge und DPs auf und belegte damit den siebten Platz (nach den USA, Australien, Kanada, Israel, Großbritannien und Frankreich).[60] Motive für die Migration können im individuellen Einzelfall unterschiedlich sein, ähneln sich aber doch im Allgemeinen. Wie schon erwähnt, werden sowohl in den mündlichen Interviews als auch in den schriftlichen Erinnerungen als Grund für das Verlassen Europas die Angst vor den „Russen“ genannt sowie der Wunsch, so weit wie möglich von Europa wegzukommen. Neben dem politischen Motiv war sicherlich auch das wirtschaftliche ausschlaggebend (insbesondere für die in Deutschland befindlichen Esten), der Wunsch nämlich, das kriegszerstörte Europa zu

58 Übersetzung aus dem Estnischen von Aivar Jürgenson.

59 Okas / Okas Ainso: Memories, 57f.

60 Salomon: Refugees in the Cold War, 191.

verlassen. Einer der wichtigsten Pull-Faktoren für die Entscheidung für Argentinien war, dass das Land sich in einer relativ guten wirtschaftlichen Lage befand, zumindest im Vergleich zu anderen südamerikanischen Ländern, sowie der kulturelle Aspekt: Es wurde betont, dass Argentinien kulturell Europa nahestand. Manche der estnischen DPs wollen schon in den Lagern propagandistische Broschüren über Argentinien gelesen haben, die das Land als Zukunftsland schilderten.

Diese Wahrnehmung Argentiniens war nach dem Zweiten Weltkrieg recht weit verbreitet. Für Emigranten aus dem zerstörten Europa war das Land sehr attraktiv. Bis zum Ende der 1940er Jahre erlebte Argentinien einen wirtschaftlichen Aufstieg, der vergleichbar mit dem von Kanada, Australien oder dem Mittleren Westen der USA war. Für viele Europäer war Argentinien eine Traumdestination, sehr reich und voller natürlicher und wirtschaftlicher Ressourcen.[61]

61 Schneider: Futures Lost, 62, 94. Die wirtschaftlich erfolgreiche Nachkriegszeit hielt in Argentinien nicht lange an. Ab Anfang der 1950er Jahre litt das Land unter einer wirtschaftlichen Krise, seit Mitte der 1950 Jahren wurde die politische Lage im Land instabil. Der amtierende Staatspräsident Juan Peron wurde 1955 vom Militär gestürzt; vgl. z.B.: Scobie: Argentina, 223; Schneider: Futures Lost, 48-51; Schönwald, Matthias: Deutschland und Argentinien nach dem Zweiten Weltkrieg, 68-71. Die meisten der mehreren Hundert Esten in Argentinien wanderten in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre und in den 1960er Jahren weiter, hauptsächlich in die USA, viele auch zurück nach Europa. Heute leben in Argentinien rund 50 Estnischsprachige, die meisten von ihnen in Buenos Aires, einige auch im am Fuß der Anden gelegenen Bariloche. Wegen der kleinen Größe der Gruppe sind die Assimilationsprzesse stark: Die Kinder der estnischen ehemaligen DPs/Flüchtlinge können Estnisch, benutzen es aber selten, weil die Ehepartner Nicht-Esten sind. Die dritte Generation spricht kein Estnisch mehr und bezeichnet sich als Argentinier.

Zusammenfassung

Ein wichtiger Aspekt in den mündlichen Erzählungen und schriftlichen Memoiren der ehemaligen estnischen DPs über das Lagerleben ist der vielfach erlebte Mangel an Stabilität. Die wichtigsten Stichworte zur Charakterisierung des Lagerlebens sind die Trennung von der Heimat und/oder der Familie, aber auch die Separierung von der Gesellschaft des Aufnahmelandes, der Mangel an Privatsphäre, Überbelegung, der begrenzte Bewegungsspielraum. Daraus resultierten häufig Gefühle von Frustration und Angst sowie (depressive) Stimmungsschwankungen. Einerseits kann eine solche Situation zu Hoffnungslosigkeit und Alkoholismus führen, andererseits bewirkt diese Gefühlslage aber auch gesteigertes Interesse der Menschen an Fragen ihrer Identität. Letzteres findet seinen Ausdruck im Narrativ von der *verlorenen Heimat*. Der gewaltsame Raub der geographischen und historisch-kulturellen Dimension ihrer Heimat zwang die estnischen DPs dazu, wenigstens an der sozialen Dimension von Heimat festzuhalten. Dies bewirkte eine Vielzahl von Aktivitäten estnischer DPs im kulturellen Bereich, mit denen die Erinnerung an das ehemals freie Estland aufrechterhalten werden sollte, Aktivitäten, die auch in den Aufnahmeländern des *Resettlement* fortgeführt wurden – auch in Argentinien.

Literatur

Andræ, Carl Göran Rootsi ja suur põgenemine Eestist 1943-1944 [Schweden und die große Flucht aus Estland 1943-1944]. Tallinn 2005.

Äro, Johannes: Suur pagu 1944. Lehekülgi "Eesti Kroonikast" I [Die grosse Flucht 1944]. In: Rahvuslik Kontakt [Nationaler Kontakt] 3-4 (1994), 47-51.

Assmann, Aleida: Wie wahr sind unsere Erinnerungen? In: Welzer, Harald; Markowitsch, Hans. J. (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Stuttgart 2006, 95-110.

Bönisch-Brednich, Brigitta: Auswandern: Destination Neuseeland. Eine ethnographische Migrationsstudie. Berlin 2002

Brun, Catherine: Reterritorializing the Relationship between People and Place in Refugee Studies. In: Geografiska Annaler 83 B/1 (2001), 15-21.

Cohon, J. Donald: Psychological Adaptation and Dysfunction among Refugees. In: International Migration Review 15 1/2 (1981), 255-275.

Eelmäe, Urmas (hg): Põgenemine kodumaalt 1943-1944 [Die Flucht aus der Heimat 1943-1944]. Harjumaa Uurimusi [Harjumaa-Forschungen] 7. Keila 2005.

Goeze, Dorothee M.: Alltag estnischer DPs in Deutschland. Die Sammlung Hintzer im Herder-Institut Marburg. In: Pletzing, Christian / Pletzing, Marianne (Hg.): Displaced Persons. Flüchtlinge aus den Baltischen Staaten, München 2007 (Colloquia Baltica, 12), 29-61.

Grabbi, Hellar: Suur põgenemine: märkmeid, mõtteid, mälestusi [Die große Flucht: Bemerkungen, Gedanken, Erinnerungen]. In: Looming [Schaffung] 9 (2004), 1369-1382.

Greverus, Ina-Maria: Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen. Frankfurt am Main 1972.

Hallik, Terje / Kukk, Kersti / Laidla, Janet / Reinvelt, Riina (Hg.): Eestlaste põgenemine Läände Teise maailmasõja ajal: artiklid ja elulood [Die Flucht der Esten nach Westen während des Zweiten Weltkrieges: Beiträge und Lebensgeschichten]. Tartu 2009.

Holborn, Louise. W.: The International Refugees Organization: A Specialized Agency of the United Nations. It's History and Work 1946-1952. London/New York, 1956.

Horm, Arvo: Suur põgenemine. Tammine rahvas II [Die große Flucht. Das eicherne Volk II]. Stockholm 1965.

Jacobmeyer, Wolfgang: Vom Zwangsarbeit zum Heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945-1951. Göttingen 1985.

Jürgenson, Aivar: Siberiga seotud: Eestlased teisel pool Uuraleid [Mit Sibirien verbunden]. Tallinn, 2006.

Ders.: Siberi eestlaste territoriaalsus ja identiteet. [Die Territorialität und Identität der Esten in Sibirien.] Tallinn Pedagogigacal University Dissertations on Humanities Nr 7. 2002 Tallinn.

Jürjo, Indrek: Pagulus ja Nõukogude Eesti. Vaateid KGB, EKP ja VEKSA arhiividokumentide põhjal. [Exil und Sowjetestland. Forschungen zu den Archivdokumenten des KGB, der EKP [Kommunistische Partei Estlands] und des VEKSA [Verein für die Entwicklung von Kulturkontakten mit den Esten in Ausland.]]. Tallinn 1996.

Jõgi, Manivalde: Lümanda ja Kihelkonna valla paadipõgenikud 1944. aastal [Die Bootsflüchtlinge aus den Kreisen Lümanda und Kihelkonna im Jahre 1944.]. In: Saaremaa muuseum. Kaheaastaraamat 1999-2000 [Zweijahresbuch des Saaremaa Museums 1999-2000]. Kuressaare 2001.

Kirss, Tiina (Hg.): Rändlindude pesad [Die Nester der Zugvögel.]. Tartu 2006.

Dies.: Eessõna [Vorwort]. In: Dies., Rändlindude pesad [Die Nester der Zugvögel.]. Tartu 2006.

Dies.: Põgenemisteekonnad ja põgenemislood [Fluchtwege und Fluchtgeschichten]. In: Dies.: Rändlindude pesad [Die Nester der Zugvögel]. Tartu 2006, 617- 624.

Kool, Ferdinand: DP Kroonika. Eesti pagulased Saksamaal 1944-1951 [DP-Chronik. Die estnischen DPs in Deutschland 1944-1951]. Lakewood, New Jersey, 1999.

Kumer-Haukanõmm, Kaja: Teisest maailmasõjast tingitud Balti pagulaste problemaatika aastatel 1945-1952 Eesti pagulaste näitel [Die vom Zweiten

Weltkrieg verursachte Problematik der baltischen Flüchtlinge am Beispiel der estnischen Flüchtlinge] Tartu 2012.

Dies.:. Eesti põgenikud Taanis 1945-1952 ja nende edasine saatus.[Die estnischen Flüchtlinge in Dänemark 1945-1952 und ihr weiteres Schicksal]. Eesti Ajalooarhiivi toimetised [Die Beiträge des Archivs der Geschichte Estlands] hrsg von Tõnu, Tannberg. Tartu 2012, 472-514.

Laar, Mart 2009. Eesti sõdur II maailmasõjas [Der estnische Soldat im II. Weltkrieg]. Tallinn 2009.

Liiv, Ellen: Ürgmets ja koolibri [Urwald und Kolibri]. Toronto 1959

Liiv, Ellen: Põhjast lõunasse. Mälestusi ja kommentaare [Vom Norden nach Süden. Erinnerungen und Kommentare]. Stockholm 1992.

Loorits, Oskar: Pagulaskodude kasvatusmuresid [Erziehungschwierigkeiten im Zuhause der Flüchtlinge]. Vadstena 1953.

Mettus, Voldemar: Soovimata külalised. Pagulaspõlve mälestusi Saksast ja Taanist [Unerwünschte Gäste. Erinnerungen an die Flüchtlingszeit in Deutschland und Dänemark]. Lund 1971.

Mettus, Voldemar: Mask ja nägu. Mälupilte kahest okupatsioonist [Maske und Gesicht. Erinnerungen an zwei Okkupationen]. Lund 1969.

Nuscheler, Franz: Flucht und Vertreibung – Historische Einordnung und Forschungsstand, statistische Grundlagen und terminologische Probleme. In: Schulze, Rainer / Brelie-Lewien, Doris von der / Grebing, Helga (Hg.): Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte. Hildesheim 1987, 6-23.

o.A.: Eesti saatusaastad 1945-1960 [Estnische Schicksalsjahre 1945-1960]. Bd. I-IV. Stockholm 1963-1966.

Okas, Ilse Benita / Okas Ainso, Sirje: Memories – A Family`s Journey. New York 2006.

Oltmer, Jochen: Globale Migration. Geschichte und Gegenwart. München 2012.

Papp, David: Põgenemine Läände [Flucht nach Westen]. In: Saaremaa muuseum. Kaheaastaraamat 1999-2000 [Zweijahrenbuch des Saaremaa-Museums 1999-2000]. Kuressaare 2001, 280-321.

Pletzing, Christian / Pletzing, Marianne (Hg.): Displaced Persons. Flüchtlinge aus den baltischen Staaten in Deutschland. München 2007 (Colloquia Baltica, 12).

Dies.: Vorwort, in: Dies. (Hg.): Displaced Persons. Flüchtlinge aus den baltischen Staaten in Deutschland. München 2007, 9-11 (Colloquia Baltica, 12).

Rahi-Tamm, Aigi: Inimkaotused [Verlust von Menschen]. In: Salo, Vello (Hg.): Valge Raamat. Eesti rahva kaotustest okupatsioonide läbi 1940-1991 [Das Weiße Buch. Zu den Verlusten des estnischen Volkes durch die Okupationen 1940-1991]. Tallinn 2005, 35f.

Saar, Edgar: Põgenemine Rootsi 1944. aasta hilissuvel ja sügisel [Die Flucht nach Schweden im Spätsommer und Herbst 1944]. In: Tuna 3 (2004), 65-78.

Ders.: Suur põgenemine Läände [Die große Flucht nach Westen]. In: Lee 11 (2005), 47-64.

Salomon, Kim: Refugees in the Cold War. Towards a New International Refugees Regime in the Early Postwar Era. Lund 1991.

Schneider, Arnd: Futures Lost: Nostalgia and Identity among Italian Immigrants in Argentina. Oxford u.a. 2000.

Schröder, Stefan: Nachbarschaft und Konflikt. Die DPs und die Deutschen, in: Pletzing, Christian / Pletzing, Marianne (Hg.): Displaced Persons. Flüchtlinge aus den baltischen Staaten in Deutschland. München 2007 (Colloquia Baltica, 12), 63-83.

Schönwald, Matthias: Deutschland und Argentinien nach dem Zweiten Weltkrieg: politische und wirtschaftliche Beziehungen und deutsche Auswanderung 1945-55. Paderborn u.a. 1998.

Scobie, James R.: Argentina. A City and a Nation. New York/London/Toronto 1971.

Siegel, Daniel J.: Entwicklungspsychologische, interpersonelle und neurobiologische Dimensionen des Gedächtnisses. Ein Überblick. In: Welzer, Harald / Markowitsch, Hans. J. (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Stuttgart, 2006, 41.

Stöver, Bernd: Der Kalte Krieg. Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947-1991. München 2007.

Tegeler, Tillmann: Esten, Letten und Litauer in Nachkriegsdeutschland. Von rechtslosen Flüchtlingen zu heimatlosen Ausländer, in: Pletzing, Christian / Pletzing, Marianne (Hg.): Displaced Persons. Flüchtlinge aus den baltischen Staaten in Deutschland. München 2007 (Colloquia Baltica, 12), 13-27.

Vaigur, A.: Suur seiklus [Großes Abenteuer]. In: Marley, Roman H. (Hg.): Õigus ja tõde [Recht und Wahrheit]. Kanada 1987.

Weig, W.: Migration und seelische Gesundheit. In: IMIS-Beiträge 8 (1998), 31-44.

Wyman, Mark: DPs. Europe's Displaced Persons, 1945-1951. Ithaca / London 1998.

Gintarė Malinauskaitė

Filming Own Memory: Jonas Mekas and His Double Displacement

On first sight, Jonas Mekas (born 1922), seems as a prototypical DP. In 1944, he emigrated from Lithuania. On his escape way, his train was stopped and he along with his brother Adolfas Mekas was imprisoned for eight months in a labor camp in Elmshorn, near Hamburg. During the postwar years, between 1945 and 1949, he was one of the thousands Eastern Europeans, who as displaced persons were held in camps – in his case in Wiesbaden and Kassel. In 1949, he immigrated to the USA. Several weeks after his arrival he bought a camera and started to record his new experience, the one of a displaced man. At this moment, he started a path which was different to that chosen by other exiles. He recorded almost every moment of his new life, turning himself into a film diarist and the leading figure in the American avant-garde cinema. He became part of New American Cinema and collaborated with such artists as Andy Warhol, Yoko Ono, John Lennon or Salvador Dali. Paul Arthur, a leading observer and participant in America's avant-garde cinema, notices that Mekas at that time assumed a wide range of voices and roles for himself, namely, "proselytizer, organizer, producer, publisher, documentarist, polemicist, friend and enemy, potentate and madman."[1]

In this paper, I examine his DP and immigrant experiences, his positioning within the Lithuanian exile community and his memories of a displaced person through the analysis of his film *Lost, Lost, Lost* (1976). My focus, in contrast to other articles who analyzed this film, lies not only in the configu-

1 Arthur: A Line of Sight, 3.

ration of his immigrant identity but as well in his relationship with the Lithuanian exile, different exilic strategies of adaptation and diverse ways of memorializing the past. In this paper, I argue that Jonas Mekas experienced double displacement. The first one was a forced displacement, when he had to leave his homeland, the second one was a voluntary displacement, namely, leaving the Lithuanian exile community in the USA and submerging in the American avant-garde culture. However, this displacement was mutual, as the Lithuanian exile community, in the postwar years, has not acknowledged the cinematic career of Jonas Mekas, quite often he was seen as a betrayer or not as the "brother of the same destiny."[2] Lithuanian historian Egidijus Aleksandravičius in his essay on Mekas notices there is a certain correlation between his exit and his choice of artistic expression in the field of avant-gardism.[3] Aleksandravičius claims that exile and avant-gardism are interrelated by the fact that both of them represent voluntary or forced exit from tradition, be it tradition of art or tradition of natural inherent space, namely, isolation from homeland.[4]

In the first section, I will discuss Mekas's life as a displaced person in various DP camps and his search for an artistic way, often rebelling against the daily routines of the DP life. Secondly, I will approach Mekas as a filmmaker and will elaborate on his way of recording and editing memories through camera lens. Thirdly, his film *Lost, Lost, Lost*, which documents his separation from the exile community and his birth as an artist will be explored. It will be revealed how filmmaking can become a way or, even therapy, for searching and recovering memories of war and displacement. Afterwards, I will discuss more profoundly the Lithuanian exile community and its relationships with Jonas Mekas, namely, mutual alienation. I will argue, as above-mentioned,

2 Rastenis: Jonas Mekas, 89.

3 Aleksandravičius: Praeitis, istorija ir istorikai [Past, History and Historians], 249.

4 Aleksandravičius: Praeitis, istorija ir istorikai [Past, History and Historians], 249.

that Jonas Mekas has experienced double displacement, firstly in DP camps in Germany, and secondly as a differently thinking and remembering Lithuanian in the United States, who has chosen to emancipate himself from war memories and decided to create his new life based on new memories in a new country.

1. Jonas Mekas as Displaced Person in Germany: In Search of Artistic Expression in a Time of Displacement

During the NS occupation of Lithuania, Mekas worked for an anti-Nazi underground newspaper. This resistance work forced him to escape Lithuania; otherwise he would have been arrested by the NS regime. Therefore, he and his brother Adolfas decided to leave Lithuania. In order to board the train for Austria, they used forged documents. In Vienna, they planned to study at the university. However, their train was joined to another which carried Russian and Polish prisoners to a labor camp near Hamburg. Thus they were stopped in Germany and brought to a forced labor camp in Elmshorn, a suburb of Hamburg. In 1945 they tried to escape to Denmark but their escape failed, and they had to hide on a farm for several months near Flensburg. After the war, they lived in various DP camps including Wiesbaden and Kassel. In 1946 Mekas entered the University of Mainz where for two years he studied philosophy.

In the DP camps Mekas was able to watch movies and was impressed by German postwar neorealism and films made by Käutner, Baky, Liebeneiner and others.[5] During this time, he continued writing and edited the camp

5 James: Introduction, 5. These films rejected the style of the National Socialist propaganda and adopted "the expressionistic style of the Weimar Republic [...] as well as elements that recall Italian neorealism." They exposed "distorted camera angles,

newspaper and Lithuanian avant-garde literary magazine *Žvilgsniai* (*Glimpses*). He also published his first literary works and poems. In 1948 his poetry book *Semeniškių idilės* (*Idylls of Semeniškiai*) and a collection of short stories were published. In most of his literary works, loneliness was the main topic.[6] In his diaries *I Had Nowhere to Go* (1991) Jonas Mekas mentions only very briefly the daily life in DP camps: the schools, various organizations, the Church etc. He also does not mention UNRRA, and IRO he remembers only several times. In his diaries DP life is presented only as glimpses of memory.[7] However, he writes much more about the literary circle he had created with his friends. Their group was called *žvilgsnininkai* and they all had met for the first time in Wiesbaden. Their main goal was to reach artistic freedom and to reveal the individuality of the writer.[8] Thus they were against cultural ghettoization and were open to the world and its diversity.[9] This group was seen as some kind of "rebels", they not only marked a birth of new generation in Lithuanian literature[10] but also had developed very different forms of

strongly outlined silhouettes, diagonal lines, and heavy shadows" (Kaes: From Hitler to Heimat, 12). The first feature film created in the American zone, that belonged to this cinematic tradition, was *Und über uns der Himmel* (And the sky above us, 1947) directed by Josef von Baky. It depicted soldier's transformation from a life filled with poverty and hunger to "a moral and ethical existence" (ibid.). It captured the images of the destroyed postwar landscape, and searched for "a new humanity" (ibid.). Similarly, Helmut Käutner's film *In jenen Tagen* (In those days, 1947) discussed the issues of collective guilt and asked existential question "What is a human being?"

6 Kuizinienė: Po ekspresyvios dinamikos ženklu [Under the Sign of Expressive Dynamic], 8, 16f.

7 See also: Alšauskaitė: Egzilio patirtys [Exile Experiences].

8 Kuizinienė: Po ekspresyvios dinamikos ženklu [Under the Sign of Expressive Dynamic], 8.

9 Kuizinienė: Po ekspresyvios dinamikos ženklu [Under the Sign of Expressive Dynamic], 8.

10 Kuizinienė: Po ekspresyvios dinamikos ženklu [Under the Sign of Expressive Dynamic], 10.

presenting their literary work. Former DP and later famous linguist Antanas Klimas, who several years after the war also emigrated to the United States, noticed: "Apparently, Jonas Mekas, his brother Adolfas and their 'crew' were some sort of 'rebels', early hippies of those days. I read somewhere that Jonas Mekas, when reading his poetry in one of the D.P. camps, used to shock the people by appearing [...] barefoot on the stage. Just to tease the stuffed shirts, and other conservative people."[11]

Thus they tried to go against the conventions in both literature and daily life in DP camps. Therefore, it is not surprising that after his arrival to the United States in 1948, already on his third evening, in contrast to other Lithuanian immigrants, he did not close completely himself in a community life, but attended a cinema screening of *The Cabinet of Dr. Caligari* and *The Fall of the House of Usher*.[12] After the work in factories, he and his brother attended evening screenings at the Museum of Modern Art, bought a Bolex camera and spent all their earnings from the factory work for their own film to document DP communities in New York.[13]

2. Jonas Mekas and His Work: Film as a Diary of Memory

Renowned pop art artist Andy Warhol noticed that the entire film project of Mekas should be perceived as an attempt to "shout" about his own experiences and those of other displaced persons of war and oppression.[14] Mekas's films are usually defined both as Letter and Diary Films.[15] These films do not

11 Klimas: Jonas Mekas.
12 James, Introduction, 5.
13 James, Introduction, 5.
14 Warhol / Hackett: POPism, 49.
15 Naficy: An Accented Cinema, 141.

require “epistolary media, epistolary production and reception.“[16] They have autobiographical nature and postcard structure. Mekas usually says that he is only filming and editing his daily life activities, therefore, he does not like to be called a filmmaker, and instead he defines himself as “filmer“. He claims that in reality all his film work is simply one long film which still continues, he says he does not make films but rather he simply films. According to Mekas, he is also not a film director because he directs nothing – he just keeps filming.[17] His home has been turned to a place of his personal film archive, or actually to the archive of his saved memories.

Filming gives Mekas a chance to share his feelings of loss and longing, his memories of places, senses and people. Usually in his films there is no strong plot, but as Hamid Naficy, scholar of cultural studies of diaspora, exile, and postcolonial cinemas, states “they have an evolutionary trajectory that parallels his own life journey as a poet in exile.“[18] His films usually have no clear ending as the exile itself is a journey without end.[19] Filming becomes his way of dealing with his own past and shows his choices and identity struggle of transforming from a man without a place who lost his home into a person with a new home and new memories. Filming gives him the ability to create a narrative to his life experience. Film scholar David James claims that for Mekas “the independent cinema became the vehicle of his psychic, artistic, social, and professional lives, it enabled him to integrate them all, assuage his alienation, and eventually find a second homeland.“[20]

Another important feature of Mekas’s films is editing, which creates a structure to his diary films. He turns his reels to films usually after several years, and during that process Mekas loads the films with the voice-over and

16 Naficy: An Accented Cinema, 141.
17 Yue: Jonas Mekas.
18 Naficy: An Accented Cinema, 145.
19 Naficy: An Accented Cinema, 145.
20 James: Allegories of Cinema, 100.

texts that emerge from his today's perspective. In this manner, his voice-over becomes not only reflexive and retrospective – his films have double temporality.[21] In his films are present the time dimension of filming and the following time span of editing, which "transforms the present of the shooting into the past of the remembering."[22] Through editing Mekas performs his memory work. In case of the film *Lost, Lost, Lost* which was shot between 1949 and 1963 and documents his first filming experience, it was edited only in 1976, when he was already famous within the circle of the New American Cinema. This might be explained by the fact that these footages contained painful memories with which he could not deal straightaway; he needed time to deal with his loss. In the meantime he edited many other films and also visited Lithuania – from this visit the film *Reminiscences of a Journey to Lithuania* was born (1971-1972). Only after this visit, Mekas reviewed his first footages of the film *Lost, Lost, Lost*, developed their structure and finally created its narrative told through his voice-over.

3. Lost, Lost, Lost: Experience of Displacement and Home Finding

> "The period I am dealing with in these six reels was a period of desperation, of attempts to desperately grow roots into the new ground, to create new memories. In these six painful reels I tried to indicate how it feels to be in exile, how I felt in those years. These reels carry the title Lost, Lost, Lost, the title of a film myself and my brother wanted to make in 1949, and it indicates the mood we were in, in those years. It describes the mood of a Displaced Person who hasn't yet forgotten the native country but hasn't gained a new

21 Cuevas: Immigrant Experience in Jonas Mekas's Diary Films, 57.

22 Cuevas: Immigrant Experience in Jonas Mekas's Diary Films, 57.

> one. The sixth reel is a transitional reel where we begin to see some relaxation, where I begin to find moments of happiness. New life begins.“[23]

This is how Jonas Mekas himself presents his movie *Lost, Lost, Lost*, made of six reels, which could be divided into three parts. The first part of the film deals with the Lithuanian exile community and the everyday life of many displaced persons in New York. He attends Lithuanian cultural events, picnics, the church, weddings, gatherings at home, and documents community meetings. Mostly he films in Williamsburg/Brooklyn. In the beginning, he is a part of the Lithuanian exile community and serves as a certain chronicler and diarist of the life in exile, trying to tell the stories as he says “of a man who never wanted to leave his homeland“[24], “a man who was thrown out into the world.“[25] This part of the movie is also marked by a very strong feeling of displacement visualized through the walking and street metaphoric. In the film he says: “I walked my heart crying from loneliness. I am trying to remember.“[26] He constantly films his walking during the nights through Manhattan, the streets present his feelings of profound loneliness and displacement (see fig.1). Thus streets become “the essential ground for representability of Mekas's struggle“ after his arrival to America.[27] According to Spanish film scholar Efrén Cuevas, these streets in the first reels “lack any direction, becoming more a place where people may stay or pass through but where no one establishes a home.“[28] Thus the streets in *Lost, Lost, Lost* remind us of his life as a displaced person and symbolize his loneliness and displacement.

23 Mekas: About *Lost, Lost, Lost*.

24 Mekas: *Lost, Lost, Lost*, minute 0:52-58.

25 Mekas: *Lost, Lost, Lost*, minute 1:18-23.

26 Mekas: *Lost, Lost, Lost*, minute 6:48-50.

27 Cuevas: Immigrant Experience in Jonas Mekas's Diary Films, 61.

28 Cuevas: Immigrant Experience in Jonas Mekas's Diary Films, 61.



Figure 1. Jonas Mekas and the street metaphoric.
(Source: Mekas, Jonas: Lost, Lost, Lost, 1976)

In the second section of the film, Mekas decides to leave Brooklyn and moves with his brother to Manhattan. His over-voice comments:

> "I have been turning on one spot around my memories, I began to feel that if anything can be done for Lithuania, it can be done only by the people who lived there, the only way I can be useful to Lithuania is by building myself from scratch, from the beginning and then giving myself back to it."[29]

In this part, he focuses on New York's life and film culture (see fig.2). New York is presented not only through the streets but also through nature, parks, new friendships and changing seasons. He states: "I don't want to look back,

29 Mekas: *Lost, Lost, Lost*, minute 52:45-53:37.

not yet, or not anymore.“[30] In this part not only people but also nature becomes a protagonist of the movie. Nature is also a symbol of his hometown, which he tries to recreate in New York through his long walks in the parks and also through his countryside visits that are documented in his reels. Natural objects in his film like trees, leaves and snow serve as a way of remembering his own homeland and relocating himself to his childhood memories. In this part, he begins to delineate himself from the Lithuanian community, namely, by building himself from scratch and "moving away into a new exile“.[31] This relocation of identity embodied more a symbolic than a physical distance, as he understood that it was impossible to return to his homeland and that all political fight for independence carried by the Lithuanian exile community was unsuccessful. He holds distance from these political aspirations:

> "I was there with my camera. I recorded it. […] There you were. The only thing that mattered to you was the independence of your country. […]Yes, I was there and I recorded it for others, for the history for those, who do not know the pain of the exile.“[32]

30 Mekas: *Lost, Lost, Lost*, 104:02-11.

31 Cuevas: Immigrant Experience in Jonas Mekas's Diary Films, 62.

32 Mekas, *Lost, Lost, Lost*, minute 47:37-48-37.



Figure 2. Jonas Mekas and his New York life: filmmaking and trips.
(Source: Mekas, Jonas: Lost, Lost, Lost, 1976)

In the third part, as Mekas becomes part of the New York artistic life, his mood and filming style changes. He becomes integrated in the United States. The voice-over in the film *Lost, Lost, Lost* says: "Since no place was really his, no place was really his home, he had this habit of attaching himself immediately to any place."[33] He also creates new memories of this new place. During the last scene in the film Mekas visits a beach in Stony Brook (see fig.3), where he was ten years ago with the Lithuanian immigrants. While filming he understands that he had been there before and he realizes that he has memories again – this time memories of this place in New York: "Again I have memories [...] I have a memory of this place [...] I have been here before [...] I have

33 Mekas: *Lost, Lost, Lost*, minute 162:37-52.

really been here before. I have seen this water before. Yes, I have walked upon this beach, these pebbles.“[34]



Figure 3. Jonas Mekas at Stony Brook.
(Source: Mekas, Jonas: Lost, Lost, Lost, 1976)

Mekas is not a displaced person without memories anymore. His recovery was materialized through his filmmaking activities. Diary filmmaking became his therapy dealing with his loss and it was also his way of capturing and not loosing new memories: "I have lost too much. So now I have these bits I have passed through.“[35] These memories could be seen as a symbol of his new identity in America, a country, where he managed to create a new life. This new

34 Mekas: *Lost, Lost, Lost*, minute 164: 34-165:14.
35 Mekas: *Lost, Lost, Lost*, minute 110:21-39.

experience gives him "a sense of recovery and hope."[36] Thus this film represents the portrait of Mekas's immigrant experience. It depicts his entire immigrant journey: from a lonely displaced person originating from a small occupied country which he has lost, to an active avant-garde cinema activist, finding the second homeland. This other homeland should be understood not solely in physical terms, namely America, but foremost should be seen as a symbolic one expressed through his experiences in filmmaking. However, this immigrant journey was also marked by the second displacement. Mekas, with his cosmopolitan identity and filmmaking career, was seen as "the brother blackbird," i.e. outsider, by the Lithuanian émigré community. Even though he did not refuse his past and homeland, however, his activism in the American avant-garde cinema and his inactive political stance, in comparison with the most members of the Lithuanian community in America, was seen as a betrayal.[37]

4. Jonas Mekas and the Lithuanian Exile in the USA: "The Brother Blackbird"

In his film *Lost, Lost, Lost* he states while leaving the Lithuanian exile community "this was our last time together, I feel I was falling to one thousand pieces, next day I left Brooklyn and moved to Manhattan."[38] Thus leaving the community for him also symbolized leaving his past behind. As he stated later in an interview, he left the community in 1953 because most of the people were obsessed with the past, they did not move forward, all they remembered was the good times in Lithuania.[39] Namely, they identified themselves solely

36 Cuevas: Immigrant Experience in Jonas Mekas's Diary Films, 68.

37 Rastenis: Jonas Mekas, 89

38 Mekas, *Lost, Lost, Lost*, minute 56:30-48.

39 Landsbergis: Lietuvoje dabar Skaistykla [Lithuania is now a Purgatory], 25.

with the Lithuanian culture, history and religion, and only fought for continuity of the Lithuanian state that existed before occupations, exile, and genocide. Lithuanian social anthropologist Vytis Čiubrinskas notices their image of the homeland was constructed from a refugee's perspective, they saw themselves as victims and missionaries, which had to help to regain the nation and retain its culture.[40] Their experience in the DP Camps became also "a resource of social memory for the later generations"[41] and they became "the firmest bearers of Lithuanian nationalism in the whole Lithuanian diaspora."[42] Thus the film *Lost, Lost, Lost* reveals Mekas's decreasing national and ethnic identification with Lithuania and the Lithuanian community in the USA and shows his increasing identification with American culture and the avant-garde world.[43]

However, as the example of Jonas Mekas reveals, Lithuanian exile in the USA has never been a monolithic body and different ideological streams were present. Usually, there could be distinguished two groups within the émigré community, namely, the Catholic or conservative, described above, and the liberal one.[44] Lithuanian philosopher in exile Vytautas Kavolis defined these tensions in terms of liberation and identification.[45] Liberation meant "emancipation of individual subjectivity from the constraints of religious tradition" and also emancipation from the past memories. As Kavolis writes "modernity

40 Čiubrinskas: Transatlantic Migration, 90.

41 Čiubrinskas: Transnational Lithuanian Identity.

42 Čiubrinskas: Transnational Lithuanian Identity.

43 Naficy: An Accented Cinema, 146.

44 Dapkutė / Bučinskytė: Lietuvių išeivijos katalikų ir liberalų ideologinų srovių archyvinis paveldas [The Archival Foundation of Lithuanian Emigration Catholic and Liberal Ideological Movements], 23.

45 Kavolis used these terms to refer to Lithuanian émigré literature. However, these divisions were visible in all spheres of the exile life in the USA.

means that one is always leaving that which one loves."[46] Jonas Mekas very well presents this case of emancipation.

The cinematic works of Mekas remained usually unnoticed by the Lithuanian exile community. Among Lithuanian émigrés he was known more as a poet than a filmmaker. It is important to notice that the figure of poet had symbolic and historic meaning in the exile culture. Most of the exiled poets in their poetry confronted history and were seen as the heralds of the independence. After the collapse of the Soviet Union, they were welcomed in Lithuania by adoring crowds of people and were met as national heroes. In 1969 Lithuanian journalist Vincas Rastenis in liberal newspaper *Akiračiai* calls Jonas Mekas "the brother blackbird."[47] Blackbird refers to Mekas as to an outcast of the Lithuanian community who flew away from its life. The journalist observed that Mekas, who had made the same experience as most of the displaced persons, and whose works are unknown today within Lithuanian émigré community, is more famous among Americans than among Lithuanian Americans.[48] According to Rastenis, the Lithuanian exile did not even try to get acquainted with Mekas's figure, because it was their aim to "[...] avoid to disturb their routine peace."[49] This feeling of alienation was a mutual one. Mekas himself also intended to keep the distance. During the editing process of *Lost, Lost, Lost* he portrayed the Lithuanian exile community as the past that needed to be overcome. He wants to leave the exile community in the past and alienate from it. Mekas states in the film that he does all these things just because of his duty to document the exiles' lives, but all he wants is actually to escape from them because they have nothing in common. The exiles annoyed him, but for long time he simply had no courage to escape them.

46 Kavolis: The Radical Project.
47 Rastenis: Jonas Mekas, 88-90.
48 Rastenis: Jonas Mekas, 88.
49 Rastenis: Jonas Mekas, 90.

Thus the case of Jonas Mekas, who had the same traumatic background as many of the Lithuanian DPs, presents the best example of a different individualistic approach to the Lithuanian past. He has chosen a more cosmopolitan access, leaving the past behind and submerging in the American avant-garde culture – in contrast to the conservative part of the Lithuanian exile, which solely focused on the nationalistic memory and vision of the future. After Lithuanian independence was renewed, Mekas created as well movies dealing with the history of occupation and liberation.[50] However, he never came back to Lithuania to live there, as he says now all his roots are in America. Thus leaving New York would be for him again an experience of displacement.[51]

Post Scriptum

October 2013, Jonas Mekas hosts an evening in the Literature House in Berlin where he reads, in Lithuanian, his poetry, for the first time translated into German language. Through his poetry we experience his own childhood and youth memories in Lithuania, his life before displacement. His poetry, in contrast to his avant-garde films, has an archaic form; we see the Lithuanian landscape and hear his longing for the lost homeland. The places and people he describes, his village and his mother, do not exist anymore. At the end of the evening, he chooses to read his poetic letter *Requiem for the XXI Century*, written in 2000. His son, who accompanies him around the world, sits in the front line. At the moment when he reads the lines "did you see the picture of the mother carrying a child, in Sarajevo, or was it in some other bloody place" he starts to cry, the evening finishes in silence, the tears of the 91 year old

50 See for example *Lithuania and the Collapse of the USSR* (2008), 4hours 50 minutes.

51 Rubinaitė: Jonas Mekas.

Mekas leaves the audience and the organizers of the evening in uncertainty. No other words are spoken.

One can just imagine what memories could have passed through his mind. Firstly, he reads his poetry in a country where he experienced displacement. Secondly, remembrance of his mother follows him through all his life, he filmed her in the documentary film *Reminiscences of a Journey to Lithuania*, and he depicted her many times in his poetry. Does that woman carrying a child in some bloody place symbolize his mother? The combination of traumatic space, words embodying close people, and his son sitting in front of him and listening to the poetry of the father's inner world, could have been the reasons for his (un)expected tears. His tears have demonstrated that one can never overcome a forced displacement; there will be always moments, memory flashbacks. A sudden recollection of the past will occur as a rush of feelings, emotions and sensations associated with the traumatic event. That evening his camera, which has become his therapeutical tool of dealing with his past, was not present.

Bibliography

Alšauskaitė, Aušra: Egzilio patirtys Jono Meko kūryboje [Exile Experiences Through the Lens of Jonas Mekas], Master Thesis at Vytautas Magnus University (2011). http://vddb.laba.lt/fedora/get/LT-eLABa-0001:E.02~2011~D_20110617_111936-09874/DS.005.0.02.ETD (12.02.2014).

Arthur, Paul: A Line of Sight. American Avant-Garde Film since 1965. Minneapolis 2004.

Aleksandravičius, Egidijus: Praeitis, istorija ir istorikai [Past, History and Historians]. Vilnius 2000.

Cuevas, Efrén: The Immigrant Experience in Jonas Mekas's Diary Films: A Chronotopic Analysis of Lost, Lost, Lost. In: Biography 29/1 (2006), 54-72.

Čiubrinskas, Vytis: Transatlantic migration vis-à-vis politics of identity: two ways of Lithuanian-ness in the US. In: Filosofija. Sociologija, 20/2 (2009), 85-95.

Čiubrinskas, Vytis: Transnational Lithuanian identity: imagined, constructed and contested in diaspora. In: http://www.uio.no/forskning/tverrfak/culcom/nyheter/2007/pdf/Ciubrinskas-Transnational.pdf (12.02.2014).

Dapkutė, Daiva / Bučinskytė, Ilona: Lietuvių išeivijos katalikų ir liberalų ideologinių srovių archyvinis paveldas: aktualumas ir prieinamumas, [The Archival Foundation of Lithuanian Emigration Catholic and Liberal Ideological Movements: Relevance and Access]. In: Knygotyra, 50 (2008), 21-37.

James, David E.: Introduction. In: James, David E. (ed.): To Free the Cinema. Jonas Mekas & The New York Underground. Princeton 1992, 3-16.

James, David E.: Allegories of Cinema: American Film in the Sixties. Princeton 1989.

Kaes, Anton: From Hitler to Heimat: The Return of History as Film. Boston 1992.

Kavolis, Vytautas: The Radical Project in the Lithuanian Émigré Literature. In: Lituanus. Lithuanian Quarterly Journal of Arts and Sciences 34/1 (1988). http://www.lituanus.org/1988/88_1_01.htm (6.11.2015).

Klimas, Antanas: Jonas Mekas, I Had Nowhere to Go. In: Lituanus. Lithuanian Quarterly Journal of Arts and Sciences 42/3 (1996). http://www.lituanus.org/1996/96_3_05.htm (12.2.2014).

Kuizinienė, Dalia: Po ekspresyvios dinamikos ženklu (Under the Sign of Expressive Dynamic). In: Kuizinienė, Dalia (ed.): Modernioji lietuvių egzilio proza: Algirdas Landsbergis, Jonas Mekas, Adolfas Mekas, Leonas Lėtas

[Modern Lithuanian Exile Prose: Algirdas Landsbergis, Jonas Mekas, Adolfas Mekas, Leonas Lėtas]. Vilnius 2006, 7-22.

Landsbergis, Vytautas V.: Lietuvoje dabar Skaistykla. Interviu su Jonu Meku. [Lithuania is now a purgatory. Interview with Jonas Mekas]. In: Veidas 34 (1995), 24f.

Mekas, Jonas: I Had Nowhere to Go. Newfane 1991.

Mekas, Jonas: About Lost, Lost, Lost. In: Jonas Mekas Homepage. http://jonasmekas.com/dvd (12.02.2014).

Naficy, Hamid: An Accented Cinema: Exilic and Diasporic Filmmaking. Princeton 2001.

Rastenis, Vincas: Jonas Mekas: Žvilgsnis į brolį juodvarniu skraidantį [Jonas Mekas: Looking to the Brother of a Raven Flying]. In: Rastenis, Vincas: Tarp kairės ir dešinės, tarp Lietuvos ir Amerikos. Straipsnių rinkinys [Between Left and Right, Between Lithuania and America. Collected Articles]. Vilnius 2004, 88-90.

Rubinaitė, Ramunė: Jonas Mekas: Lietuvoje nebučiau išgyvenęs nei mėnesio. Interviu su Jonu Meku [I would not have survived for a month in Lithuania. Interview with Jonas Mekas] 2008. In: http://www.anglija.lt/straipsniai/tema/jonas_mekas_lietuvoje_nebuciau_isgyvenes_nei_menesio.html (12.02.2014).

Warhol, Andy; Hackett, Pat: POPism: The Warhol 60's. New York 1980.

Yue, Genevieve: Jonas Mekas. In: Senses of Cinema, http://sensesofcinema.com/2005/great-directors/mekas/ (12.02.2014).

Filmography

Mekas, Jonas: Lost, Lost, Lost (1976), 2 hours 58 minutes.

Geert Franzenburg

Dievs, svētī Latviju! - Gott segne Lettland! Die Rolle der lutherischen Tradition bei der Exilbewältigung am Beispiel Lettlands

Einleitung: Elemente der lutherischen Tradition

Luthers reformatorische Lehre von der Rechtfertigung des Menschen allein aus Gnade, seine Bibelübersetzung und die damit verbundene Befreiung von Bevormundung, seine Auffassung, dass der Mensch sowohl Christ als auch Bürger ist und sich in beiden Bereichen heimisch machen sollte sowie seine Konzentration auf Wort und Sakrament (Evangelium) hatten seit den Reformationszeiten in Lettland Auswirkungen auf das Leben der Bevölkerung.[1] Das galt auch ansatzweise nach der sowjetischen Okkupation und Sowjetisierung des Landes 1944 und der dadurch bedingten Flucht vieler Tausender Letten nach Deutschland für die hier lebenden „Displaced Persons" und „heimatlosen Ausländer". Diese Auswirkungen sollen im Folgenden exemplarisch an Beispielen aus dem Münsterland aufgezeigt und erläutert werden.

Dabei geht es im ersten Abschnitt um die Versuche der lettischen DPs, ihr livisches Erbe als kulturelle Identität zu bewahren, sowie sich für die verlorene, da sowjetisch gewordene Heimat, einzusetzen. Im zweiten Abschnitt wird das Verhältnis der Letten zu ihrer deutschen Umwelt sowohl in Lettland

1 Thomas Greif würdigt unter dem Titel „Luther stiftet Identität" die fast 500-jährige protestantische Tradition Rigas im Sonntagsblatt 01/2014 vom 05.01.2014. Hintergründe bei Aderkas und Kahle.

als auch in Deutschland untersucht, wodurch deutlich wird, wie sich in diesem Prozess der Beheimatung, d. h. des Einlebens in eine neue Umgebung,[2] identitätsstiftende Integration und politische Emanzipation entwickeln konnten. Der dritte Abschnitt schließlich befasst sich mit der Frage, wie die Gemeinschaft untereinander und auch mit deutschen Partnern nicht nur die soziale Situation der lettischen DPs zu verbessern half, sondern auch als eine Form der religiösen Verortung der Erinnerungskultur fungierte.

Die eingangs genannten zentralen Elemente der lutherischen Tradition – Rechtfertigung aus Gnade, die Zwei-Regimenten-Lehre und Evangeliumsbezug – sollen abschließend im Blick auf ihre Bedeutung für das lettische Exil und ihre Funktion zur Förderung von Beheimatung, kultureller Identität und Erinnerungskultur kritisch gewürdigt werden.

I Lutherische Tradition als Beheimatung

In diesem Abschnitt geht es um den doppelten Kampf der lettischen Displaced Persons bzw. heimatlosen Ausländer im Nachkriegsdeutschland um die verlorene und um die zumindest „virtuell“ zu findende Heimat.

Die lutherisch geprägten Letten (und Esten), die 1944 vor der Roten Armee nach Deutschland flohen, waren auch im Herzen Nachfahren der Liven und anderer Stämme, die Anfang des 13. Jahrhunderts von deutschen Eroberern unterworfen und missioniert worden waren, sodass aus Livland Marienland wurde. Seit dieser Zeit werden Lieder (Dainas) gesungen, die Gedanken und Erfahrungen aus dem menschlichen Leben, dem Jahreslauf und der My-

2 Kossert: Kalte Heimat schildert diesen Zustand im Blick auf deutsche Vertriebene.

thologie überliefern und die bis in die Gegenwart Kennzeichen lettischer kultureller Identität sind.[3]

Zugleich waren die lettischen (und anderen) DPs Opfer der sowjetischen Okkupation ihrer Heimat, die ihnen für Jahrzehnte verschlossen blieb. Somit hatten sie Trauerarbeit und Kampf in doppeltem Sinne zu leisten. Dabei halfen ihnen die aus ihrer livischen wie auch der lutherischen Tradition überlieferten Rituale – Johannisfest, Ostern und Weihnachten, Tanz und Gesang – aber auch Gottesdienste und vor allem aber die Erinnerungsgemeinschaft dabei, Trost und Orientierung zu finden.[4]

Kampf um die verlorene „livische Heimat“

Durch den Einfluss der Reformation und der Aufklärung – beide um die Förderung der einheimischen Bevölkerung bemüht – interessierten sich immer mehr Deutsche für das livische Erbe und seinen Reichtum und gaben Sammlungen von Volksliedern (Dainas) heraus; dabei ragte vor allem das Sammlungswerk des Letten Christians Barons hervor. Die Dainas bestimmen nicht nur die seit 1873 regelmäßig weltweit gefeierten Liederfeste der Letten, sondern jede Form von Zusammenkunft.[5] Diese Verknüpfung von Volksdichtung und Elementen der lutherischen Tradition lässt sich zudem exemplarisch aufzeigen an der nach dem Muster des estnischen Kalevipoeg und seiner finnischen Vorlage entstandenen Lačplesis-Sage, die im späten 19. Jahrhundert, der Zeit des aufkommenden lettischen Nationalismus, von Andrejs

3 Mit der Bedeutung der Dainas für die lettische Identität befasste sich vor allem Knoll: Die Bedeutung der Dainas.

4 Auf die Bedeutung der lutherischen Tradition im lettischen Exil verweist z. B. Rozitis: Geschichte und Aufbau der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands im Exil, 75-77.

5 Knoll: Die Bedeutung der Dainas, 107-111.

Pumpurs nach der Materialsammlung von Auseklis verfasst wurde und seitdem Kultstatus genoss (abgebildet auf dem Sockel der Freiheitsstatue in Riga).

Der Kampf des Helden gegen die deutschen Okkupatoren blieb zwar letztlich erfolglos, das Epos aber wurde im frühen 20. Jh. zum Schulklassiker, seine theatralische Umsetzung durch den Volksdichter Rainis zum Bühnenklassiker. Während der sowjetischen Okkupation erlebte es eine Renaissance und wurde durch den Roman des im schwedischen Exil wirkenden Schrifttellers Dzinars Sodums auch für das Exil bestimmend, wo Lačplesis allerdings nur mit dem Drachen der Bürokratie ringt. Die Unabhängigkeitsbewegung Ende der 1980er Jahre feierte das Epos in Form einer Rockoper von Māra Zālite, die am 23. August 1988, dem 49. Jahrestag des Hitler-Stalin-Paktes, uraufgeführt wurde. 1994 erlebte die Oper eine Neuinszenierung an der lettischen Nationaloper.[6] Auch im Exil war der Lačplesis-Tag zum lettischen Sieg über die deutsch-russische Bermondt-Armee und damit zur endgültigen Unabhängigkeit und Gründung der lettischen Republik 1918/19 Teil der Erinnerungskultur.

Diese Hinweise lassen erkennen, welche Rolle die Heimatverbundenheit und die kulturelle Identität bei den lettischen DPs in Deutschland spielten. Das zeigte sich auch im Verhältnis zu den Deutschbalten:

Bei einer Tagung im Mai 1954 in der Evangelischen Akademie Kuddewörde bei Hamburg wurde gemeinsam mit Letten und Esten über das ambivalente deutsch-baltische Verhältnis diskutiert.[7] Der deutschbaltische Historiker Hans von Rimscha referierte auf dieser Tagung über die Revision des baltischen Geschichtsbildes, die im Rahmen der europäischen Neuordnung notwendig sei: Nicht mehr das Nationale und Trennende, sondern die ge-

6 Knoll: Die Bedeutung der Dainas, 112-125.

7 Baltische Briefe 6/68 (Juni 1954), 2, wo u.a. das folgende Referat zitiert wird.

meinsame Geschichte solle fortan im Mittelpunkt stehen, an die Stelle der nationalen die regionale Heimatgeschichte treten, die eingebettet sei in die christlich-abendländische Kulturgeschichte. Estland, Lettland und Litauen gehörten zu Europa und nicht in einen germanischen Machtbereich; somit sei auch der Begriff „Balte" in einem umfassenden Sinn zu verstehen. Nicht nur der Beginn als Einbeziehung in den christlich-abendländischen Kulturkreis, sondern auch der aktuelle Kampf gegen den Bolschewismus verbinde alle Balten, gleich welcher Nationalität.

Diesen Ausführungen schlossen sich auch die anwesenden Letten und Esten an: Es sei nun die Zeit für eine offene und rückhaltlose Aufarbeitung der gemeinsamen Geschichte, z. B. im Rahmen eines deutsch-lettischen, deutsch-estnischen und deutsch-litauischen Vereins, gekommen. Die wechselvolle deutsch-lettische Geschichte fand 1939 mit der Umsiedlung der Deutschen infolge des Hitler-Stalin-Paktes ein Ende. Die Worte Rimschas und ähnliche Äußerungen belegen jedoch eine weitere Annäherung der jeweiligen Heimatbilder. Verbindendes Motiv war – so zeigen zahlreiche Memoiren der Nachkriegszeit – die Naturverbundenheit, die sich in estnischen, lettischen und deutschbaltischen Erinnerungen gleichermaßen findet: Heimat bedeutete und bedeutete für viele aus diesen Ländern Kommenden vor allem Himmel, Meer, Wälder und Erde, wie nicht nur von Rimscha (s.o.), sondern auch von Letten bestätigt wird.[8]

Heimat als „Klein-Lettland"

Durch ihr Festhalten an nationaler Identität mithilfe familiärer und kollektiver Rituale sind die lettischen DPs bzw. – nach 1950 – „heimatlosen Ausländer" ein Beispiel für die politische Dimension der Emotionen, des Privaten

8 Schwartz: Nature and National Identity, 5-9.

und für die Manifestation politischer Überzeugungen sowie für die Auswirkungen politischer Entscheidungen im privaten Bereich. Das zeigt sich, wie erwähnt, an besonderen Festen wie dem Jāņi-Fest (Johannis-Fest der Mittsommerwende) oder an der Bedeutung der Dainas und des Singens überhaupt. Hinzu kommt, dass im Verlauf von 700 Jahren deutscher Besiedelung in Lettland viele deutsch-lettischen Familien eine gemeinsame kulturelle Identität entwickelten.[9] Daher bemühten sich die lettische und deutsche Kirche gleichermaßen, diese Traditionen zu pflegen in Form baltischer Abende oder der besonderen Wertschätzung von Jāņi-Fest und Weihnachten.[10]

Kampf um die durch Okkupation verlorene Heimat

Noch wichtiger als der weitgehend in der Lagerkultur kompensierte Verlust der kulturellen (livischen) Heimat war der Verlust der politischen Heimat, etwa 20 Jahre nach der ersten Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der lettischen bzw. estnischen Republik. So rief der lettische Pastor Paulis Urdze in Oldenburg noch in den 1960er Jahren die deutschen Brüder auf, gemeinsam zu bekennen, dass die politischen Grenzen und der „Eiserne Vorhang" das Band des Heiligen Geistes auf seine Festigkeit prüften und keine wirkliche Trennung darstellten. Die Exilkirche sei mit der Heimatkirche in ihren schweren Verfolgungen wesentlich verbunden, was nicht aufgelöst werden könne und dürfe. Um den Leidenden und Verfolgten in der okkupierten Heimat zu helfen, werde man Akademiker, Studenten und Jugendliche in einen christlichen Laiendienst hineinführen – durch Veranstaltung von Kursen und Tagungen, durch Bildung von Bibel- und Gebetskreisen. Die Situation der

9 Das bekannteste Beispiel ist sicherlich die Schriftstellerin Zenta Mauriņa, Tochter einer lettischen Mutter und eines deutschen Vaters.

10 Davon ist in Fürsorgerinnenberichten des Diakonischen Werkes in Münster wiederholt die Rede (gesammelt in ADWW 70/2).

Ausländer in den Lagern sei gekennzeichnet durch Heimat- und Arbeitslosigkeit sowie durch die Restriktionen der Auswanderungskommissionen. Das Lagerleben als Zwischenstation belege die allgemeine Ratlosigkeit und Zukunftssorgen angesichts ungewisser Emigrationschancen. Die von der Auswanderung Zurückgestellten seien dadurch verängstigt. Das beträfe vor allem die Kranken, Alten und die moralisch Gebrochenen. Durch diese Umstände mache sich der Ausbruch von nationalem Trotz bemerkbar, der des Öfteren gefährliche Ausmaße annehme, sodass Zwietracht, Streitigkeiten und Anklagen zum Ausdruck kämen. Die geringen materiellen Spenden durch deutsche oder alliierte Wohltäter oder einzelne geistliche Versammlungen könnten diese inneren Nöte nicht beseitigen.

Das Zurückziehen von der Zusammenarbeit mit den deutschen Kreisen drohe zu einer nationalen Festung zu werden. Es bestehe keine andere Möglichkeit hier hinein zu dringen, als diese Menschen aus der Notlage hinauszuführen.

Das könne dadurch geschehen, dass man ihrer in Fürbitten gedenke, sich für ihre Situation interessiere, ihnen Aufgaben und Verantwortung übertrage (Fürsorge, Diakonie, Evangelisation) und ihnen ermögliche, ihre Kultur und Sprache in eigenen Schulen, zumindest in Sonntagsschulen, zu vermitteln. Diese Schritte zum Verständnis betrachtete Urdze als ein notwendiges Mittel der Zusammenarbeit der ausländischen Flüchtlinge mit den deutschen Kreisen. Vor allem die in die deutsche Wirtschaft eingegliederten Ausländer bedürften besonderer Sorge, da das Gefühl des Verlassenseins und des Nichthineinfindens in die deutschen Gesellschaftsformen viele geistig sehr niederdrücke; daher werde dringend Seelsorge durch lettische Evangelisten und Fürsorger gebraucht, denn es gebe nur wenige lettische Pastoren. Damit ergänzte Urdze die lange Reihe der Äußerungen und Verlautbarungen lettischer Institutionen und Persönlichkeiten, die vor allem – wie er selbst auch –

zur Wiedererneuerung der lettischen Unabhängigkeit aufriefen, aber das Schicksal der Exilierten eher vernachlässigten.[11]

So hatte bereits im Mai 1945 das Lettische Nationalkomitee, das von Detmold aus das lettische Exil organisierte, betont, als Voraussetzungen für den Wiederaufbau der lettischen Eigenstaatlichkeit seien äußere Sicherheit und die Ermöglichung wirtschaftlicher Entwicklung, inneren Friedens und einer demokratischen Staatsverfassung erforderlich. Diese Punkte bildeten daher auch das Arbeitsprogramm des Komitees. Bis zur Rückkehr des lettischen Volkes in seine freie Heimat verpflichte man sich, alle seine Kräfte der Betreuung der Flüchtlinge sowohl in materieller als auch in kultureller Hinsicht zu widmen.[12]

1951 hatten zudem Vertreter lettischer Exilorganisationen in einer deutschen Radiosendung darum gebeten, des Unrechts zu gedenken, das dem lettischen Volk am 17. Juni 1940 durch die sowjetische Besetzung und Sowjetisierung angetan worden sei; man werde nicht eher ruhen, bis das Unrecht getilgt und der frühere Zustand wiederhergestellt sei. Mit Dank wurde das Engagement Deutschlands und der USA gewürdigt, die die Okkupation staatsrechtlich nicht anerkannten. Daher formulierten die Unterzeichner die dringende Bitte um Hilfe, die sie mit der „Vernichtung des lettischen Volkes" begründeten. Sie gelte es zu verhindern, das Volk im „Glauben an den Sieg der ewigen Gerechtigkeit in den dunkelsten Tagen seiner Geschichte" zu unterstützen und „seinen jenseits des ‚Eisernen Vorhangs' vom Roten Terror geplagten und in sibirischen Sklavenlagern schmachtenden Volksgenossen mit Wort und Tat beizustehen." [13] Als Zeitzeugen und Opfer halte man es für

11 Urdze: Die evangelisch-lutherischen Kirchen Lettlands, 155f.

12 LVA 2335,1,234,43: Schreiben des Lettischen Nationalkomitees vom 10.3.1945. Nollendorfs: Latvian Post-War Exile, weist auf S. 12 bzw. 28 auf ein entsprechendes Treuebekenntnis in Eid-Form von 1944 hin, das im Exil populär war.

13 LVA 2335,1,234,43: Schreiben des Lettischen Nationalkomitees vom 10.3.1945.

eine Pflicht, alle freien Völker und ihre Regierungen vor den trügerischen und heuchlerischen Versprechungen des Kreml zu warnen.[14]

Suche nach neuer Heimat

Da neben anderen osteuropäischen Displaced Persons nach 1945 auch die Balten nicht mehr in ihre sowjetisch besetzte Heimat zurückkehren konnten,[15] suchten sie den Weg in andere europäische Länder und nach Übersee. Dabei halfen auch kirchliche Institutionen. Vor allem die Evangelischen Hilfswerke Westfalen und Rheinland vermittelten über den Lutherischen Weltbund durch das Zentralbüro des Ev. Hilfswerks in Stuttgart[16] auswanderungswillige Ledige und Familien für die Emigration. Die Gemeinden vor Ort hatten entsprechende Personen vorzuschlagen und ein pfarramtliches Gutachten beizufügen, damit der nötige amerikanische Bürge gestellt werden konnte.[17]

Da zwischen 1941 und 1944 viele Letten und Esten in die Wehrmacht bzw. SS eingezogen worden waren, blieb für zahlreiche DPs nicht nur aus Krankheits- oder Versorgungs-, sondern oft auch aus politischen Gründen die Emigration unerfüllbar, da die Alliierten diese „Legionäre" der Kollaboration verdächtigten.[18] Daher mussten nach dem Ende der alliierten Betreuung 1950 deutsche kirchliche und staatliche bzw. kommunale Institutionen für die sozialen und vor allem kulturellen Ansprechpartner in den Lagern sorgen.

14 LVA 2335,1,234,43: Schreiben des Lettischen Nationalkomitees vom 10.3.1945.
15 Nollendorfs: Lettland unter der Herrschaft der Sowjetunion und des nationalsozialistischen Deutschland, 75-85.
16 Über die Arbeit des EKD-Hilfswerks für Flüchtlinge berichtet mit zahlreichen Dokumenten Krimm: Beistand.
17 Hinweis in ADWW 70/2: Fürsorgebericht vom 15.5.1950.
18 Schröder: DPs in Münster, 122f. weist im baltischen Kontext darauf hin.

II Das Leben in Deutschland

In diesem Abschnitt soll kurz und exemplarisch skizziert werden, welche Chancen und Herausforderungen sich den lettischen DPs in Deutschland boten, die 1949/50 als sog. „hard core" blieben, da sie aus den erwähnten Gründen nicht emigrieren konnten.

In den 1950er Jahren war in der zu der Zeit größten lettischen „Kolonie" in der neuen Bundesrepublik in Oldenburg[19] der Stadtinspektor ein wichtiger Adressat für lettische Belange. Da sich im Lager nur noch Alte und Kranke aufhielten, die meistenteils keine Auswanderungsaussichten hatten, wurden für diese vor allem Bücher und Zeitschriften, aber auch Veranstaltungen wie Theateraufführungen, Konzerte und Vorlesungen erbeten. Hinzu kamen der Ergänzungs- und Sonntagsschulunterricht sowie die Weihnachtsveranstaltungen für Kinder und alte Leute und die Gedenkveranstaltung am 18. November, an dem alle Letten im Gedenken an ihre verlorene Heimat zusammenkommen.

Über diese Feier berichtete 1957 die Nordwest-Zeitung/Oldenburger Nachrichten mit dem Hinweis, Oberst a. D. Janums, der Vorsitzende des lettischen Zentralkomitees in der BRD, habe die Festansprache auf Lettisch gehalten und betont, die Russen herrschten gegenwärtig viel raffinierter, aber darum nicht menschlicher über die Baltenstaaten als damals nach der Besetzung. Hoffnung auf Befreiung der Heimat könne nur bestehen, wenn alle vom Bolschewismus unterjochten Völker in einer Front gegen die Sowjetunion

19 Darauf weist die Stadt Oldenburg hin: „Alt-Oldenburg ...entdecken!", www.alt-oldenburg.de/stadtteile/ohmstede/rennplatz-ohmstede/rennplatz-ohmstede--seite-5-von-5.html (10.11.2015); Lembeck: Leben im Transit, 193-197 schildert die Zustände im Lager.

stünden. Ihm habe in der Festrede für die deutschen Gäste Oberkirchenrat Dr. Schmidt grundsätzlich beigestimmt.[20]

Im südlichen Münsterland bildeten Greven und – vor allem durch das lettische Gymnasium – Münster Zentren lettischen DP- und Exil-Lebens. Bei einem feierlichen Gottesdienst am 18. November 1947 in Greven war vor allem von den Schwierigkeiten und Sorgen der Exilierten die Rede; noch dramatischer sei jedoch die Situation der Kriegsinvaliden, Kriegerwitwen und vaterlosen Familien. Darum sorge sich die Verwaltung der Lettischen Soldatenhilfe (LKPP) in Zusammenarbeit mit den Lagerkomitees, z. B. durch Spendensammlungen.[21]

Auch von deutscher Seite wurde noch in den 1950er Jahren das aus der wirtschaftlichen Armut resultierende soziale Minderwertigkeitsgefühl der Flüchtlinge sowie die schon bestehende Not der in die wenigen westfälischen Diasporagemeinden hereinbrechenden Flüchtlingsströme beklagt.[22] Bereits Ende Januar 1946 hatte Superintendent Brune in einem Schreiben an die Kirchenleitung in Bielefeld auf diese Notlage hingewiesen und die große Zahl von bis zu 18.000 evangelischen unter insgesamt 260.000 Flüchtlingen betont.[23] Auf seine Bitte hin wurden Flüchtlingspfarrer in den Kirchenkreis entsandt, die durch Fürsorgerinnen unterstützt wurden. Nach Auffassung des Synodalvertreters für Münster im von ihm gegründeten Hilfswerk, Pfarrer Gründler, hatten sich Flüchtlinge wie Gemeinde darauf einzustellen, „[...] dass die Überflutung endgültig ist und eine Rückkehr in die alte Heimat unmöglich".[24]

20 LCM OL KG1: Oldenburger Nachrichten vom 22.11.1957.

21 So berichtete die Lagerzeitung Grevenes Zinas [Nachrichten aus Greven] am 6. Oktober 1947, 2.

22 KKMS 3605: Synodalbericht vom April 1953.

23 KKMS 3854: Schreiben Brune an Kirchenleitung vom 25.1 1946.

24 KKMS 3598: Synodalbericht vom April 1946.

Deutsche und „Undeutsche“

Wie sehr Deutschbalten, Letten und Esten in der Nachkriegszeit nicht nur im Blick auf die Kriegserfahrungen und die gemeinsame Heimatverbundenheit, sondern auch hinsichtlich des reformatorischen Erbes miteinander verbunden waren, ergibt sich nicht nur aus ihrer kulturellen Prägung, sondern zeigt sich auch an familiärer und Gruppenverbundenheit.[25] Diese Tradition war allerdings seit Jahrhunderten durch die Spannung zwischen Deutschen und „Undeutschen“ gezeichnet, die sich auch in entsprechenden Formulierungen der lutherischen Kirchenordnung von Riga zeigte, an der auch Andreas Knopken beteiligt war; er gilt mit seinem Katechismus als entscheidender Förderer der lettischen Schriftsprache.[26] Luthers Lehre von der Rechtfertigung und Befreiung des Einzelnen durch Gott war zunächst bestimmend für die jeweilige Oberschicht, die zumeist von den Deutschen dominiert wurde; erst in späteren Jahrhunderten gewann sie eine soziale Dimension.

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts prägten deutsche Pastoren das Bild lettischer und estnischer Gemeinden, die zunächst großen Wert auf die bestehende Unterscheidung zwischen Deutschen und Nichtdeutschen legten. Angeregt durch Luthers Anliegen, die Gemeinde und den einzelnen Christen in den Gottesdienst und die Bibellektüre einzubinden, entstanden jedoch bald religiöse Schriften in lettischer bzw. estnischer Sprache und damit erstmals eine Schriftlichkeit der heimischen Kultur. Das unterstreicht die zunehmende Nähe lutherischer Pastoren zur einheimischen Bevölkerung vor allem im 18. Jahrhundert. Theologen wie der deutsche Pastor Johann Gotthard Stender (1714-96), der neben einem Katechismus auch eine lettische Grammatik und ein lettisches Wörterbuch verfasste, bemühten sich sehr um

25 Kahle: Luthertum, 115-120 hebt die pädagogische und identitätsstiftende Bedeutung des baltischen Luthertums hervor.

26 Sehling: Evangelische Kirchenordnungen, 15-17. Zu Knopken vgl. die Biographie von Hoerschelmann: Knopken, der Reformator Rigas.

die lettische Landbevölkerung durch Diakonie.[27] Der den Herrnhutern und Graf Zinzendorf nahestehende Christian David widmete sich der Aufhebung der lettischen Leibeigenschaft und der sozialen Förderung der Landbevölkerung.[28] Dennoch blieb die Unterscheidung zwischen Deutschen und „Nichtdeutschen" bis 1939 weiter bestimmend für die kollektive Erinnerung und prägte auch das Selbstbild in Deutschland nach 1945 als DPs und ab 1950 als „heimatlose Ausländer", wie sich an zahlreichen bürokratischen Stigmatisierungen, z. B. durch polizeiliche Erfassung, zeigte.[29]

Umgekehrt waren auch die Letten nicht vor Stereotypen gefeit. So schreibt Jānis Jaunsudrabiņš von einer Einladung ins Lager Greven, in der es heißt:

> „Als Ihr Bekannter möchte ich Sie lediglich dazu ermuntern, hierher zu ziehen. Derzeit haben zwar noch die Polen das Sagen in Greven, doch werden sie hoffentlich bald eine Minderheit sein. Sie haben nämlich ein spezielles polnisches Lager gefunden und ziehen nun in Massen weg. Wir leben hier aus allen drei baltischen Völkern mit ihnen zusammen, aber das gefällt weder den einen noch den anderen. Die Verpflegung ist gut. Wir sind in Einfamilienhäusern untergebracht, deren Eigentümer man hinausgeworfen hat. Uns stehen ganze Straßen zur Verfügung."[30]

Umgekehrt fühlte sich Jaunsudrabiņš selbst in einer armseligen Umgebung zuhause, wenn er lettische Stimmen hörte.[31] Dass nicht nur die interne Solidarität, sondern auch diejenige der deutschen Gemeinden wichtig war, belegt Jaunsudrabiņš ebenfalls, indem er die Diasporasituation in Greven schildert, die dazu führte, dass die kleine evangelische Kirche in Greven von der deut-

27 Bielenstein: Stender, Gotthard Friedrich.

28 Philipp: Wirksamkeit der Herrnhuter Brüdergemeinde, 360f. (sozialer Einfluss).

29 Schröder: DPs in Münster, 413 verweist auf die Ausstellung von Personalausweisen für DPs und zitiert dabei die MZ vom 21.7.1950

30 Jaunsudrabiņš: Ich erzähle meiner Frau, 160.

31 Jaunsudrabiņš: Ich erzähle meiner Frau, 166.

schen, lettischen, estnischen und baptistischen Gemeinde gleichermaßen genutzt wurde.[32]

Kulturelle Identität

An dem bisher Dargestellten zeigt sich vor allem der besondere Wert kultureller Werte gerade im Exil. Ähnlich wie im Fall der deutschen Flüchtlinge ging es auch für die ausländischen Flüchtlinge, wie entsprechende Erlasse aus den 1950er Jahren nahelegen, darum, vor allem in entlegenen Orten echte Kulturwerte zu vermitteln, um Heimatbewusstsein wachzuhalten, vor seelischer Vereinsamung zu bewahren und das Bedürfnis an geistigen Gütern zu befriedigen. Ähnlich verweisen auch die Lagerzeitungen immer wieder auf den Wert von Büchern und Kulturgütern, die an die Zeiten in der Heimat erinnern und die Heimatliebe wachhalten sollen

III Lutherische Tradition als Gemeinschaft

Gemeinschaft als soziale Fürsorge

In diesem dritten Abschnitt der Darstellung ist der Blick auf die lettischen Gemeinschaften in Deutschland und ihre soziale Situation aus interner und externer Sicht gerichtet.

Während in der unmittelbaren Nachkriegszeit die DPs durch UNRRA bzw. IRO betreut wurden, traten nach 1950 deutsche Behörden und kirchliche Instanzen an ihre Stellen. Für die überwiegend lutherischen Letten und

32 Jaunsudrabiņš: Ich erzähle meiner Frau, 173.

Esten im Münsterland, aber auch für orthodoxe DPs bzw. „heimatlose Ausländer“ wurde die Fürsorge vor allem durch die Innere Mission in Münster organisiert und durchgeführt, wie es auf Konferenzen in Imbshausen (Niedersachsen) und Münster im April und Mai 1950 besprochen worden war.[33]

Die Aufgaben umfassten die Unterstützung der kirchlichen Arbeit der DPs, Hilfe für deren persönliche Probleme und Auswanderungshilfe, vor allem aber die Eingliederung der in der Bundesrepublik zurückbleibenden DPs.

In der Arbeitsanweisung für die Fürsorgerinnen der Inneren Mission hieß es, ihr Betreuungsauftrag an den DPs umfasse alle Hilfen in fürsorgerischer und seelischer Beziehung, die der Eingliederung der Menschen in deutsches Leben oder der Versorgung in besonderen oder vorhandenen Einrichtungen dienten. Dabei solle den religiösen, geistigen, nationalen und sozialpolitischen Besonderheiten der Gruppe in ökumenischer Weise Rechnung getragen werden. Die Fürsorgerin sollte daher Kontakt zum Lagerleiter, zum Seelsorger der Exilkirche, zu Vertretern nationaler oder konfessioneller Gruppen, zur deutschen evangelischen Gemeinde, in deren Gebiet das Lager lag oder einzelne DPs wohnten, und zu Arbeitsamt, Jugendamt, Fürsorgeamt und Gesundheitsamt aufnehmen. Unerlässlich sollte auch eine statistische Auswertung des zu betreuenden Personenkreises sein (Zukunftsaussichten, Konfession, Alter, Geschlecht, Arbeitsfähigkeit und Beschäftigung, Berufsgruppen, nötige Heim- oder Krankenhausunterbringung, deutsche Sprachkenntnisse und soziale Gefährdung). Dieser ersten Bestandsaufnahme sollten anschließend regelmäßige Berichte für den Landesverband der Inneren Mission Westfalen in Münster folgen, die über die Lagerleitung, Verpflegung, seelsorgerische Betreuung, Lagerbelegung, staatliche Maßnahmen zur Eingliederung und Betreuung, berufliche Eingliederung, Schwierigkeiten der Fürsorgerin persönlicher oder sachlicher Art, über die Hilfstätigkeit der Fürsorgerin

33 Darauf weist z. B. Schröder: DPs in Münster, 372-390 hin (Organisation der Hilfswerk-Fürsorge).

in jeder Form und über weitere Vorschläge für die Arbeit berichten sollten. Am 21. Juni 1950 wurde ein entsprechender Vertrag zwischen den Partnern Weltkirchenrat und Lutherischer Weltbund und dem Landesverband der Inneren Mission bzw. des Evangelischen Hilfswerks geschlossen.[34] Die Fürsorgerinnen sollten in den ihnen zugewiesenen Lagern Kontakt zu den DP-Vertretern und außerhalb der Lager zu einzeln lebenden DPs herstellen und Informationen über sie sammeln, eine Registrierung der zugewiesenen DPs vornehmen und Beziehungen zwischen DPs und Deutschen durch Pfarrer und Gemeindehelfer dort herstellen, wo die DPs in Lagern oder einzeln lebten. Darüber hinaus sollten sie Bedürftigen helfen und Informationen zu Resettlement-Programmen an die DPs weiterleiten bzw. geeignete DPs an die entsprechenden Büros verweisen. Berichts- und Fortbildungspflicht an die kirchlichen Weltbünde waren ebenfalls eingeschlossen.[35]

In Münster waren die DPs in Kasernen untergebracht (Portsmouth, Colchester, Lincoln). Unter den Bewohnern stellten um 1950 die Lutheraner den größeren Anteil (ca. 55%). Dazu gehörten in erster Linie Letten und (in geringerem Maße) Esten. Materielle Hilfe kam nur in Einzelfällen zustande. Gemeinsame Veranstaltungen von Deutschen und DPs beschränkten sich in Münster auf einzelne Gemeindeabende, die Pfarrer Gründler vor allem mit den Balten seit 1950 organisierte.[36] Das zeigt, dass Eingliederungshilfe nicht nur durch Arbeitsbeschaffung und besserer Unterbringung, sondern auch durch Aufnahme in die deutschen Kirchengemeinden erfolgte, was vor allem im Martin-Luther-Haus gelang. Untergebracht waren die DPs in Münster in national gemischten Kasernen, die nach und nach zu Transitstellen wurden und schließlich wieder von den Briten übernommen wurden. Hier fand sich

34 Schröder: DPs in Münster, 373.

35 ADWW 70/7: Arbeitsanweisung für Fürsorgerinnen vom Januar 1950.

36 ADWWW 70/4: Monatsbericht Dezember 1950, ebenfalls zitiert bei Schröder: DPs in Münster, 381.

die komplette Infrastruktur eines Dorfes mit Wohnungen, Küche, Schule, Gottesdienstraum, Spiel- und Versammlungsmöglichkeiten etc. Durch die Sprache fanden sich die nationalen Gruppierungen zusammen, die in der Regel ihre eigenen Rituale und eigene Seelsorge praktizierten und sich vor allem um die Pflege und Bewahrung ihres kulturellen Erbes sorgten. Das galt auch für die in anderen Ortschaften eingerichteten Lager wie in Haltern oder Greven. Viele Kinder besuchten die deutschen Schulen, außerdem hatten sie aber auch ihre eigenen Lagerschulen, in denen sie in ihrer Muttersprache unterrichtet wurden. Aber auch hier fehlte es allgemein an Schulbüchern. So kam es, dass manche Kinder durch das gemeinsame Spielen mit Kindern verschiedener Nationen mehrsprachig aufwuchsen. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Jugendarbeit und den Sonntagsschulen gewidmet.[37] Ab 1950 war neben den Fürsorgerinnen der Inneren Mission auch eine deutschbaltische Pastorin für die lettischen DPs zuständig, ähnlich wie auch weitere Pastoren, die allerdings bald auswanderten.[38]

Im Bericht einer Fürsorgerin vom Januar 1951 ist davon die Rede, dass die meisten Letten bereits über Neue Testamente verfügten, aber gern Schriften in deutscher Sprache entgegennahmen und sehr aufgeschlossen für seelsorgerliche Gespräche waren. Auch ist hier von einem lettischen Pastor die Rede sowie von Quartieren in deutschen Gemeinden, die nach Möglichkeit auch die Ökumene vor Ort stärken sollten.[39]

In einem Bericht des Flüchtlingspfarrers Fast vom September 1950 wird der Wert konfessionsübergreifender Schriftenmission und Sonntagsschulen betont, für die es mithilfe des CVJM Betreuer gebe. Hier gebe es aber auch ein

37 ADWW 70/2: Kurzer Bericht über die geistliche Betreuung der DPs in NRW im September 1950, 7.10.1950; vgl. Schröder: DPs in Münster, 387.

38 ADWW 70/2: Kurzer Bericht über die geistliche Betreuung der DPs in NRW im September 1950, 7.10.1950; vgl. Schröder: DPs in Münster, 387.

39 ADWW 70/2: Kurzer Bericht über die geistliche Betreuung der DPs in NRW im September 1950, 7.10.1950; Schröder: DPs in Münster, 387.

sprachliches Gefälle zwischen deutschfreundlichen Balten und ablehnenden Slaven. Die Bemühungen deutscher Gemeinden zur Vermittlung seien allerdings ermutigend.[40]

Neben den Fürsorgerinnen und Theologen seien auch die Krankenschwestern wichtig, wie aus einem Bericht aus der Lincolnkaserne vom Juli 1950 hervorgeht, wo 1.700 DPs in Baracken und einen Lagerplatz untergebracht waren. Die deutsche Oberschwester wird hier als „Seele des Lagers" gelobt. Auch das Kinderheim wurde von einer deutschen Schwester geleitet, während die ärztliche Behandlung in Händen von DP-Ärzten lag. Auch wenn Deutsch in der Lagerschule Pflichtfach sei, seien die „deutschen Sprachkenntnisse der Kinder zum größten Teil schlecht und kaum zu bessern [...] solange die DPs noch in Lagern zusammengefasst sind und nicht mit Deutschen in Berührung kommen [...]".[41] Hierbei wird wiederum Pastor Gründler für seine Besuche in den Lagern und für die Zusammenarbeit mit den beiden lettischen evangelischen Pastoren, die in der Colchesterkaserne wohnten, gelobt, da er regelmäßig die evangelischen DPs zu Gottesdiensten und Vereinsstunden der deutschen Gemeinde einlade, was allerdings durch die Abschirmung der Nationalitäten erschwert werde.

Gemeinschaft als Erinnerungskultur

Noch viele Jahrzehnte nach der Lagerzeit erinnern sich Letten auch an deutsche Theater- und Kinovorführungen, vor allem aber an die eigenen Kultur- und sozialen Vereine, in denen lettische Sängerfeste und lettisches Theater sowie lettische Oper stattfanden. Außerdem bleiben das Lagerleben und die

40 ADWW 70/2: Kurzer Bericht über die geistliche Betreuung der DPs in NRW im September 1950, 7.10.1950; Schröder: DPs in Münster, 387.

41 ADWW 70/2: Kurzer Bericht über die geistliche Betreuung der DPs in NRW im September 1950, 7.10.1950; Schröder: DPs in Münster, 387.

Lagerküche in Erinnerung. Aus Akademikersicht waren auch studentische und akademische Verbände, Verbindungen sowie lettische Zeitschriften, Zeitungen und Bücher wichtig, auch lettische Gesangfestivals und die geheim und illegal operierenden lettischen politischen Parteien. Die Kirche taucht dabei oft nur indirekt auf, da auch sie zumeist mit den Lagerkomitees eng personell verbunden war und vor allem die lettische Kultur förderte.

Von Bedeutung für das geistliche Leben war für viele das Liederbuch für die evangelisch-lutherischen Gemeinden. Erzbischof Grinbergs schrieb einleitend zur ersten Ausgabe 1952: Das Buch ist nicht nur für das Singen im Gottesdienst vorgesehen, sondern auch für das Singen und Lesen zu Hause besonders für diejenigen, die ganz allein zwischen fremden Leuten sind und Gott in der Muttersprache anbeten wollen. Unser Volk ist ein Sänger-Volk. Das Lied und Singen spielen auch eine große Rolle in unserer Kirche. Neben der Bibel ist das Liederbuch Quelle für Kraft. Es ist ein großer Schatz für das gesamte lettische evangelisch-lutherische Volk, es vereinigt alle Kirchenmitglieder. Ich hoffe, dass das Liederbuch ein vereinigendes Element zwischen den Letten im Exil sein wird und als geistiges Lied das Volk um die lettische evangelisch-lutherische Kirche vereinigen wird."[42]

Paul M. Lindberg, deutscher LWB-Vertreter, schreibt dazu im Vorwort:

> „Die lettische lutherische Kirche hat durch die schwierige Erfahrung gelernt, die Bedeutung des Exils zu verstehen. Eine grobe Macht hat die Letten aus der Heimat vertrieben, und die Letten haben vielmals geweint. Die Ausgabe des Liederbuches ist ein Beweis dafür, dass die Gotteslieder nicht an Zeit und Ort gebunden sind. Viele Jahre, die in der Fremdheit verbracht sind, können nicht den Wunsch unterdrücken, Loblieder für Gott zu singen. Das Vertreiben aus der Heimat ist kein Grund dafür, dass damit die Kinder Gottes ihre Schätze vergessen hätten – Psalmen und Hymnen. Die lettische lutherische Kirche unterhält weiter ihre Glaubenseinheit, obwohl sie in der ganzen Welt verstreut

42 Kirchenleitung lettische Exilkirche: Gesangbuch S. VIIf.

ist. Dieses Liederbuch ist dem Stärken des Glaubens mit dem geistigen Lied gewidmet.“[43]

Fazit: Die lutherische Tradition als Exilhilfe

Ausgehend von der Beobachtung, dass das gemeinsame Leben einer homogenen Gruppe innerhalb einer fremden Umgebung zumeist zur Formung bestimmter Werte, Rituale, Narrationen und Symbole führt, lässt sich am Beispiel lettischer DPs aufzeigen, dass diese Elemente kultureller Identität mit der eigenen Erinnerungskultur verbunden sind und aus der gleichen Quelle – hier der Heimatverbundenheit – schöpfen. Durch die enge Verbindung zwischen Letten und Deutschen über Jahrhunderte hinweg ähneln sich diese Elemente weitgehend und ermutigen so zur diskursiven Entwicklung einer gemeinsamen Erinnerungskultur auch in vergleichbaren europäischen Kontexten, z.B. im Blick auf Integrationsbemühungen und kulturelle Identität.

Zusammen mit den Deutschbalten, die seit dem 13. Jh. dort siedelten und stets die Oberschicht bildeten, teilten sie sich den Anspruch auf Heimat. Ähnliche Strukturen wiederholen sich für die DPs im von den Alliierten besetzten Deutschland bzw. für die nicht emigrierten heimatlosen Ausländer in der neu entstandenen Bundesrepublik Deutschland.

Da somit die Folklore (Literatur, Dainas, Feste) für Esten und Letten weitgehend die einzige Möglichkeit darstellte, sich durch mündliche Überlieferung zu artikulieren bzw. ein nationales Selbstbewusstsein zu entwickeln und aufrecht zu erhalten, musste sich, wie an Beispielen aufgezeigt, kirchliches Handeln darauf einstellen. Das gelang dank der lutherischen Auffassung, jedem Menschen muttersprachlichen Zugang zu den biblischen Texten und zum Gottesdienst zu ermöglichen, weitgehend.

43 Kirchenleitung lettische Exilkirche: Gesangbuch S. IXf.

Sprache als zentrales Element lettischer und estnischer kultureller Identität zeigt sich bis in die Gegenwart und begründete z. B. die Funktion des lettischen Gymnasiums in Münster. Auch die DPs fanden anhand ihrer gemeinsamen Sprache zu Gemeinschaften zusammen.

Wie sehr die lutherische Tradition, oft im Gewand der lettischen Kultur, zur Beheimatung, kulturellen Identität und Erinnerungskultur der DPs und „heimatlosen Ausländer“ beitrug, lässt sich an einem Aufsatz von Paulis Urdze aus den 1960er Jahren ablesen, der noch einmal die zentralen Ergebnisse – auch der in den vorangehenden Kapiteln aufgezeigten Studien – auf seine Weise zusammenfasst und daher ausführlicher zitiert werden soll. Urdze vergleicht Kirche und geistliches Leben mit einem Gefäß, dessen Inhalt, nämlich der Auferstandene und sein Evangelium, unsichtbar bleibt. Daher komme vielen das Gefäß leer vor und man versuchte es nach eigenem Gutdünken zu füllen. Urdze schreibt:

> „In unserer lettischen Gemeinschaft haben wir schon verschieden gefüllte Gläser gehabt. Die Kirche ist ein prächtiges Gefäß – sie ist die größte Organisation und ist nie greifbar. Sie muss gelebt und aufgefüllt werden. Also, hinein! Den Inhalt kann man sich auswählen je nach Zeitgeist. Und was haben wir gewählt? Es gab seinerzeit einen romantischen Zeitgeist. Also füllte man den romantischen Zeitgeist in die Kelche und trank ihn. Oh, es schmeckte süß! Und dies ‚süß‘ entdecken wir z. B. in unserem Gesangbuch, so furchtbar süß ist alles. Von Gott zu sprechen, von Jesus zu sprechen, das war so eine Sache. Aber Gefühle zu erwecken, auf die Tränendrüsen zu drücken, das war interessant und gefiel. Es gab aber nicht nur diese eine Flasche der Romantik, es gab alle möglichen Flaschen. In der Heimat hatten wir z. B. schon die nationale Flasche. Etwas sehr Greifbares. Das Nationale war gerade für unsere baltischen Völker so unheimlich wichtig, weil es so neu war und so schwungvoll. Und die Kirche schien leer, also hinein mit dem nationalen Inhalt. Mit dem sozialen Inhalt war es schwieriger, weil Marx mit diesem Gefäß nichts zu tun haben wollte. So ist die Kirche zunächst mit dem sozialistischen Geist wenig gefüllt worden. Es dominierte vor allem das romantische Element und das nationale Element. Hinzu kam das materielle Element; nicht im Sinne einer

Ideologie, sondern im Sinne einer praktischen Hochschätzung der materiellen Werte und des Wohlstands. Dieses waren die Mitbringsel der Vergangenheit. Und dann kam unser Exilleben, der große Bruch. Durch den Verlust der Heimat, des sozialen Status und der sicheren Zukunftserwartung wurde eine Umwertung der bisherigen Werte gefordert. Das Glas war plötzlich leer. Und nicht nur das Glas der Kirche, sondern alles. Auch wir selbst. Wir standen an einem neuen Anfang. Konnten wir nur die Gelegenheit nutzen und dem unsichtbaren und unheimlich kraftvollen Inhalt Raum geben, oder sollten die mitgebrachten Werte weiterhin dominieren?

Durch die bedrohte Lage des Volkes wurde insbesondere die nationale Frage in den Mittelpunkt gerückt. Darauf gab es zwei geistliche Antworten:

1. Die Erhaltung des Volkes und seiner Werte ist das letzte Ziel, dem alles, auch die christliche Verkündigung und der Glaube an Gott dienen sollen.

2. Gott ist der Herr auch über unser Volk und über unsere Geschichte. Letztlich ist nur Er der Grund unserer Hoffnung. Für das Bestehen des Einzelnen und des Volkes ist ein unerschütterlicher Grund nötig. Dieser Grund kann nur Gott sein.“[44]

Eine deutliche Auseinandersetzung mit beiden Antworten, der nationalistisch-ideologischen und der religiösen, so Urdze weiter, habe weder in der lettischen evangelischen Kirche noch in der lettischen Öffentlichkeit stattgefunden; dadurch sei es zu einer verdeckten Spannung gekommen, die gelöst werden müsse. Dabei gehe es um die Bedeutung materieller Werte, die man verloren habe. Hierin sah Urdze eine doppelte Reaktion: Entweder betrachte man den Verlust negativ und wolle sein Leben wieder auf einer neuen materiellen Grundlage aufbauen, oder man bewerte den Verlust des Eigentums als eine geistliche Erfahrung, welche die Forderung nach einer neuen Überprüfung der Lebensgrundlagen, nämlich der geistlichen Werte, stelle. Urdze resümiert: „Im Ganzen haben die Letten sich der allgemeinen Entwicklung in

44 Urdze: Entwicklung des geistlichen Lebens, 39.

der Bundesrepublik angepasst: Statt eines geistlichen Neubeginns kam es zu einem wirtschaftlichen Aufschwung.“[45]

Im Blick auf die Beziehung zur Heimatkirche konstatierte Urdze ein gegenseitiges Misstrauen, Abgrenzungen, („kommunistische“ vs. „faschistische“ Kirche). Zur neuen Gemeinschaft könne es nur kommen, wenn man das „Selbstgebraute“ auskippe, um den von Gott gegebenen Inhalt wieder zu entdecken. Während Ideologien auf die Dauer leer würden, träfe das beim unsichtbaren geistlichen Inhalt nicht zu, da Gott das Glas immer neu fülle. Das gelte auch im Blick auf die lettische und deutsche Kirche, die wieder zwei Gefäße darstellten, ein kleines und ein großes. Das bringt Urdze zur Frage der Assimilation:

> „Wäre es nicht sinnvoll, das kleine Gefäß im Großen aufgehen zu lassen? Ein Teil der lettischen Gemeindemitglieder nimmt zwar auch am deutschen Gemeindeleben teil, eine verständige Anpassung geschieht jedoch selten. Die deutsche Kirche ist, mindestens zurzeit, für uns nicht so einladend, dass wir darin aufgehen möchten. Letztlich kommt es jedoch auf den Inhalt an. Und solange auch dieses kleine Gefäß von Gott gefüllt wird, warum sollte man es aufgeben?“[46]

Wichtig sei angesichts der Pastorenemigration eine Laienbewegung, da sich so die strukturellen Veränderungen angesichts aufgelöster Lagergemeinden verbessern ließen. Urdze schließt: „Das bedeutet aber nicht, dass die Letten aussterben, sondern sie leben stärker verstreut und es entwickeln sich immer wieder neue Zentren. Infolge dieser Entwicklung müssen sich die Formen des geistlichen Lebens ändern, der Inhalt bleibt jedoch der gleiche.“[47]

Mit dem Bild vom Glaubensgefäß illustriert Urdze auf besondere Weise die Ambivalenz und Spannung, in welcher seine Landsleute in Deutschland lebten: das Festhalten am unverfügbaren „Eigentlichen“ („Klein-Lettland“)

45 Urdze: Entwicklung des geistlichen Lebens, 40.

46 Urdze: Entwicklung des geistlichen Lebens, 40.

47 Urdze: Entwicklung des geistlichen Lebens, 41.

inmitten einer von (alliierten bzw. deutschen) Ideologien, Instrumentalisierung und Institutionen geprägten Umgebung. Auch ohne explizite Bezugnahme erinnert diese Lage an Luther, der auf Kurfürsten und Ratsherren angewiesen war, um seine Botschaft von der Rechtfertigung des Menschen ohne jedes Verdienst, allein aus göttlicher Gnade durch den Glauben an das Evangelium, unter das Volk – im geistlichen wie im weltlichen Stand – zu bringen. Ähnlich wandten sich auch die lettischen Verantwortlichen in den Gemeinden immer wieder hilfesuchend an die jeweiligen Autoritäten, um ihren Landsleuten eine angemessene Lebensgrundlage und damit auch kulturelle Identität zu ermöglichen.

Analog zu Luther betont auch Urdze – im Sinne seiner Landsleute – die Bedeutung der „Laienbewegung“, die als „allgemeines Priestertum“ jedem und jeder ermöglichte, mit seinen/ihren persönlichen Gaben (Gesang, Literatur, Kleidung, Handwerk) das unverfügbare religiös gefüllte livische Erbe zum Ausdruck zu bringen; analog zu Luther betonte Urdze zugleich auch das „semper reformanda“, die ständige Anpassung der Form an die Gegebenheiten. Angesichts dieser Ambivalenzen lettischer Existenz erwies und erweist sich immer wieder – bei religiösen und säkularen Gelegenheiten – die Hymne als Schlüssel zur Balance zwischen Vision und Realität: *Dievs, svētī Latviju* – Gott segne Lettland!

Quellen

Archivbestände

Archiv des Diakonischen Werkes Münster:
Bestände ADWW 70/2, 70/4 und 70/7; Urdze, Paulis.: Was erwarten die ausländischen Flüchtlinge von der deutschen evangelischen Kirche? Vortrag vom Oktober 1951 in Münster (ADWW 70/4).

Lettisches Staatsarchiv:
Bestand LVA 2335,1,2334 (Lettisches Zentralkomitee 1946ff.).

Archiv des Lettischen Centrums Münster:
Bestand LCM OL KG1 (Lett. Kirchengemeinde Oldenburg).

Archiv des Ev. Kirchenkreises Münster:
Bestand KK 3598 und 3605 (Synode 1946 und 1953) sowie 3854 (Supp. Brune);
Ev. Hilfswerk Westfalen: Heimatlose Ausländer (DPs) 1950-58 Monatsberichte der Fürsorgerinnen aus Münster, Rheine, Witten, 70/4 r.B.

Zeitung

Grevenes Zinas [Nachrichten aus Greve].

Internet:

www.alt-oldenburg.de/stadtteile/ohmstede/rennplatz-ohmstede/rennplatz-ohmstede--seite-5-von-5.html

Literatur

Aderkas, Claus von: Gemeinschaft des Schicksals und des Glaubens. Die evangelisch-lutherische Kirche Lettland. In: Lutherische Kirche in der Welt 1985, 95-120.

Baltische Briefe 6/68 (Juni 1954).

Bielenstein, August: Artikel „Stender, Gotthard Friedrich". In: Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Hg.): Allgemeine Deutsche Biographie 36. München/Leipzig 1893, 46f.

Biezais, Haralds: Baltikum, I. Baltische Religion. In: Theologische Realenzyklopädie 8. Berlin 1980, 138-145.

Franzenburg, Geert (Hg.): TRIMDA Forum 1/2011 und 2/2012.

Hasselblatt, Matthias: Die Herrnhuter Brüdergemeine im Baltischen Raum. In: Baltisches Jahrbuch 1987, 138-171.

Ders.: Herrnhut in Livland. Erwecklicher Glaube und nationales Erwachen bei den Letten. In: Aderkas, Claus von: 300 Jahre lettische Bibelübersetzung durch Ernst Glück und ihr Einfluss auf die lettische Kulturgeschichte. Lüneburg 2001, 138-171.

Heuzeroth, Günter: Baltenflüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg im deutschen Exil. Oldenburg 2013.

Hoerschelmann, Ferdinand: Andreas Knopken, der Reformator Rigas. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Livlands. Leipzig 1896.

Jaunsudrabiņš, Jānis: Ich erzähle meiner Frau von der Flucht aus Lettland und dem Exil in Westfalen. Münster 2006.

Kahle, Wilhelm: Luthertum und Nationalität der Völker im baltischen Raum. In: Baltisches Jahrbuch 1986, 27-45.

Ders.: Luthertum und nationale Identität. In: Ders.: Symbiose und Spannung. Erlangen. 1991, 111-128.

Kirchenleitung der lettischen Exilkirche (Hg.): Gesangbuch für die Ev. Lutherischen Gemeinden (auf Lettisch), Esslingen 1958 (4. Aufl.) VII-X

Kļaviņš, Kaspars: Die Interpretationen des Mittelalters in Lettland während des nationalen Erwachens der Letten. In: Baltica. 3 (2000), 10-21.

Knoll, Matthias: Die Bedeutung der Dainas und des Heldenepos Lāčplēsis für die Herausbildung bzw. Bewahrung nationaler Identiät in Lettland. In: Reichmann, Eva (Hg.): Narrative Konstruktion nationaler Identität. St. Ingbert 2000, 107-27.

Kossert, Andreas: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. Berlin 2008.

Krimm, Herbert: Beistand. Die Tätigkeit des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen in Deutschland für Vertriebene und Flüchtlinge nach 1945. Eine Darstellung und Dokumentation. Stuttgart 1974.

Lembeck, Andreas: Leben im Transit. Zur Nachkriegssituation der befreiten Zwangsarbeiter, ausländischen KZ-Häftlinge und Kriegsgefangenen. In: Hoffmann, Katharina / Lembeck, Andreas (Hg.): Nationalsozialismus und Zwangsarbeit in der Region Oldenburg. Oldenburg 1999, 187-225.

Maurer, Hermann: Die Arbeit für heimatlose Ausländer und nichtdeutsche Flüchtlinge 1945-1953. Sonderdruck aus dem Jahresbericht 1953 des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Deutschland. Stuttgart 1954.

Nollendorfs. Valters: Lettland unter der Herrschaft der Sowjetunion und des nationalsozialistischen Deutschland 1940-91. Riga 2010.

Ders.: The Latvian Post-War Exile and Latvian Independence. In: Trimda-Forum 1/2012, 8-19.

Philipp, Guntram: Die Wirksamkeit der Herrnhuter Brüdergemeinde unter den Esten und Letten zur Zeit der Bauernbefreiung. Köln / Wien 1974.

Rozitis, Elmars Ernsts: Der Beitrag der Lettischen Evangelisch-Lutherischen Kirche im Ausland zur europäischen Integration in Zusammenarbeit mit der lettischen Heimatkirche und einheimischen Kirchen der Gastländer. In: Beiträge zur ostdeutschen Kirchengeschichte 8 (2007), 209-14.

Ders.: Geschichte und Aufbau der Evangelisch-Lutherischen Kirche Lettlands im Exil, in: Hauptmann, Peter (Hrsg.): Kirche im Osten. Band 21/22, 1978, 65-77.

Schwartz, Katarina Z.: Nature and National Identity after Communism: Globalizing the Ethnoscape. Pittsburgh 2006.

Schröder, Stefan: Displaced Persons im Landkreis und in der Stadt Münster 1945-1951. Münster 2005.

Sehling, E. (Hg.): Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI Jahrhunderts, Bd. 5. Leipzig 1913.

Urdze, Paulis: Die Entwicklung des geistlichen Lebens unter den evangelischen Letten in Deutschland. in: Baltisches Jahrbuch 1 (1984), 38-41.

Ders: Die evangelische-lutherische Kirche Lettlands außerhalb der Heimat. In: Acta Baltica 6 (1966), 129-156.

Wittram, Reinhard (Hg.): Baltische Kirchengeschichte. Göttingen 1956.

Marcus Velke

Baltisches Exil in Bonn: Der Baltische Christliche Studentenbund (BCSB)

Bonn als Standort für DP-Studenten

Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich in der britischen Besatzungszone Bonn zum wohl wichtigsten Standort für studierende DPs an den schon zum Wintersemester 1945/46 wiedereröffneten deutschen Universitäten. Anfänglich hatten diese auf Anweisung der Militärregierung 10 % ihrer Studienplätze für DPs freizuhalten. Für die Universität Bonn, der die Wiederaufnahme ihres Betriebes mit 2500 Studenten gestattet worden war, hätte dies bedeutet, 250 der bestehenden Studienplätze zur Verfügung stellen zu müssen. Soweit erkennbar, scheint jedoch keinem deutschen Studenten in Bonn die Immatrikulation wegen der 10%-Quote für DPs verweigert worden zu sein: Die Immatrikulation deutscher Studierender war – anders als heute – an den Nachweis einer vorhandenen Wohnmöglichkeit in Bonn gekoppelt. Da die DP-Kommilitonen in Lagern untergebracht waren und daher den in der direkten Nachkriegszeit äußerst knappen Wohnraum in der späteren Bundeshauptstadt nicht in Anspruch nahmen, ließ sich die Zahl der Bonner DP-Studierenden auf die von den Briten zugestandene Gesamtzahl ohne Weiteres aufschlagen.[1]

1 George: Bonner Studenten in den Nachkriegsjahren, 164, 173; Velke: Die „alten Ansprüche an das Leben stellen", 134f. Ausführlich zum DP-Studium, auf das hier nicht näher eingegangen werden kann, vgl. z.B. Hannemann: „Sehr fleißig und im Examen recht gut" oder auch Velke: Zwischen Universität und Lagerleben oder Velke: Die „alten Ansprüche an das Leben stellen".

An der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn studierten im Zeitraum zwischen den Wintersemestern 1945/46 und 1949/50 maximal 350 DP-Studierende pro Semester mit einem Höhepunkt von 347 Personen im Sommersemester 1947. Baltische DPs bildeten die größte Nationalitätengruppe, wobei sich deren Zahl immer nahezu gleichmäßig auf Esten, Letten und Litauer aufteilte:[2] Im Wintersemester 1945/46 begannen 90 Baltinnen und Balten an der Universität Bonn ihr Studium. Im darauffolgenden Sommersemester waren es schon 152 Personen, und im Wintersemester 1946/47 kamen von 328 DP-Studierenden allein 194 aus Estland, Lettland und Litauen.

Neben den deutschen Universitäten boten zumindest einige Jahre lang DP-eigenen Hochschulen wie die UNRRA-Universität in München oder die Baltische Universität in Hamburg und Pinneberg den DPs die Möglichkeit, ein Studium zu beginnen oder – sofern das Studium in der Heimat schon begonnen worden war – weiterzuführen. Die Baltische Universität war 1946 auf Initiative v.a. lettischer Professoren aus dem Raum Lübeck entstanden, um baltischen DPs eine akademische Ausbildung auch unter Exilbedingungen zu ermöglichen. Sie hatte die Aufgabe, die noch recht junge akademische Tradition der unabhängigen Staaten Estland, Lettland und Litauen weiterzuführen, und dem Hochschulpersonal unter den baltischen DPs Arbeits- und Forschungsmöglichkeiten zu bieten. Besonderes Merkmal der Baltischen Universität war die paritätische Besetzung nahezu aller Leitungsposten: Der Präsident der Universität wurde von je einem estnischen, lettischen und litauischen Direktor unterstützt, die acht Fakultäten jeweils von drei Dekanen geleitet. Bis hinunter ins Sekretariat ging diese Parität: Hier arbeiteten je eine

2 Velke: Zwischen Universität und Lagerleben, 204; Velke: Die alten Ansprüche an das Leben stellen, 135.

estnische, lettische und litauische Sekretärin.[3] Es dürfte nicht zu gewagt sein, die Baltische Universität zu einem der ersten (vielleicht sogar zum ersten) „Joint Venture" des baltischen Exils nach 1945 zu erklären.

Angesichts der anfänglich bis zu 10 Millionen Menschen umfassenden DP-Population in Deutschland (darunter um die 200.000 Balten), von denen nach der ersten Repatriierungswelle Ende September 1945 noch um die 1,2 Millionen in den westlichen Besatzungszonen verblieben waren, zeigen die hier vorgestellten Zahlen auf der einen Seite, dass nur wenige DPs den Weg an eine deutsche Universität fanden.[4] Auf der anderen Seite ergibt sich aus den Zahlen baltischer DP-Studierender in Bonn der Befund, dass sich hier zumindest im akademischen Bereich ein nicht unwichtiges Zentrum des baltischen Exils in Deutschland etabliert hatte.

Dessen Bedeutung unterstreicht auch der Baltische Christliche Studentenbund (BCSB), der sich 1949 im rechtsrheinisch gelegenen Hangelar[5] ansiedelte. Die Geschichte dieser Organisation ist Thema des vorliegenden Beitrages, wobei sich wegen Mangel an Quellen nicht alle Aspekte und Epochen dieser Einrichtung darstellen lassen.

Neben Quellen aus dem Landesarchiv NRW und dem Stadtarchiv Bonn konnte für den BCSB bislang unbekanntes Material aus dem Privatbesitz des langjährigen Leiters des Bundes, Andrejs Urdze, ausgewertet werden. Zusätzlich führte der Verfasser des vorliegenden Beitrages zwei längere Interviews mit Andrejs Urdze, die zu zahlreichen Aspekten Informationen boten, die

3 O.A.: Structure and Academic Work of the Baltic University, 1, 3; Stanka: Baltic University, 4f.; Velke: Baltische Diaspora in Bonn, 310f. Die nach wie vor einzige ausführlichere Arbeit zur Baltischen Universität im deutschen Sprachraum von Eder, Baltische Universität. Zur UNRRA-Universität siehe z.B. Holian: Between Nationalism and Internationalism.

4 Cohen: In War's Wake, 5; Holian: Between National Socialism and Soviet Communism, 3; Velke: Die alten Ansprüche an das Leben stellen, 136f.

5 Ortsteil der Stadt Sankt Augustin.

über die vorhandene archivalische Überlieferung deutlich hinausreichen. Hinzu kam ein bislang unveröffentlichtes Manuskript „Die Anfänge des Baltischen Christlichen Studentenbundes“, das 1985 von Paulis Kļaviņš aus Anlass des Todes der Brüder Jāzeps und Paulis Urdze verfasst worden war – Jāzeps Urdze war Gründer des BCSB, über lange Jahre dessen Generalsekretär und prägte wie kaum ein anderer die Geschichte des BCSB.[6]

Formierung

Die Wurzeln des BCSB liegen im nördlichen Teil der britischen Besatzungszone Deutschlands. Insbesondere auf dem Territorium des heutigen Bundeslandes Schleswig-Holstein sammelten sich ab 1944 sehr viele baltische Flüchtlinge,[7] und Lübeck wurde allgemein (und nicht nur für Balten) zur „Stadt der Displaced Persons“, wie die *Lübecker Nachrichten* sogar noch 1950 zu berichten wussten.[8]

6 Das Manuskript der „Anfänge des Baltischen Christlichen Studentenbundes“ lag in lettischer Sprache vor und wurde von Andrejs Urdze ins Deutsche übersetzt und leicht redigiert. Quellengrundlage für das Manuskript waren Artikel aus den lettischen Zeitschriften „Dzirkstele“ [Der Funke] und „Vēstnesis“ [Der Bote] aus den Jahren 1948-1961. Daneben bezog der Autor des Manuskripts, Paulis Kļaviņš, seine Informationen aus „Latviešu ev.-luth. Baznīcas gada grāmata“ [Jahrbuch der Lettischen ev.-luth. Kirche] von 1985 und aus Rundschreiben des Lettischen Christlichen Studentenvereins 1947ff. Die Interviews mit Andrejs Urdze wurden 2012 und 2013 geführt und für den vorliegenden Beitrag von diesem noch einmal autorisiert. Der Verfasser dankt Andrejs Urdze noch einmal für die kritische Durchsicht und Kommentierung des vorliegenden Beitrages.

7 Harding: DPs in Schleswig-Holstein, 88f.

8 Zitiert nach Pletzing: Stadt der DPs, 86. Ausführlich zur DP-Geschichte Lübecks Pletzing: Stadt der DPs und Pletzing: DPs in Lübeck.

Gegründet wurde der BCSB 1947 im schleswig-holsteinischen Rendsburg.[9] Treibende Kraft hinter dieser Gründung war – wie schon angedeutet – der lettische Pastor Jāzeps Urdze, dessen Lebenslauf vor dem Hintergrund der baltischen DP-Geschichte sehr interessant erscheint.

Geboren wurde Jāzeps Urdze als Kind lettischer Eltern 1909 im Norden Litauens, wo er Kindheit und Jugend in Akmenė verbrachte, eine Stadt in einem Gebiet mit sehr hohem lettischen Bevölkerungsanteil.[10] Sein ganzes Leben sei, so sein Sohn und ebenfalls langjähriger Leiter des BCSB, Andrejs Urdze, von der Spannung geprägt gewesen, ein in Litauen aufgewachsener Lette zu sein: Weder in Litauen noch in Lettland habe man ihn als vollwertigen Landsmann betrachtet. Stets habe er zwischen den Stühlen gesessen, sei durch diese Erfahrung aber auch befähigt worden, außerhalb nationaler Kategorien zu denken.[11]

Jāzeps Urdzes Vater bewirtschaftete einen großen Hof und setzte darauf, dass sein Sohn diesen nach einer entsprechenden Ausbildung übernehmen würde. Grundschulunterricht erhielten Jāzeps, seine Geschwister und die Nachbarskinder in Form von Hausunterricht durch eine deutsche Gouvernante, dreisprachig in Deutsch, Lettisch und Litauisch. Sowohl der Vater als auch die Mutter Urdzes waren strenggläubig, wobei die Mutter – so Andrejs Urdze – religiöse Visionen hatte. Sie beeinflusste in hohem Maße die geistige Entwicklung ihres Sohnes und zeichnete letzten Endes auch mitverantwortlich dafür, dass Jāzeps Urdze sich anstelle der Landwirtschaft für ein Studium der evangelischen Theologie in Rīga und Kaunas entschied.[12] Sowohl während als auch nach seinem Studium sei er um Kontakte und Verständigung

9 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.

10 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012; Rudzīte: Nachruf, 168.

11 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012. Ebenso Rudzīte: Nachruf, 174.

12 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012; Rudzīte: Nachruf, 168; Sendhoff: BCSB, 85.

zwischen lettischen und litauischen Studenten auf der Basis des lutherischen Glaubens bemüht gewesen.[13]

Noch in Rīga war Jāzeps Urdze dem dortigen Christlichen Studentenverein beigetreten. In Kaunas gründete er einen Ableger dieser Institution. Da es in der lettisch-litauischen Grenzregion an Pastoren für die lettischen Gemeinden mangelte, übernahm er noch als Theologiestudent die Aufgaben eines Pastors in der Gemeinde Skuodas, bevor er sich 1937 als Pastor für Letten und Litauendeutsche in Biržai niederließ. Im gleichen Jahr heiratete er Vera Strauß, Tochter einer ukrainischen Mutter und eines deutschen Vaters.[14] 1938 nahm Jāzeps Urdze als litauischer Delegierter an einem Weltkongress der christlichen Kirchen in Amsterdam teil und knüpfte dort sehr viele Kontakte zu Teilnehmern aus der Schweiz und den Niederlanden, die sich später im Exil als nützlich erweisen sollten. 1941 verließ die Familie Urdze dann das mittlerweile sowjetisch besetzte Litauen im Zuge der „Umsiedlung" der Litauendeutschen in Richtung „Großdeutsches Reich" – die Tatsache, dass Urd-zes Frau von einem deutschen Vater abstammte, ermöglichte hier der gesamten Familie, zu der mittlerweile auch zwei Kinder gehörten, die Ausreise. Der Umstand, dass bei den Registrierungsstellen für die Umsiedler die evangelische Konfession als Indiz für die deutsche Volkszugehörigkeit gewertet wurde, dürfte der evangelischen Pastorenfamilie die Ausreise im Verbund zusätzlich erleichtert haben. Bis 1945 lebte die Familie in Groß-Spiegel im heute polnischen Hinterpommern, wo Jāzeps Urdze als Pastor der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union deutsche, zur Wehrmacht eingezo-

13 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.

14 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012. Rudzīte: Nachruf, 168f.

gene Kollegen vertrat und sich in der Bekennenden Kirche Pommerns engagierte.[15]

Jāzeps Urdzes Bruder Paulis, der 1939 mit dem Theologiestudium begonnen hatte und dieses dann nach nur zwei Semestern kriegsbedingt unterbrechen musste, wurde 1942 zum Arbeitseinsatz für das Deutsche Reich herangezogen. Im Anschluss wurde er in die Wehrmacht (zwangs)rekrutiert und kam an der Ostfront zum Einsatz, wo er bei Kiew schwer verwundet und in ein Lazarett nach Deutschland verlegt wurde. Nach erfolgter Genesung wurde er wieder „an der Front" eingesetzt und erlebte das Kriegsende in amerikanische Kriegsgefangenschaft.[16]

1945 floh Familie Urdze vor dem Vormarsch der Roten Armee nach Westen und strandete in Lübeck,[17] der eingangs schon erwähnten „Stadt der DPs". Hier wird es nun einigermaßen unübersichtlich: Während Andrejs Urdze, geboren 1947 im Lettischen Krankenhaus Lübeck,[18] betont, dass seine Familie und er keine DPs gewesen seien, da Mutter und Vater ja im Rahmen der Umsiedlung ins Reich gekommen und die Mutter seitdem deutsche Staatsbürgerin gewesen sei,[19] ergibt sich aus Unterlagen des ITS Bad Arolsen zumindest teilweise ein anderes Bild: Anfänglich scheint die gesamte Familie einschließlich der deutschstämmigen Mutter den DP-Status gehabt zu haben.[20] In

15 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012; PB Urdze, 27.1.1947: Bescheinigung von D. Rendtorff (Dekan der Theologischen Fakultät der Universität Kiel; Rudzīte: Nachruf, 168f.; Senthoff: BCSB, 86; Stossun: Deutsche aus Litauen, 159. Zur Bekennenden Kirche vgl. einführend z.B. Strohm: Kirchen im Dritten Reich, 42ff., 70ff.

16 Rudzīte: Nachruf, 169; Stossun: Deutsche aus Litauen, 160.

17 Rudzīte: Nachruf, 169; Sendhoff: BCSB, 86.

18 ITS DA 2.2.2.3/77060635#1, 10.5.1949: Standesamt I Lübeck: Geburtsurkunde Andrejs Urdze.

19 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.

20 ITS DA 0.1/47769695#1: Karteikarte Jāzeps Urdze mit IRO- und DP-Nummer und Eintrag „Elig. 15.9.1947" – hieraus kann geschlossen werden, dass Urdze als versorgungsberechtigte DP galt. Ebenso ITS DA 0.1/47769683#1: Karteikarte Vera Urdze

Lübeck war dies offenbar nichts Ungewöhnliches: Hier befanden sich viele Deutschbalten und Litauendeutsche unter den baltischen DPs, die in der chaotischen direkten Nachkriegszeit versuchten, wegen der besseren Versorgung als DPs registriert zu werden oder auch von den registrierenden Stellen der Militärregierung zunächst offenbar für DPs gehalten wurden. Schon im August 1945 führten die Briten daher die Aktion „Round up“ durch, um nicht versorgungsberechtigte Personen unter den baltischen DPs herauszufiltern. Wie aus erhaltenen Namenslisten dieser Aktion hervorgeht, befanden sich sogar Angehörige bekannter deutschbaltischer Adelsfamilien darunter.[21]

Im März 1948 wurde Jāzep Urdzes Bruder Paulis der DP-Status wieder entzogen[22] – dies sicherlich im Rahmen einer der zahllosen Screening-Aktionen der IRO[23] – und auch sein Widerspruch dagegen mit der folgenden Begründung abgelehnt:

> „Petitioner came to Germany as Umsiedler in 1941. He joined the Wehrmacht in 1942. He states that he was conscripted, but has produced no supporting evidence. In view of his voluntary migration to Germany in 1941 and

mit IRO- und DP-Nummer und Eintrag „Elig. 15.9.1947“. Vgl. auch ITS DA 3.2.1.1/79871578#1 – #2, 2.11.1946: Fragebogen Paulis Urdze von C.C.G. (B.E.) und UNRRA für DPs: Lt. diesem Dokument hat auch Paulis Urdze eine DP-Ausweiskarte und gibt für seinen Vater und die Geschwister an, dass diese den DP-Status haben. Die Mutter wird hier nicht erwähnt. Paulis Urdze vermerkt in diesem Dokument im Fragenkomplex 8-10 (Verlassen der Heimat/Einwanderung nach Deutschland), dass die Volksdeutsche Mittelstelle 1941 die Erlaubnis zur Einwanderung nach Deutschland erteilt habe. Darüber hinaus gibt er an, einen Umsiedlerausweis nur für das „Altreich und eine „Reichsdeutsche Kennkarte“ bekommen zu haben – allein schon diese Angaben hätten eigentlich bewirken müssen, Paulis Urdze den DP-Status zu verwehren.

21 Pletzing: DPs in Lübeck, 206.

22 ITS DA 3.2.1.1/79871579#1, 17.8.1948: Preparatory Commision for the International Refugee Organization/Decision of the Review Board Geneva, Paulis Urdze.

23 Zum Screening i.A. vgl. z.B. Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 103ff. oder Wyman: DP, 58f.

> his inability to support his story with any form of proof, his claim to have been conscripted must be discounted. [...] INELIGIBLE."[24]

Für den 10.7.1950 liegt die gleiche Entscheidung für Jāzeps Urdze vor.[25] Wie bei den Kindern der Familie Urdze verfahren wurde, ist nicht überliefert.

In den Lübecker DP-Lagern für Balten arbeitete Jāzeps Urdze als Pastor, vornehmlich für litauische Protestanten. Dabei musste die Familie nicht in einem der DP-Lager wohnen, sondern bezog eine eigene kleine Wohnung in der Nähe des Lagers in der Meesen-Kaserne.[26] In den Lagern – in der Hauptsache diejenigen in der Artillerie- und in der Meesenkaserne sowie in einigen Lübecker Schulen – organisierte Jāzeps Urdze neben seiner Pastorentätigkeit Gesprächs- und Bibelkreise und engagierte sich in der Arbeit mit baltischen Jugendlichen und Studenten.[27] Bedingt durch den Verlust der Heimat und die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs und zusätzlich befeuert durch die Tristesse des Daseins in den DP-Lagern herrschte offenbar ein reges religiöses Interesse.[28] Hinzu kam das Wiederaufleben einer ökumenischen Bewegung aus dem Baltikum der Zwischenkriegszeit: An den estnischen, lettischen und litauischen Universitäten hatte es christliche Studentenvereine gegeben, die im Christlichen Studentenweltbund mit Sitz in Genf organisiert waren.[29] Einer dieser Studentenvereine war der LKSB (Lettischer Christlicher Studentenverein [Latviešu Kristīgā Studentu Biedrība]), der seit etwa 1922 Mitglied im Christlichen Studenten-Weltbund WSCF (World Students Christian Federation) und 1941 verboten worden war. Im Juli 1947 hatte der LKSB in Kiel

24 ITS DA 3.2.1.1/79871579#1, 17.8.1948: Preparatory Commision for the International Refugee Organization/Decision of the Review Board Geneva, Paulis, Urdze.

25 ITS DA 3.2.1.5/81299989#1, 10.7.1950: IRO Field Office Münster/Decision of the Review Board Geneva, Jāzeps Urdze.

26 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012; Sendhoff: BCSB, 86.

27 Kļaviņš: Anfänge des BCSB; Pletzing: DPs in Lübeck, 202f.; Rudzīte: Nachruf, 169f.

28 Kļaviņš: Anfänge des BCSB; Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.

29 Urdze: BCSB, 53.

seine Tätigkeit wiederaufgenommen und auch wieder die Mitgliedschaft im WSCF erlangt.[30] Zu den Mitgliedern des LKSB gehörte auch Jāzeps Urdze. Er reiste unermüdlich durch die baltischen DP-Lager in Norddeutschland, traf dort auf ehemalige Mitglieder der christlichen Studentenverbände der Zwischenkriegszeit und versuchte darüber hinaus neue Studenten- und Jugendgruppen zu christlichem Leben und missionarischer Tätigkeit zu gewinnen.[31] Irgendwann muss Urdze der Gedanke gekommen sein, die verschiedenen christlich orientierten Jugend- und Studentengruppen zu einem Baltischen Christlichen Studentenbund zu vereinigen, zu einem Bund, dessen Mitgliedschaft weder an eine bestimmte christliche Konfession noch an eine der drei baltischen Nationalitäten gebunden sein sollte. Aus estnischer, lettischer und litauischer Sicht war dies durchaus sinnvoll, da die Besatzungsbehörden keinerlei Unterschiede zwischen den Nationen machten. Die Ideen Urdzes fielen auf fruchtbaren Boden, und so formierte sich am 30.6.1947 in Rendsburg der BCSB. Am 4.7.1947 wurde Jāzeps Urdze zum Generalsekretär gewählt[32] – ein weiteres baltisches „Joint Venture" war geboren.

Im November 1947 kamen 56 Delegierte des BCSB zu einem ersten Kongress in Rendsburg zusammen. Sie vertraten Ortsgruppen des Bundes an den Universitäten in Bonn, Düsseldorf, Göttingen, München und Münster sowie der Technischen Universität in Stuttgart. Auch an der Baltischen Universität in Pinneberg gab es offenbar eine Ortsgruppe des BCSB, die Delegierte entsandte.[33] In diversen Arbeitsgruppen, deren Tätigkeit von Bibelstunden und Vorträgen aller Art unterbrochen wurde, erarbeiteten die Delegierten Ziele und Aufgaben des BCSB:[34]

30 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.
31 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.
32 Kļaviņš: Anfänge des BCSB; Rudzīte: Nachruf, 170; Urdze: BCSB 53.
33 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.
34 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.

Der Bund verstand sich in erster Linie als geistige Bewegung mit Missionierungsanspruch. Die Mitglieder sollten als „Jünger Christi" tätig sein und andere Menschen durch das eigene Beispiel zu Jesus Christus führen. Alle drei baltischen Nationen sollten im BCSB vereint sein, wenn auch mit eigener estnischer, lettischer und litauischer Abteilung und unter strenger Beachtung der jeweiligen Eigenheiten und Werte. Dabei sollte die christliche Arbeit im ökumenischen Geiste erfolgen. An jeder Universität und in allen Lagern mit baltischem Bewohneranteil sollte eine eigene BCSB-Ortsgruppe tätig werden. In den westdeutschen Besatzungszonen sollten die estnischen, lettischen und litauischen Mitglieder je einen eigenen nationalen „Sekretär" in die Verwaltungsgremien des BCSB entsenden[35] – das paritätische Prinzip kam also wenigstens der Theorie nach auch im Fall des BCSB zur Anwendung. Ein Blick auf die ersten Leitungsgremien des BCSB zeigt jedoch, dass zum einen Letten und zum anderen Männer hier deutlich in der Mehrheit waren,[36] wobei die Dominanz der Letten mit dem hohen lettischen Anteil an der Gesamtzahl baltischer DPs korrespondiert: Knapp die Hälfte der etwa 200.000 registrierten Balten in den westlichen Besatzungszonen stammten aus Lettland.[37]

Beim zweiten BCSB-Kongress im Oktober 1947 in Imbshausen wurde ein neues Präsidium gewählt, das eher dem Gedanken einer paritätischen Besetzung nahe kam: Hier waren je zwei Esten, Letten und Litauer vertreten; auf dem Posten des „2. Sekretärs" sogar eine Estin.[38]

In den ersten beiden Jahren bestand die Arbeit des BCSB offenbar hauptsächlich darin, in seinen Ortsgruppen an den verschiedenen Universitäten

35 Kļaviņš: Anfänge des BCSB. Die Satzung des BCSB entstand in enger Anlehnung an und in teilweise wortwörtlicher Übernahme von Zielen der World Student Christian Federation; dies trifft insbesondere für den Missionsgedanken zu (Auskunft von Andrejs Urdze vom 26.3.2016).

36 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.

37 Tegeler: Esten, Letten, Litauer, 19f.

38 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.

und in den DP-Lagern Bibelstunden, religiöse Vorträge und allgemeine Diskussionsrunden mit geistlichem Inhalt zu organisieren. Hinzu kamen noch größere und kleinere Tagungen und Kongresse in der britischen und amerikanischen Besatzungszone Deutschlands. In der britischen Zone war ein im Schloss Imbshausen gelegenes „Lutherisches Studienzentrum" Veranstaltungsort, in der US-Zone waren dies ein Zentrum des Lutherischen Weltbundes in Berchtesgaden sowie das ebenfalls bei Berchtesgaden gelegene lettische DP-Lager „Insula". Um Jugendliche für die Mitarbeit im BCSB zu begeistern wurde eigens eine Jugendabteilung eingerichtet, die vor allem in den DP-Lagern aktiv waren und dort Jugendtagungen und Bibelstunden organisierten. Für die Mehrzahl seiner Mitglieder wurde der BCSB zur wichtigsten geistigen Stütze während ihres Aufenthaltes im Exil[39] – so bot es sich zumindest aus der Rückschau dar.

Über seine Arbeit informierte der Bund in Rundschreiben, die allerdings nur im Jahre 1949 in vier Ausgaben erschienen sind. Neben allgemeinen Informationen und Bekanntmachungen boten die Rundbriefe Materialien für die geistliche Gruppenarbeit oder auch ein Verzeichnis neuer Mitglieder.[40]

Die lettische Abteilung des BCSB gab zudem von Januar 1948 bis Oktober 1949 die Zeitschrift *Dzirkstele [Der Funke]*, finanziert aus Mitteln der Besatzungsbehörden, heraus.[41] Das Präsidium der lettischen Abteilung wollte mit der Zeitschrift den lettischen Exilstudenten ein Sinnangebot machen:[42]

> „Der lettische Student fragt sich heute: Was ist der Sinn unseres Lebens, wo sind unsere Träume und Sehnsüchte, die wir in der Heimat gehegt haben? Uns bietet man verschiedene Ideen an, die uns helfen sollen – Kommunismus, Sozialismus, Nationalismus. Aber für wen das alles? Diese sollen doch dem Menschen dienen! Lassen uns die vergangenen Kriegsjahre nicht an diesen

39 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.

40 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.

41 Kļaviņš: Anfänge des BCSB; Rudzīte: Nachruf, 170.

42 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.

> Ideen zweifeln, ist der Wert des Menschen selbst dadurch nicht in Frage gestellt? In dieser Welt voller Kälte und Trübsal erklingen die Worte Jesu: ‚Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen. Wie froh wäre ich, es würde schon brennen.' (Lukas 12,49). Herr wirf dieses Feuer auch in uns!"[43]

Dzirkstele sollte seine Leser mit christlichen, philosophischen und literarischen Artikeln erbauen, hinzu kamen Informationen über die „Friedensarbeit in der Welt", über Ziele der Jugendarbeit und aktuelle Informationen aller Art. Die meisten Artikel wurden von Jāzeps Urdze und seinem Bruder Paulis verfasst.[44]

Einzelne Artikel aus *Dzirkstele* sowie aus der ab 1951 erscheinenden Nachfolgezeitschrift *Vēstnesis*[45] (die für den vorliegenden Beitrag über das eingangs erwähnte lettische Manuskript von Paulins Kļaviņš in der Übersetzung von Andrejs Urdze zugänglich waren)[46], vermitteln in Ansätzen die Atmosphäre bei BCSB-Treffen und Kongressen in der Anfangszeit des Bundes und lassen den Leser am Gefühlsleben der Beteiligten teilhaben. So berichtete die Lettin Lūcija Skuja 1956:

> „Ich hatte das Glück, bei der Entstehung des BCSB anwesend zu sein. Damals wohnte ich in Kiel. Pastor Jāzeps Urdze bereiste unermüdlich die verstreuten Studenten- und Jugendgruppen in den DP-Lagern, um sie aufzufordern, dem nachzufolgen, den Gott im Weihnachtsgeschehen den Menschen gesandt hat. Unterstützung und Ermutigung erhielten wir damals auch von der Kieler deutschen Studentengemeinde, an deren Versammlungen und Gebetskreisen auch viele unserer Gruppenmitglieder teilnahmen. So entstand dann, 1947 endlich, in Zusammenarbeit mit den das gleiche Schicksal teilenden estnischen und litauischen Brüdern, der BCSB."[47]

43 Zitiert nach Kļaviņš: Anfänge des BCSB.
44 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.
45 Rudzīte: Nachruf, 170.
46 Vgl. Anm. 6.
47 Aus Vēstnesis Nr. 31 (1956), zitiert nach Kļaviņš: Anfänge des BCSB.

Über eine BCSB-Tagung im schleswig-holsteinischen Preetz lesen wir:

> „Wirkliche Kraft empfangen können wir nur in der Gemeinschaft. Das haben wir auch in dieser Tagung wieder gespürt. Beim Heiligen Abendmahl waren wir alle vereint – Lutheraner, Orthodoxe und Baptisten. Die Kraft des lebendigen Herrn war stärker als alles Trennende. Während der ganzen Tagung begleitete uns die Frage Jesu an seine Jünger aus Johannes-Evangelium Kap. 6,67: ‚Wollt ihr auch weggehen?', in der die ganze Tragik der heutigen Zeit mitschwingt. Und wir alle konnten nur aus vollem Herzen mit Petrus (Kap. 6,68) antworten: ‚Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.'"[48]

Zu einer Studententagung im Mai 1949 im DP-Lager Greven in Nordrhein-Westfalen heißt es:

> „Während des Vortrages von Professor Dr. Edmunds Šmits zum Thema ‚Seelenruhe' spürten wir, daß es uns an einer wahren christlichen inneren Ruhe fehlt, an einer Ruhe, die nicht einschläfert, sondern neues Leben hervorbringt. Nach dem Vortrag blieben wir noch im Saal, und auf unser Bitten hin setzte sich Prof. Šmits ans Klavier und spielte die Phantasie von Franz Liszt über die Legende, wie der heilige Franziskus auf dem Wasser wandelt. Dabei hatten wir ein Gefühl, daß der Klavierspieler selbst einen inneren Kampf austrägt, der auch uns erzittern ließ. Gleichzeitig spürten wir über allem einen Hauch der herrlichen Ruhe Gottes, die den Menschen nicht in den wogenden Strudel versinken lässt. Die wunderbaren Tage in Greven gingen zu Ende, aber die dort erzeugten inneren Seelenklänge finden noch immer in uns ihren Widerhall."[49]

Für den heutigen Leser, insbesondere dann, wenn er nicht so tief im christlichen Glauben wie offenbar viele der damaligen BCSB-Mitglieder verankert ist, wirken die hier wiedergegebenen Eindrücke bisweilen fremdartig. Deutlich wird aber auch das Bemühen um Sinnsuche nach der Katastrophe des

48 Aus Dzirkstele Nr. 4 (1948), zitiert nach Kļaviņš: Anfänge des BCSB.

49 Aus Dzirkstele Nr. 7/8 (1949), zitiert nach Kļaviņš: Anfänge des BCSB.

Zweiten Weltkrieges und das Ausmaß an Desillusionierung nach dem Scheitern der „großen Ideologien". Festhalten lässt sich, dass die Gemeinschaft, die der BCSB bot, offenbar geistige Stärke vermittelte, mit der die oder der Einzelne das Dasein als DP ertragen konnte.

Hangelar 1949-1952

Das Jahr 1949 stellte für den BCSB eine große Zäsur dar: Die Arbeit des Bundes, der mittlerweile mehr als 200 Mitglieder zählte, kam teilweise wegen der nun beginnenden „großen Auswanderungswelle"[50] zum Erliegen. Da die Mitglieder des BCSB sich aus Studenten zusammensetzten, dürfte mit der Zäsur des Jahres 1949 der gemeinsame Beschluss von IRO und britischer Militärregierung gemeint sein, das Studium von DPs im Allgemeinen zu unterbinden und die Betroffenen im Rahmen des *Resettlement* zur Ausreise aus Deutschland zu bewegen.[51] Etliche Mitglieder verließen Deutschland nun endgültig; der Generalsekretär des Bundes, Jāzeps Urdze, und verschiedene enge Mitarbeiter blieben jedoch zurück und versuchten, die Arbeit des BCSB fortzuführen.[52]

Langsam zeichnete sich die Entstehung des sog. *hard core* ab, jenes Restes an DPs, die aus Alters- und Krankheitsgründen, oder auch weil sie mittlerweile die Unterstützung der IRO verloren hatten, nicht mehr dazu in der Lage waren, die junge Bundesrepublik Deutschland zu verlassen – eine Menschengruppe von etwa 100.000 bis 150.000 Personen, darunter um die 20.000 Esten, Letten und Litauer.[53]

50 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.

51 Urdze: BCSB, 53; Velke: Zwischen Universität und Lagerleben, 191.

52 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.

53 Holian: Between National Socialism and Soviet Communism, 46; Jacobmeyer: Vom

In der spärlichen Literatur zum BCSB finden sich durchaus unterschiedliche Bezeichnungen für die nun zurückbleibenden Balten, die der Bund weiter betreuen wollte. 1984 sprach Jāzeps Urdze vor allem von Tbc-kranken Studenten, die nach Auflösung der Baltischen Universität zum BCSB gekommen seien.[54] 1985 erinnerte er: „Wie wird es weitergehen? Viele wandern aus, zurück bleiben die Tuberkulosekranken, die geistig Kranken und Kriegsinvaliden. Was wird mit diesen geschehen?“[55] Oder der Leser findet die Information, dass vor allem Tbc-Kranke, geistig Behinderte, Invaliden und „Personen, die aus irgendwelchen Gründen nicht auswandern können [...]“ neben ehemaligen baltischen Wehrmachtsangehörigen, die in alliierte Kriegsgefangenschaft geraten waren, in den Lagern verblieben seien.[56] Insgesamt verschleiern diese Aussagen eine Grundthematik der baltischen DPs: Sehr viele von ihnen hatten, freiwillig und unfreiwillig, mit den deutschen Besatzern Estlands, Lettlands und Litauens kollaboriert. Sofern diese Tatsache bekannt geworden war und nicht nachgewiesen werden konnte, dass die Betroffenen gegen ihren Willen mit den Deutschen zusammengearbeitet hatten, führte dies zum Verlust der Unterstützung durch die IRO. Die Brüder Paulis und Jāzeps Urdze hatten – wie schon dargestellt – diese Erfahrung machen müssen. In seiner Pilotstudie zu DPs stellte Wolfgang Jacobmeyer in diesem Zusammenhang fest: „Der Verdacht der Kollaboration zieht sich wie ein Leitfaden durch die Geschichte der baltischen DPs.“[57]

Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 169, 171, 224; Pegel: Fremdarbeiter, 44; Tegeler: Esten, Letten, Litauer, 26; Velke: Wir sind doch auch freie Menschen, 166; Wiesemann / Brandes: DPs, 214.

54 Urdze: BCSB, 53.

55 O.A.: Urdzes Erzählung.

56 Rudzīte: Nachruf, 171; Sendhoff: BCSB, 91.

57 Eckert: Hilfs- und Rehabilitierungsmaßnahmen, 205; Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 80f.; Schröder: DPs in Münster, 123.

Doch was sagt dies nun aus über die Balten, die vom BCSB ab 1949 weiter betreut wurden? Bekannt ist, dass die deutschen Besatzer im Baltikum von Anfang an zu Mitteln wie der Androhung des Ausschlusses von der Lebensmittelversorgung oder der Ausweisung aus den eigenen vier Wänden griffen, um den „freiwilligen" Arbeitseinsatz von Balten für das Reich anzukurbeln. Einberufungen zur Wehrmacht oder den sog. fremdvölkischen Legionen der Waffen-SS erfolgten häufig getarnt als Einberufung zum Arbeitsdienst. Zugleich gingen viele Esten, Letten und Litauer aber auch freiwillig zu Wehrmacht und SS, um gemeinsam mit den Deutschen gegen die UdSSR zu kämpfen. In Estland beispielsweise wurde Freiwilligen sogar die Rückgabe von Land in Aussicht gestellt, das während der sowjetischen Besatzung konfisziert worden war.[58] Nicht vergessen werden darf in diesem Zusammenhang die Kollaborationsbereitschaft baltischer Emigrantenkreise, die teilweise schon 1940 ins Deutsche Reich geflohen waren, darunter auch Anhänger baltischer rechtspopulistisch-faschistisch-antisemitischer Organisationen wie des lettischen *Pērkoņkrusts* [Donnerkreuz] oder der *Eesti Vabadussõjalaste Liit* [Liga der Veteranen des estnischen Unabhängigkeitskrieges]. Durch Zusammenarbeit mit den Deutschen schien es möglich zu sein, die baltischen Staaten von der sowjetischen Besatzung zu befreien. Die Anhänger der Rechten hegten dabei die die trügerische Hoffnung, mit deutscher Hilfe endlich die Macht in ihren Staaten zu übernehmen. Um dieses Ziel zu erreichen, war ihnen jedes Mittel recht – inklusive Beteiligung am Holocaust, an der Eliminierung von Kommunisten und an der deutschen Propaganda.[59]

Es scheint wenig hilfreich zu sein, an die Beurteilung baltischer DPs mit moralisch aufgeladenen Pauschalvorstellungen über deren tatsächliche oder

58 Müller: An der Seite der Wehrmacht, 159, 162, 164, 170, 178; Plath: Zwischen Schonung und Menschenjagden, 230f.

59 Bleiere u.a.: History of Latvia, 165; Kangeris: Kollaboration vor der Kollaboration, 187.

vermeintliche Kollaboration heranzugehen. Vielmehr wäre hier mit der Historikerin Tatjana Tönsmeyer nach den lokalen Verhältnissen und den alltäglichen Erfahrungen der Menschen vor Ort im Baltikum zu fragen, die eine Bereitschaft zur Kollaboration förderten oder gar nicht erst aufkommen ließen.[60] Selbstverständlich soll mit diesen Ausführungen jedoch der baltische Anteil am Holocaust und an anderen Verbrechen der Deutschen in der Region weder relativiert noch negiert werden. Es sollte jedoch möglich sein, baltische DPs im Allgemeinen und die Klientel des BCSB im Besonderen als Menschen zu betrachten und zu erforschen, deren Erfahrungen und Handlungen Teil der Gesamtgeschichte des Zweiten Weltkrieges sind. Kollaboration – echte oder vermeintliche – gehört zu dieser Gesamtgeschichte dazu.

Jāzeps Urdze entwickelte noch in Lübeck im DP-Lager in der Meesen-Kaserne den Plan, den in Deutschland verbliebenen Mitgliedern des BCSB zu einer Art Zentrum zu verhelfen:

> „Damals war ich überzeugt, und dies war auch Gottes Gnade, daß es unbedingt erforderlich ist, ein Zentrum zu bauen, daß, wenn sich die Unsrigen in aller Welt zerstreuen, nach Übersee fahren, es einen Platz gibt, an dem sie zusammenkommen können [...], sich über ihr Denken und ihre kulturelle Arbeit austauschen können. Meine Überzeugung war, daß wir ein Zentrum haben müssen, für mich war es Gottes Vorsehung."[61]

Ganz dem Beispiel seiner Mutter folgend, offenbarte sich Urdze während einer Gebetsstunde mit Studenten der zukünftige Platz für das Zentrum in einer Vision:[62]

> „Dann sah ich eine Vision, so wie es im Buch Ezechiel Kapitel 40 berichtet wird [...] ich bekam den Auftrag, ein Haus zu erbauen zur Ehre Gottes, in

60 Tönsmeyer: Kollaboration als handlungsleitendes Motiv, 26f., 29, 54; Tönsmeyer: Raumordnung, 38.

61 Zitiert nach Sendhoff: BCSB, 91; Urdze: BCSB, 53.

62 Sendhoff: BCSB, 91.

dessen Mitte sollte ein Ort zum Beten sein, um welchen herum Menschen in kleinen Räumen leben sollten.“[63]

Andrejs Urdze kommentierte die Visionen seines Vaters im Gespräch mit dem Verfasser wie folgt:

> „Er hat es so erlebt, und davon hat er gelebt, diese Vision war für ihn Realität […] er betete, er hat versucht, bei Entscheidungen auf Gott zu hören, damit er ihm sagt, wo's langgeht. Und dann kommt diese Vision, die er als Wegweiser ansieht, danach richtet er sich. […] In gewissem Sinne war mein Vater ein Mystiker, er war aber kein Fanatiker […].“[64]

Im Mai 1949 befand sich die Familie Urdze im DP-Lager in der Abtei Brauweiler bei Köln,[65] das zu diesem Zeitpunkt u.a. eines der größten Lager für

63 Zitiert nach o.A.: Urdzes Erzählung. Das alttestamentarische Buch Ezechiel schildert Visionen des gleichnamigen Propheten, der 597 v.Chr. als Angehöriger der Oberschicht des Volkes Israel von König Nebukadnezar in die sog. Babylonische Verbannung geführt worden war. Im fünften Jahr der Deportation wurde Ezechiel an einem Euphrat-Kanal von Gott zum Propheten berufen, mit der Aufgabe, dem Volk Israel die Illusion zu nehmen, dass man bald wieder in die Heimat zurückkehren werde. Für die Zukunft stellte der Prophet jedoch Gottes rettendes Eingreifen und die Wiederauferstehung des Volkes Israel rund um den neu erbauten Tempel in Jerusalem in Aussicht. In einer dieser Visionen – diejenige, auf die sich Urdze bezog – zeigte Gott Ezechiel detailreich den neuen Tempel in Jerusalem; vgl. o.A.: Einleitung zum Buch Ezechiel, 947; Zimmerli: Ezechiel, 769.

64 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.

65 PB Urdze, 7.5.1949: Pastor Urdze (DP-Camp Brauweiler b. Köln) an Dorothy L. Acott (Ladies' Bible Class of St. David's United Church, Canada). Dieses Schreiben war die Antwort Urdzes auf ein Nahrungsmittelpaket aus Kanada, das die Familie völlig überraschend erreicht hatte. Der Brief erlaubt einen Blick auf die Lebensumstände der Familie in Brauweiler: Die Kleidung Urdzes und seiner Angehörigen (inklusive des 79jährigen Vaters des Pastors) war verschlissen und musste erneuert werden. Insbesondere fehlte es an Socken, Seidenstrümpfen und Unterwäsche. Die ausgegebenen Nahrungsmittel seien, so Urdze, unzureichend, v.a., was die Fette angehe. Daher sei das Lebensmittelpaket eine wichtige und willkommene Unterstützung. Untergebracht sei die gesamte Familie in einem einzigen großen Raum, den man mit großen Decken

polnische DPs in der britischen Besatzungszone war.[66] Auf eine nicht mehr rekonstruierbare Art und Weise erhielt Jāzeps Urdze nun den Hinweis, dass in Hangelar bei Bonn auf dem Gelände eines zerstörten Flugplatzes in einem stark beschädigten Hangar die Einrichtung des neuen BCSB-Zentrums möglich sei.[67] Er setzte sich mit der britischen Militärregierung in Verbindung und erhielt die Möglichkeit, über das Finanzamt Düsseldorf ein Gebäude des völlig zerschossenen und zerbombten Flugplatzes zu pachten, das nur noch drei Wände hatte.[68] 1985 berichtete Pastor Urdze über die bauliche Situation in Hangelar:

> „Ringsum gab es Ziegel und Sand. In der Nähe eine Zementfabrik, wo wir kostenlos Zement bekommen konnten. Zunächst richteten wir zwei Zimmerchen ein, dort zog ich samt Familie [...] ein, und Weihnachten 1949 entzündeten wir die Kerzen an unserem ersten Weihnachtsbaum. [...] Der ganze Flugplatz sah damals aus wie ein gewaltiger Fluß mit Treibeis – nur waren dies gesprengte Betonblöcke. Wir fingen an, das Haus nicht von unten, sondern von oben zu bauen, denn unten war es völlig zerstört und hielt sich nur auf Betonpfeilern. Zunächst erneuerten wir das Dach, dann das Obergeschoß.“[69]

in verschiedene Abteilungen aufgeteilt habe.

66 Velke: Zwischen Universität und Lagerleben, 187.

67 Kļaviņš: Anfänge des BCSB; o.A.: Urdzes Erzählung.

68 Sendhoff: BCSB, 91; Velke: Zwischen Universität und Lagerleben, 196.

69 O.A.: Urdzes Erzählung.



BCSB-Gebäude in Hangelar: Außenansicht zwischen 1949 und 1952.
Quelle: StA Sankt Augustin BSA 5316



Die Umgebung in Hangelar zwischen 1949 und 1952.
Quelle: StA Sankt Augustin BSA 5348

Mit der Familie Urdze hatte sich ein Trupp nicht nur baltischer Studenten in Hangelar eingefunden, der sich an den Baumaßnahmen beteiligte. In mehreren „internationalen Aufbaulagern“ errichteten Studenten aus verschiedenen europäischen Ländern sowie amerikanische Studenten das neue Zentrum des BCSB in Hangelar.[70] In der Freizeit wurden Andachten abgehalten, Bibelstunden veranstaltet und gemeinsam gebetet.[71]

Eine Broschüre in englischer Sprache, die offenbar für das Werben von Spenden in aller Welt gedacht war, berichtete über den Fortgang der Bauarbeiten sowie Sinn und Zweck des neuen Studentenheimes des BCSB:[72]

„This house shall be:

1) A home for those who are without a home country.
2) A source of spiritual and material strenght for those who are thirsty and hungry.
3) The homestead of the Cheerful Message.
4) A place of praise and thanksgiving.“[73]

Laut der Broschüre hatten die Bauarbeiten in Hangelar am 3. September 1949 begonnen, und nur anderthalb Monate später wurde schon der erste Gottesdienst in den schon fertig gestellten Räumen gefeiert. Ab 5. November 1949 konnten die ersten Studenten einziehen.[74]

70 Rudzīte: Nachruf, 171; Sendhoff: BCSB, 91, 96.

71 Rudzīte: Nachruf, 171.

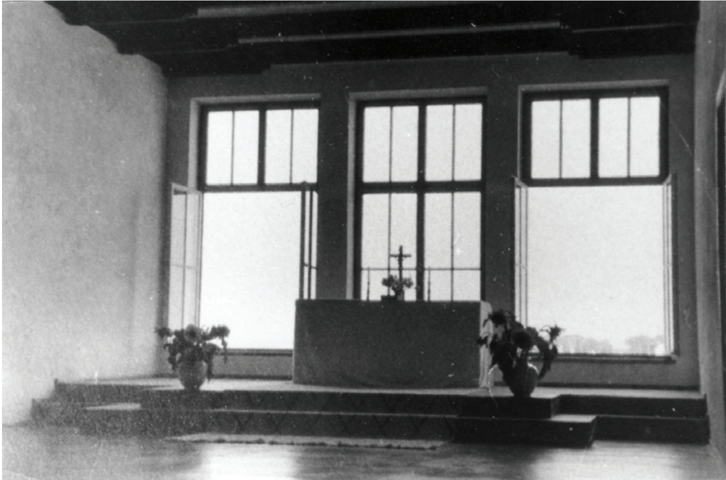
72 StA Sankt Augustin SGL 360, o.D.: A Christian Students Home. Die letzte Seite der Broschüre nennt Repräsentanten des BCSB in Australien (1 Person), Kanada (1 Person in Toronto) und den USA (4 Personen u.a. in Philadelphia, Minneapolis und Chicago) sowie in Belgien (1 Person) und Großbritannien (der stellvertretende Erzbischof der Lettischen Ev.-luth. Kirche in London).

73 StA Sankt Augustin SGL 360, o.D.: A Christian Students Home.

74 StA Sankt Augustin SGL 360, o.D.: A Christian Students Home.



Ein internationales Aufbaulager zwischen
1949 und 1952.
Quelle: StA Sankt Augustin BSA 5367



Der Andachtsraum zwischen 1949 und 1952.
Quelle: StA Sankt Augustin BSA 5384

Finanziert wurden die Bauarbeiten vor allem aus Spenden. Für Jāzeps Urdze war wichtigstes Ziel, dem BCSB größtmögliche finanzielle Unabhängigkeit zu erhalten; daher ging er keine finanziell-wirtschaftliche Bindungen mit Organisationen wie der IRO oder dem Lutherischen Weltbund oder mit staatlichen Stellen ein. Dabei hatte er offenbar zumindest anfänglich vergeblich versucht, die großen Hilfsorganisationen für Unterstützung eines BCSB-Zentrums zu gewinnen. Der Kurs der wirtschaftlich-finanziellen Unabhängigkeit führte jedoch schnell zu massiven finanziellen Problemen.[75] Bis zum Umzug der Bewohner nach Hangelar waren diese als DPs in ihren Herkunftslagern versorgt worden – dies fiel nun weg. Da mit Spenden allein nicht

75 PB Urdze, o.D.: Erstes Schreiben Pastor Urdzes an die Ratsmitglieder des BCSB.

auszukommen war, wandte sich Urdze immer wieder an das Land Nordrhein-Westfalen und beantragte erfolgreich beim Sozialministerium einen Versorgungsbetrag von 2 DM/Tag, der ab Dezember 1950 für alle Bewohner an Stelle der bei Lagerunterbringung gewährten Unterkunft und Verpflegung gewährt wurde. Mit diesem Geld mussten alle anfallenden Unkosten inklusive der Studiengebühren bestritten werden. Überdies musste die Beihilfe jeden Monat erneut beantragt werden, wobei die Studierenden mit Immatrikulationsbescheinigungen nachzuweisen hatten, dass die Empfänger tatsächlich in Bonn studierten. Zusätzlich gelang es Pastor Urdze immer wieder, Überbrückungsdarlehen und Zuschüsse sowohl vom Land NRW als auch vom Bonner Verein Studentenwohl zu bekommen, dem Vorläufer des heutigen Bonner Studentenwerks.[76]

Die Rekonstruktion der Jahre in Hangelar stößt auf gewisse Schwierigkeiten, da die vorhandenen Quellen und die spärliche Literatur durchaus widersprüchliche Informationen liefern. Die Lebensverhältnisse in Hangelar waren trotz aller Baumaßnahmen primitiv – davon überzeugten sich auch immer wieder „hohe Gäste der deutschen Landesregierung" Nordrhein-Westfalens, die sich dennoch sehr beeindruckt von dem zeigten, was in Hangelar geschaffen worden war: Urdze und seine Schützlinge seien den deutschen Flüchtlingen öffentlich als Vorbilder vor Augen gestellt worden, wie man aus dem Nichts etwas schaffen könne. Außerdem habe man bei solcher Gelegenheit auch Unterstützungsgelder von insgesamt 50.000 DM erhalten.[77]

76 Velke: Zwischen Universität und Lagerleben, 196. Korrespondenz zu den Überbrückungsdarlehen und Zuschüssen in LAV NRW Abt. Rheinland, NW 144/142: Studentenwohnheim Baltisch-Christlicher Studentenbund (1950-1961).

77 O.A.: Urdzes Erzählung.

Ab 1951 habe sich die Situation in Hangelar deutlich verbessert, nachdem eine Zentralheizung, eine Waschküche und eine Schreinerei eingerichtet worden waren.[78] Neben Studenten und Studentinnen – streng getrennt nach Geschlechtern – nahm Urdze auch Lehrlinge auf. Zu diesem Zweck erreichte er die Aufnahme des BCSB-Heimes in eine Liste der vom Sozialministerium NRW anerkannten Heime für Lehrlinge, deren Bewohner aus Mitteln des Bundesjugendplans bis zum Ende ihrer Ausbildung mit Geldern für Verpflegung und Lehrmittel sowie mit Taschen- und Fahrgeld ausgestattet wurden.[79]

Unklar bleibt, wie Jāzeps Urdze seinen eigenen Lebensunterhalt und den seiner Familie bestritt. Zum einen erhielt Urdze offenbar eine Nothilfeunterstützung der Evangelischen Kirche im Rheinland, zum anderen aber auch Arbeitslosenunterstützung, die mit den kirchlichen Zahlungen verrechnet wurde. Später wurde er von der Evangelischen Kirche im Rheinland als Pastor bezahlt und bekam eine Art Aufwandsentschädigung als Generalsekretär des BCSB.[80]

An dieser Stelle sei ein kurzer Blick auf die Persönlichkeit des Pastors Urdze eingefügt. Sein Sohn Andrejs Urdze schildert ihn als charismatische Persönlichkeit, sehr gewinnend und erfolgreich im Umgang mit Menschen – seien es nun die Bewohnerinnen und Bewohner Annabergs oder auch die deutschen Behörden. Er habe es verstanden, zu verhandeln und seine Ziele zu erreichen.[81]

78 O.A.: Urdzes Erzählung.

79 O.A.: Urdzes Erzählung.

80 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012; PB Urdze, 25.4.1950: Evangelische Kirche im Rheinland. Superintendent des Kirchenkreises Bonn an Urdze wg. Nothilfeunterstützung.

81 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.



Jāzeps Urdze zwischen 1949 und 1952.
Quelle: StA Sankt Augustin BSA 5387

Laut Andrejs Urdze war der Glauben seines Vaters immer ökumenisch ausgerichtet. Dogmen seien für ihn uninteressant gewesen – vor diesem Hintergrund habe er auch katholisch-evangelische Trauungen vorgenommen und sei immer über Grenzen gegangen.[82] Die Bibel war für ihn „wirklich Gottes

82 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.

Wort [...] er lebte das Wunder, das materialisierte Wunder, er hat viele Dinge als Wunder erlebt.“[83]

Auch wenn sich seine gelebte Religiosität heute nicht mehr allen Betrachtern erschließen mag, so liegt doch auf der Hand, dass Jāzeps Urdze zu seiner Zeit „der richtige Mann am richtigen Ort“ war, um mit dem BCSB zumindest einigen Balten dabei zu helfen, die Exilerfahrung zu bewältigen.

Die folgenden Tabellen zeigen für Februar 1952 die Struktur der Bewohner und Bewohnerinnen in Hangelar (neben Balten lebten dort auch ein Rumäne und deutsche Lehrlinge):[84]

Tabelle 1: Studenten

		ml.	wbl.
Estland	3	2	1
Lettland	16	6	10
Litauen	3	3	
Rumänien	1	1	
gesamt		12	11
Studienfächer:			
Zahnmedizin		6	3
Medizin		2	4
VWL		1	1
Philologie		1	1 (Doktorandin)
Jura		1	
Mathematik		1	
Naturwissenschaften		1	
Landwirtschaft		1	1 (Doktorandin)
Physik		1	
Theologie		1	
Bemerkungen			
Tbc		6	2

83 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.

84 Die Tabellen nach PB Urdze, 11.2.1952: Verzeichnis der Bewohner des BCSB in Hangelar.

Tabelle 2: Lehrlinge

	ml.	**wbl.**
Estland	/	/
Lettland	1 („deutscher Name“)	1 („deutscher Name“)
Litauer	1 („deutscher Name“)	
Deutschland	4	
Lehrlingsberufe:		
Schreiner		1
Maurer	4	
Tischler	1	
Bäcker	1	

Daneben wohnten noch einige Familien (darunter die Urdzes) und sonstige Bewohner in Hangelar, die u.a. als Heizer, Maurer, Bauleiter, Bürokräfte oder Köchinnen beschäftigt waren – insgesamt 27 Personen mit acht Kindern; Litauer, Letten, ein Russe und Deutsche.[85] Die Lebensmittelversorgung versuchte man so weit wie möglich in Eigenregie zu übernehmen. Schweine und Hühner wurden gehalten und alle nur vorstellbaren Gemüsesorten angebaut.[86] Über eine direkte Straßenbahnverbindung war es möglich, von Hangelar zum Bonner Hauptbahnhof und damit auch zur Universität zu kommen.[87]

85 PB Urdze, 11.2.1952: Verzeichnis der Bewohner des BCSB in Hangelar.

86 PB Urdze, 5.2.1952: Pastor Urdze an Gemeinderat Beuel; 22.2.1952: Verzeichnis der notwendigen Samen für die Frühjahrsbestellung des Gemüse- und Blumengartens in Hangelar.

87 StA Sankt Augustin SGL 360, o.D.: A Christian Students Home.



Blick in den Schlafraum der weiblichen Bewohner zwischen 1949 und 1952.
Quelle: StA Sankt Augustin BSA 5327



Gartenarbeit zwischen 1949 und 1952.
Quelle: StA Sankt Augustin BSA 5374

Das Protokoll einer Ratssitzung des BCSB vom Februar 1950 (also kurz vor der Übergabe der DPs in die deutsche Zuständigkeit) gibt Auskunft über die allgemeine Arbeit des Bundes in jener Zeit.[88] Generalsekretär Jāzeps Urdze berichtete zunächst, dass der Bund lediglich in Deutschland Ortsgruppen habe; einzelne Mitglieder im Ausland seien jedoch dabei, entsprechende Gruppen an ihren Heimatorten aufzubauen. Der Bund solle allzeit in enger Verbindung mit den baltischen Kirchen stehen. Erstrebenswert sei es, ein Büro zu haben, in dem je ein Vertreter der Esten, Letten und Litauer anwesend sein und den Briefverkehr in der jeweiligen Landessprache abwickeln solle.

88 PB Urdze, 8./9.2.1950: Protokoll der 2. Sitzung des Rates des BCSB in Imbshausen bei Northeim.

Es folgten die Berichte der Nationalsekretäre. Der estnische Nationalsekretär berichtete, dass von 80 estnischen Mitgliedern mittlerweile 40 in die USA ausgewandert seien. Der estnische Sektor könne immerhin 130 DM für den weiteren Ausbau Hangelars zur Verfügung stellen und hoffe auf weitere 500 bis 600 DM, die an Spenden einzusammeln seien. Ansonsten sei die finanzielle Lage sehr schwierig.

Der lettische Nationalsekretär (sein litauischer Kollege fehlte bei dieser Sitzung) gab die Mitgliederzahl für „seinen" Sektor mit 190 an, unterstützt von 70 Jugendlichen. Besonders aktiv seien die lettischen BCSB-Mitglieder an den Universitäten Hamburg, Köln, Tübingen und Augsburg. Daneben seien zwei lettische Mitglieder in den USA und Australien aktiv. Ein Mitglied wolle in die Niederlande übersiedeln; in Großbritannien habe man neue Mitglieder gewinnen können. Ansonsten sei im lettischen Sektor eine ausgeprägte Passivtiät zu verzeichnen: Mitgliedsbeiträge würden nicht gezahlt, und nach erfolgter Auswanderung versäumten es viele, ihre neuen Anschriften mitzuteilen. Auch sei der Geldmangel groß und das Studenten- und Lehrlingsheim in Hangelar unter den lettischen DPs in Deutschland viel zu wenig bekannt.

Zum Ausbau Hangelars wurde festgehalten, dass der Ausbau zügig vorangehe. Verpflegung komme als Spende vom Weltkirchenrat und reiche für die nächsten sechs Monate. Verwaltet wurde Hangelar offenbar von einem paritätisch besetzten Verwaltungsrat. Bislang habe man 5000 DM an Spenden für den Ausbau des Hangars in Hangelar einsammeln können. Evangelische Studenten in den USA seien dabei, weiter Spenden zu sammeln; das Rektorat der Universität Bonn habe jede nur mögliche Unterstützung zugesichert.

Für die weitere Zukunft Hangelars und des BCSB wurde in Aussicht genommen, nicht nur baltische Mitglieder, sondern auch Studenten, die nicht dem Bund angehörten, aufzunehmen. Darüber hinaus schlug Pastor Urdze vor, in Hangelar eine Evangelisationsschule einzurichten.

Über das Alltagsleben der Bewohner in Hangelar wissen wir derzeit kaum etwas. Glaubt man Pastor Urdze, so ging die geistliche Entwicklung der Bewohnerschaft nicht in die richtige, gottgefällige Richtung. Drei Jahre lang, so konstatierte er 1952, habe man in Hangelar versucht, eine Gemeinschaft im Sinne eines „christlichen Idealismus" zu bilden:

> „Das Ergebnis war ein unerträgliches Fiasko. Man betete, aber man glaubte nicht. Man predigte, hielt Bibelstunden – aber man hörte nicht. Man diskutierte und sprach aneinander vorbei. [...] In diese [...] Lage hat Gott selbst eingegriffen: wir erhielten eine Kündigung unseres Pachtvertrages, mit anderen Worten – das Signal zur Auflösung der beiden Heime!"[89]

Der Hintergrund für die Kündigung: Der Bundesgrenzschutz reklamierte den Flugplatz Hangelar für sich; der bestehende Pachtvertrag zwischen dem BCSB und dem Land NRW wurde 1952 nicht mehr verlängert.[90] Mit Hilfe des Bundesvertriebenenministeriums und des nordrhein-westfälischen Sozialministerium konnte der BCSB immerhin eine überstürzte Räumung des Geländes vermeiden und für sich eine Entschädigung der bislang in Hangelar verbauten Sachwerte herausholen.[91] Aber wie sollte es weitergehen?
Auch in dieser Situation erflehte und erhielt Pastor Urdze göttlichen Beistand:

> „Wir warteten nicht, bis man uns in irgendein Lager umquartierte, sondern fingen an, von neuem zu suchen. Wieder ein bedeutsames Erlebnis, auch auf dem weiteren Weg spricht Gott mich an. Ich bitte Gott, er möge den Weg zeigen, und ich sehe einen großen, prächtigen Berg. Am dritten Tag nach unserer Kündigung fahre ich mit Dr. Zelmentis, der mitsamt Familie aus einem Bonner Studentenheim nach Hangelar gezogen war, nach Bad Godesberg

89 PB Urdze, o.D. (1952): Manuskript „Kongress 1952. An die Mitglieder des Baltischen Christlichen Studentenbundes".

90 Kļaviņš: Anfänge des BCSB; Küpper: Flugplatz Bonn-Hangelar, 51; Velke: Zwischen Universität und Lagerleben, 196.

91 Velke: Zwischen Universität und Lagerleben, 196.

> zum Wohnungsamt, um einen Platz für 60 Menschen zu finden. Ein junger Beamter weist uns ab und erklärt, dass Bonn jetzt Hauptstadt geworden ist und es vergeblich ist, hier in der Nähe etwas zu suchen.
> Ich bete im Stillen: ‚Herr, Du weißt deinen Weg!' und sage zu dem jungen Mann: ‚Ihre Augen werden den Ort sehen, wo wir wohnen sollen!' Dieser ist erstaunt über solch eine Anrede. Auf seinem Schreibtisch liegt ein Umgebungsplan der Stadt. So geschah es dann auch: auf dem Plan zeigt er auf Annaberg, das dem Grafen von Westerholt gehört. Ich frage, wer uns nähere Informationen geben könnte. Es stellt sich heraus, dass ein Architekt den Bau neuer Wohnquartiere beaufsichtigt. Wir gehen zu ihm. Die Tür wird von einem Bekannten geöffnet, der in Hangelar in einer deutschen Tanzgruppe während eines der internationalen Workcamps getanzt hat. Dieser meldet uns bei seinem Vorgesetzten an, der sich gerade eben auf den Weg zum Berg macht. Er nimmt uns mit. Nach 20 Minuten sind wir auf dem Annaberg."[92]

Auch der weitere Weg zum Erwerb des Anwesens auf dem Annaberg war von Zufällen aller Art gekennzeichnet. So kannte der Architekt, der Urdze mitgenommen hatte, den Förster des Grafen von Westerholt gut und wusste, dass dieser wegen eigener finanzieller Probleme zum Verkauf seines kriegsbeschädigten Herrenhauses gezwungen war. Den Weg zu Westerholt ebnete ein litauendeutscher Baron von der Ropp, der schon vor dem Zweiten Weltkrieg in Litauen Mitglied in der Gemeinde Urdzes gewesen war und den Grafen von Westerholt noch aus Burschenschaftstagen in Berlin kannte.[93]

92 O.A.: Urdzes Erzählung.

93 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012; o.A.: Urdzes Erzählung; Rudzīte: Nachruf, 172. Wilhelm Reichsgraf von Westerholt und Gysenberg, aus altem westfälischen Adel und Sohn des Reichsgrafen Karl von Westerholt (letzter Kämmerer der deutschen Kaisern Auguste Viktoria), hatte das Schloss Annaberg 1916 vom Zuckerfabrikanten Eugen Pfeiffer erworben. Vor Pfeiffer wiederum hatte Annaberg als akademisches Gut zur Preußischen landwirtschaftlichen Akademie Poppelsdorf gehört; vgl. StA Bonn, ZA 100/1620, 1897: Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der Königlichen Preußischen landwirtschaftlichen Akademie Poppelsdorf, 14; StA Bonn ZA 10/100 II: Bonner Generalanzeiger für Bonn und Umgegend vom 11.4.1906; StA Bonn

Baron von der Ropp legte bei Westerholt ein gutes Wort für den BCSB ein. Für 200.000 DM wechselte Schloss Annaberg den Besitzer, wobei die Finanzierung dieser Summe seitens des BCSB nur ansatzweise gesichert war[94] – die gesamten 1950er Jahre hindurch sollten die Schulden, die der Bund beim Grafen von Westerholt noch hatte, zum drückenden Problem werden.

Annaberg 1952-1989

Die 1950er Jahre

„Es ist wie im Märchen. Eben stand man noch vor dem Nichts und jetzt soll man in ein Schloß umziehen" – so schilderte die BCSB-Veteranin Austra Rudzīte die Situation, in der sich der BCSB und die Bewohner Hangelars befanden.[95] Das Herrenhaus Annaberg bot große Möglichkeiten der Erweiterung für die Studenten- und die Lehrlingsabteilung. Geplant war auch, das Gebäude als Tagungszentrum zu nutzen.[96]

ZA 100/1620, o.A., Art. „Friesdorf trauert um seinen Grafen. Wilhelm Reichsgraf von Westerholt und Gysenberg starb im 72. Lebensjahr". In: Bonner Rundschau vom 16.4.1957. Als Graf von Westerholt 1957 starb, erschien sogar Prinz Oskar von Hohenzollern bei der Beerdigung, wie die Bonner Rundschau ehrfürchtig vermerkte, und legte einen Kranz nieder: „Unzählige Kränze und Blumen bedeckten den Grabhügel, gleichsam ein letzter Abglanz der Vergangenheit, die Wilhelm Reichsgraf von Westerholt und Gysenberg zeitlebens verkörperte."; vgl. StA Bonn ZA 100/1620: o.A., Art. „Ein Kranz der kaiserlichen Familie. Prinz Oskar von Hohenzollern legte ihn am Grabe des Reichsgrafen v. Westerholt nieder". In: Bonner Rundschau vom 16.4.1957.

94 Kļaviņš: Anfänge des BCSB; o.A.: Urdzes Erzählung.

95 Rudzīte: Nachruf, 172.

96 PB Urdze, 1952: Erstes Schreiben Pastor Urdzes an die Ratsmitglieder des BCSB.

Zunächst einmal stand jedoch die bauliche Instandsetzung des kriegszerstörten Hauses Annaberg auf dem Programm. Noch für Hangelar war ein „internationales Aufbaulager“ von Studenten und Jugendlichen geplant gewesen; dieses wurde nun kurzerhand nach Annaberg verlegt. US-Amerikaner, Briten, Dänen, Niederländer, Rumänen, Schweizer, Deutsche und natürlich auch Esten, Letten und Litauer – insgesamt Anhänger von sieben verschiedenen Konfessionen – kamen zusammen und renovierten das Gebäude. Die Freizeit verbrachte man mit Bibelstunden, geistigen Gesprächen, nationalen Abenden und anderen Veranstaltungen. Noch im Sommer 1952 konnten die ersten Studenten (zunächst vor allem die, die bei den Arbeiten in Annaberg mitgeholfen hatten) in ihr neues Domizil einziehen; bis Weihnachten 1952 war der Umzug vollständig abgeschlossen.[97]

Für BCSB-Gründungsmitglied Paulis Kļaviņš schien anfänglich ebenfalls alles „wie im Märchen“ zu sein:

> „Jeder Student bekam ein eigenes neu errichtetes Zimmer. Ein schönes Haus, eine wundervolle Umgebung! Nun ja, auf dem Rückweg von der Universität musste man hoch auf den Berg – aber das sollte ja für einen Studenten kein Problem sein. Außerdem gab es ja auch noch die zweite Möglichkeit, heim zu kommen – über den Venusberg, wohin der O-Bus fuhr, und dann durch den Wald, wo man den Duft der Kiefern einatmen und die Natur genießen konnte. Es ist gut, wenn die Schönheit einen so betört, dass man neuen Mut und Kraft schöpfen kann, um mit den großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen.“[98]

Wie man den folgenden Bildern entnehmen kann, hatte sich der BCSB räumlich-architektonisch in der Tat um einiges verbessert.

97 Kļaviņš: Anfänge des BCSB. Ein weiteres „Aufbaulager“ mit 44 Teilnehmern ist für 1954 nachgewiesen, vgl. PB Urdze, o.D.: Teilnehmerliste Aufbaulager 1954.

98 Kļaviņš: Anfänge des BCSB.



1967 Annaberg Außenansicht
Quelle: PB Andrejs Urdze



o.D. Annaberg Außenaufnahme
Quelle: PB Andrejs Urdze



o.D. Annaberg Außenaufnahme
Quelle: PB Andrejs Urdze



o.D. Annaberg: Terrasse im Winter
Quelle: PB Andrejs Urdze



o. D. Annaberg Speisesaal
Quelle: PB Andrejs Urdze

Finanziell geriet der BCSB in Annaberg noch im Sommer 1952 unter Druck. Die zugesagte Entschädigung für die verbauten Sachwerte in Hangelar ließ auf sich warten und betrug dann statt der ursprünglich vorgesehenen 120.000 DM nur 50.000 DM. Hilfesuchend wandte sich Jāzeps Urdze nun an das Sozialministerium NRW, an die Evangelische Kirche Deutschlands, den Weltkirchenrat, die Alliierte Hohe Kommission und diverse Bundesministerien und beantragte Zuschüsse und Fördermittel, um die Renovierung Annabergs und das Abtragen der Schulden bei Graf von Westerholt zu sichern.[99]

99 Kļaviņš: Anfänge des BCSB; PB Urdze, 5.8.1952: Urdze an das Sozialministerium NRW wg. Auflösung/Entschädigung Hangelars.

Für das Jahr 1952 liegt eine „Abrechnung der Einnahmen und Ausgaben" vor, die einen kleinen Einblick in die Finanzierung des BCSB und Annabergs gewährt.[100] Haupteinnahmequelle waren 1952 Spenden aus den USA, der Schweiz, Holland und Belgien sowie aus Deutschland. Hinzu kamen Spenden der Kirchen in Deutschland und Beihilfen aus der Landeshauptkasse des Landes NRW. Auf der Ausgabenseite schlugen u.a. Ausgaben für Dienstreisen Pastor Urdzes, Bürokosten, Abonnements diverser Zeitschriften, Ausgaben für Annaberg und Rechtsanwaltsgebühren zu Buche.[101] Außerdem erhielt Urdze für die im BCSB-Heim lebenden Studenten Unterstützungszahlungen des „Sozialamtes für Ausländer" in Münster.[102] Dieses war 1950 im Zuge der Übergabe der DPs in deutsche Hand innerhalb des Sozialministeriums eingerichtet worden und betreute die „heimatlosen Ausländer", wie die DPs nun hießen und die ehemaligen DP-Lager in NRW.[103]

Das Lehrlingsheim, das in Annaberg weitergeführt wurde, finanzierte sich aus den Geldern, die von der damals noch selbständigen Stadt Beuel (heute ein rechtsrheinischer Stadtteil Bonns) für die Lehrlinge gezahlt wurde, zusätzlich kam Geld vom Litauischen Hilfskomitee in den USA. Bezahlt wurden aus diesen Einnahmen u.a. ein Gehalt für den Leiter des Lehrlingsheims sowie Taschengelder und Arbeitskleidung für die Lehrlinge. Zuwendungen für Ausbau und Ausstattung der Gebäude in Hangelar und Annaberg waren vom Sozialministerium NRW und aus privaten Spenden aus aller Welt geflossen.[104]

100 PB Urdze, o.D.: Abrechnung der Einnahmen und Ausgaben 01-12/1952.

101 PB Urdze, o.D.: Abrechnung der Einnahmen und Ausgaben 01-12/1952.

102 PB Urdze, 17.1.1955: Wohnstätten für Ausländer/Anweisungs- und Abrechnungsstelle, Münster an Pastor Urdze.

103 Dietz-Görrig: DPs, 73.

104 PB Urdze, o.D.: Abrechnung der Einnahmen und Ausgaben 01-12/1952.

Die Verpflegung der Annaberger Bewohner wurde u.a. aus Spenden kirchlicher Hilfswerke bestritten, beispielsweise des Evangelischen Hilfswerks in Düsseldorf, das Butter, Pflanzenfett, Käse und Trockenmilch lieferte.[105] Aus den USA kamen Lebensmittelpakete des Mennonite Central Committee.[106]

Die Tuberkulose war in jenen Jahren beständige Begleiterin der Annaberger Bewohner. Das Gesundheitsamt des Landkreises Bonn informierte Jāzeps Urdze im Januar 1955 darüber, dass die Tbc-Fallzahlen in seinem Studentenwohnheim sogar höher als in anderen vergleichbaren Heimen seien, „[...] was wohl auf die seelische und finanzielle Belastung Ihrer Studenten zurückzuführen ist."[107] In der Folge gab es dann Röntgen-Untersuchungen sämtlicher Bewohner Annabergs durch den Rheinischen Tuberkuloseausschuss in Düsseldorf, der mit Röntgen-Geräten „im neuen geräumigen Mercedes-Bus" in Annaberg einrückte. Die Kosten für die Untersuchung mussten die Betroffenen selber tragen.[108]

Mit der Universität Bonn – hier vor allem mit dem Verein Studentenwohl bzw. mit dem Studentenwerk Bonn – bestanden zumindest phasenweise recht enge Beziehungen, schon während der Zeit, als sich das BCSB-Wohnheim noch in Hangelar befand. Regelmäßig wurde der BCSB zum Empfang für ausländische Studierende in den Rektoratsräumen der Bonner Universität eingeladen. Außerdem war Pastor Urdze mehrfach beim Studentenwerk vorstel-

105 PB Urdze, 23.8.1955: Rundschreiben des Evangelischen Hilfswerk Düsseldorf.

106 PB Urdze, 7.11. und 9.12.1955: Mennonite Central Committee (Agency for Relief and Other Christian Services), European Area/Frankfurt a. M. an Pastor Urdze.

107 PB Urdze, 24.1.1955: Landkreis Bonn, Gesundheitsamt/Lungenfürsorge an Pastor Urdze.

108 PB Urdze, 24.1.1955: Landkreis Bonn, Gesundheitsamt/Lungenfürsorge an Pastor Urdze; 2.2.1955: Prof. Dr. Schmitz/Rheinischer Tuberkulose-Ausschuss e.V. an Pastor Urdze.

lig geworden und hatte um Unterstützung für seine Anliegen bei den Bundesministerien und beim Land NRW nachgesucht. Annaberger Studentinnen und Studenten wurden vom Studentenwerk durch das Erlassen von Gebühren, Studienbeihilfen und Freitische in der Mensa gefördert. Darüber hinaus hatte das Studentenwerk schon in Hangelar Weihnachtsfeiern mit Bescherung für die Bewohner veranstaltet, die auch in Annaberg fortgesetzt wurden. Gelegentlich gewährten sowohl das Studentenwerk als auch die Bonner Alma mater selbst Zuschüsse und Darlehen für das BCSB-Studentenwohnheim.[109]

Die Freizeit im Schloss Annnaberg wurde u.a. durch Filmvorführungen aufgelockert. 1955 bot das Amt für Jugendpflege des Landkreises Bonn Pastor Urdze Jugendfilmabende an. Für 10-16jährige Jugendliche wurden Streifen geboten wie „Das zauberhafte Land" (womit wohl der Hollywood-Musical-Film „Der Zauberer von Oz" mit Judy Garland in der Hauptrolle des Mädchens Dorothy von 1939 gemeint sein dürfte[110]): „Die kleine Dorothy erlebt im Wunderland der Zwerge, Hexen und Zauberer allerlei Abenteuer. Ein Kindermärchen, das durch die zauberhafte Aufmachung auch Erwachsene anspricht."[111] Die über 16jährigen wurden mit „Die Nacht begann am Morgen" (Originaltitel: „Morning Departure", USA 1950) beglückt: „Der Untergang eines U-Bootes im Frieden – 3 Männer können nicht gerettet werden – von einer unpathetischen Menschlichkeit – künstlerisch und menschlich bemerkenswert."[112]

109 PB Urdze, 2.2.1953: Prof. Dr. Martin Noth, 1. Vorsitzender des Studentenwerks Bonn e.V. an Prof. Dr. Richter (Rektor der Universität Bonn); 23.4.1956: Rektor Uni Bonn an Pastor Urdze.; 3.6., 9.8., 20.12.1955: Korrespondenzen zwischen Pastor Urdze/BCSB und dem Bonner Studentenwerk wegen ausstehender Rückzahlungsraten für gewährte Darlehen.

110 The Wizard of Oz, in: Internet Movie Database, http://www.imdb.com/title/tt0032138/ (11.3.2016).

111 PB Urdze, 12.4.1955: Amt für Jugendpflege des Landkreises Bonn an Pastor Urdze.

112 Morning Departure, in: Internet Movie Database, http://www.imdb.com/title/

Die Filme sollten jedoch nicht einfach nur konsumiert werden. Vielmehr sollten im Anschluss „Aussprachen“ zu geeigneten Themen des jeweiligen Films stattfinden, so beispielsweise im Fall des Films „Kleine, tapfere Jo“ (Originaltitel: „Little Women“, USA 1949):[113]

> „Gemütvoller, reizender Film über die Sorgen von vier Schwestern und ihrer Mutter zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges. Erfreuliche Betonung herzlichen Familiengeistes, nach einem der meistgelesenen Romane Amerikas. Auch für Jugendliche geeignet.“[114]

Für die anschließenden „Aussprache“ wurden als „geeignete Themen“ vorgeschlagen die Familie im Allgemeinen und ihre Bedeutung für Jugend und Alter sowie deren Zerfall und innerer Umbau bei Heirat der Kinder.[115]

Speziell für die Bewohner des Lehrlingswohnheims gewährte die Evangelische Heimstatthilfe in Rheinland und Westfalen Beihilfen zur Beschaffung von Büchern, Zeitschriften und Spielen.[116] Der Rotary Club Los Gatos in den USA spendierte Annaberg ein Jahresabonnement der Zeitschrift „Sunset Magazine“, eine „exklusive kalifornische Publikation“, die dabei helfen solle, den Annabergern eine Vorstellung des Landes zu vermitteln, in dem jetzt viele ihrer Verwandten und Freunde lebten.[117] Das Kultusministerium NRW gewährte einmalig eine Beihilfe von 1000 DM zur Ergänzung der Buchbestände

tt0042810/?ref_=fn_al_tt_1 (11.3.2016); PB Urdze, 5.3. und 12.4.1955: Amt für Jugendpflege des Landkreises Bonn an Pastor Urdze.

113 Little Women, in: Internet Movie Database, http://www.imdb.com/title/tt0041594/?ref_=fn_al_tt_1 (11.3.2016); PB Urdze, 5.3.1955: Amt für Jugendpflege des Landkreises Bonn an Pastor Urdze.

114 PB Urdze, 5.3.1955: Amt für Jugendpflege des Landkreises Bonn an Pastor Urdze.

115 PB Urdze, 5.3.1955: Amt für Jugendpflege des Landkreises Bonn an Pastor Urdze.

116 PB Urdze, 14.4.1955: Evangelische Heimstatthilfe in Rheinland und Westfalen e.V./Düsseldorf an Pastor Urdze.

117 PB Urdze, 23.4.1955: Rotary Club of Los Gatos/Los Gatos, Kalifornien, USA an den BCSB.

der BCSB-Bibliothek.[118] Für seinen persönlichen Bedarf erhielt Pastor Urdze ein Jahresabonnement der Pastoralblätter des Lutherischen Weltbundes, der sich entschlossen hatte,

> „[…] den Pfarrern unter den heimatlosen Ausländern eine Freude und eine Hilfe für ihre Arbeit zukommen zu lassen. Unsere Wahl fiel dabei auf die Pastoralblätter […] Wir hoffen, dass Sie wirklich Freude und Hilfe an der Lektüre haben."[119]

Annaberg wurde zur Keimzelle und zum Sitz diverser baltischer Studentenorganisationen im deutschen Exil, so z.B. der Arbeitsgemeinschaft baltischer Studenten in Deutschland[120] oder des Zentralausschusses der litauischen Studenten. Letzterer bemühte sich erfolglos um eine Anerkennung an der Universität Bonn, erhielt dennoch die übliche Unterstützung der Universitätsverwaltung, z.B. in Form von Bereitstellung von Hörsälen für eigene Veranstaltungen.[121] 1958 konnte der Zentralausschuss an der Bonner Universität eine Feierstunde abhalten, mit der an die Erlangung der Unabhängigkeit Litauens 1918 erinnert werden sollte. Zu den Rednern der Veranstaltung gehörte Ministerialrat Werner Essen, Exponent der deutschen Ostforschung während des Zweiten Weltkrieges und als Baltikumsspezialist u.a. Leiter der Abteilung Wissenschaft und Erziehung beim Reichskommissariat Ostland in Rīga sowie des dortigen Sippenamtes.[122] Nach 1945 war er mitbeteiligt am Wiederaufbau der Reste der kriegsbedingt dezimierten Ostforschung, Mitglied des Herder-Forschungsrates sowie des ersten Vorstandes des Herder-Instituts und widersetzte sich in diesem Zusammenhang Versuchen der Militärregierung, die

118 PB Urdze, 30.3.1955: Kultusministerium NRW an Pastor Urdze.
119 PB Urdze, 23.3.1955: Gerhard S. Dietrich/Lutheran World Federation an Pastor Urdze.
120 Gespräch mit Andrejs Urdze am 24.3.2013.
121 UA Bonn, UV 69/373: 27.2.1958: Universitätsrichter an Rektor.
122 Klee: Personenlexikon, 140; Unger: Ostforschung, 64, 129.

NS-Vergangenheit der Mitglieder des Forschungsrates zu untersuchen. Darüber hinaus war er im Bundesvertriebenenministerium tätig.[123] Über die Rede Essens bei der Feierstunde berichtete die Bonner Rundschau:

> „Er würdigte Litauen in seiner Bedeutung als Volk mit einer der ältesten indogermanischen Sprachen, als das östlichste römisch-katholische Land Europas. Die deutsch-litauische Gemeinsamkeit sei durch den Volkstumsgedanken begründet, der uns mit allen unterdrückten Völkern Osteuropas verbündet."[124]

Neben Essen sprach noch der Bundestagsabgeordnete Berendsen als Mitglied des Auswärtigen Ausschusses, als „[...] ehemaliger Offizier [...] mit den Problemen Litauens aus langjähriger Tätigkeit in Ostpreußen vertraut [...]",

> „[...] gegen Resignation und für den Glauben an die Wiederherstellung. Litauen leide nicht allein und sei heute nur eines der Opfer des Moskauer Kolonialismus. [...]. Für Deutschland, so betonte Berendsen, bestehen die drei baltischen Staaten weiter als Freunde und Bürger eines künftigen gemeinsamen freien Europas. [...]
> In einem Aufruf des litauischen Studentenverbandes, der das Verlangen nach Räumung des Landes von der Roten Armee erhebt, hieß es anschließend: Der Raub natürlicher Rechte bedroht unsere Welt mehr als die atomare Entwicklung."[125]

Aus heutiger Sicht erscheint die hier dargestellte Verbindung zwischen baltischen Exilstudenten und Vertretern der Ostforschung wie Werner Essen zunächst einmal problematisch. Es ist jedoch nicht davon auszugehen, dass der Ministerialrat aus dem Bundesvertriebenenministerium den Organisatoren der Feierstunde als Ostforscher bekannt war. Entscheidend dürfte für diese

123 Klee: Personenlexikon, 140; Unger: Ostforschung, 129, 133.

124 UA Bonn, UV 69/373: Art. „Litauen nach 1918 bis heute". In: Bonner Rundschau vom 24.2.1958.

125 UA Bonn, UV 69/373: Art. „Litauen nach 1918 bis heute", in: Bonner Rundschau vom 24.2.1958.

gewesen sein, dass Vertreter der Bundesregierung sie in ihrem Bestreben unterstützen, das Schicksal der baltischen Staaten im öffentlichen Diskurs zu halten. Dem gleichen Zweck diente ein auf dem Gelände der Universität Bonn am 14. Juni 1965 durchgeführter Fackelzug, organisiert von der schon erwähnten Arbeitsgemeinschaft Baltischer Studentenverbände in Deutschland. Seinen Anfang nahm der Umzug am heutigen Anglistischen Seminar, um dann zum Rhein und zurück zum Hofgarten zu ziehen. Hier war eine Kranzniederlegung am Akademischen Kunstmuseum an der 1964 von Bundespräsident Heinrich Lübke als Ehrenmal der Bundesrepublik Deutschland eingeweihten Bronzetafel mit der Inschrift „Den Opfern der Kriege und Gewaltherrschaft“ geplant. Hintergrund waren hier die sowjetischen Massendeportationen im Baltikum vom 14. Juni 1941.[126]

Der BCSB und das Baltische Forschungsinstitut (BFI)

Seit Januar 1953 war das Baltische Forschungsinstitut (BFI) in Bonn aktiv,[127] ein weiteres baltisches „Joint Venture“, das in der Forschung – wenn es denn überhaupt erwähnt wird – lange als Nachfolgeorganisation der Baltischen Universität galt, an der deren Lehrkräfte, die im Rahmen des *Resettlement* nicht hatten auswandern können, ihr akademisches Gnadenbrot verzehrten.[128] Dieses „Joint Venture“ hatte aber noch einen deutschen Beteiligten: Hinter den Aktivitäten, die zur Gründung des BFI führten, steckten neben

126 Derix: Bebilderte Politik, 143f.; UA Bonn, UV 69/373: 9.6.1965: Felix Doepner (Arbeitsgemeinschaft Baltischer Studentenverbände in Deutschland) an den Rektor.; 10.6.1965: Ausriss aus dem Bonner Generalanzeiger „Fackelzug baltischer Studenten. Aufruf zur Teilnahme“.

127 Velke: Baltische Diaspora in Bonn, 319.

128 Velke: Baltische Diaspora in Bonn, 312.

estnischen Exilgelehrten aus Schweden maßgeblich Exponenten der deutschen Ostforschung, die nach 1945 ursprünglich eine Baltische Akademie hatten gründen wollen, mit der die Arbeit der 1949 geschlossenen Baltischen Universität fortgesetzt werden sollte. Der Plan der deutschen Seite (maßgeblich vertreten durch den Soziologen Gunther Ipsen) bestand darin, mit der geplanten Akademie (ausgestattet mit Prüfungs- und Promotionsrechten) ein weiteres Zentrum der Ostforschung – neben Göttingen und Marburg – zu etablieren. Dort sollte eine geistige baltische Elite herangezogen werden, ausgebildet im deutschen Geist, mit der man in einem zukünftig freien Baltikum zumindest wissenschaftlich-geistig die deutsche Vorherrschaft in der Region wiedergewinnen wollte.[129] Baltische Exilwissenschaftler in Deutschland – zumeist, wie schon angedeutet, Lehrkräfte der geschlossenen Baltischen Universität – sprangen auf den Zug der deutschen Bemühungen auf, was nur allzu verständlich erscheint angesichts ihrer schlechten wirtschaftlich-wissenschaftlichen Perspektiven als Vertreter baltischer Spezial- und Nischenthemen. Die deutschen Pläne gingen jedoch nicht auf: 1953 trat lediglich ein – hauptsächlich von der Bundesregierung finanziertes – Forschungsinstitut ohne Prüfungs- und Promotionsrecht an die Öffentlichkeit, das sich v.a. den „baltischen Humaniora“ widmete, aus seinen Mitteln baltische Studenten und Wissenschaftler förderte und in das Stipendiensystem des Herder-Institutes vermittelte. Dabei musste die deutsche Beteiligung am BFI stets geheim gehalten werden, da man diplomatische Probleme mit der UdSSR befürchtete, sollte die deutsche Finanzierung für ein baltisches Exilinstitut bekannt werden. 1963 bis zur Schließung des BFI 1972 war die Einrichtung dann Teil des 1960 begründeten Bonner Seminars für Osteuropäische Geschichte.[130]

129 Velke: Baltische Diaspora in Bonn, 315f., 318.

130 Velke: Baltische Diaspora in Bonn, 322, 324, 327.

Namhafte Ostforscher wie Reinhard Wittram, Werner Conze oder auch Georg von Rauch und der schon genannte Gunther Ipsen zählten zu den korrespondierenden Mitgliedern des BFI. Zum wissenschaftlichen Personal gehörten mit dem Letten Eduards Šturms und dem Litauer Zenonas Ivinskis Akademiker, die – wie im Falle von Šturms – sowohl mit den sowjetischen als auch mit den deutschen Besatzern bzw. – wie im Falle von Ivinskis – mit den Deutschen kollaboriert hatten. Darüber hinaus war das BFI in den 1950er Jahren eng mit den Organisationen der deutschen Heimatvertriebenen verbandelt.[131]

BFI und BCSB standen in Kontakt miteinander, wobei dieser Kontakt in den Quellen nicht allzu viele Spuren hinterlassen hat. Die in Annaberg wohnenden baltischen Studenten und Studentinnen stellten die natürliche Klientel des BFI dar; umso erstaunlicher ist es daher, dass sich nur so wenige Hinweise auf Verbindungen zwischen den beiden baltischen Exilinstitutionen finden lassen.

Das BFI-Personal wurde sowohl zu verschiedenen „Ausspracheabenden" als auch zu Tagungen der baltischen Studentenverbände in Annaberg eingeladen.[132] 1955 spielte Annaberg eine gewisse Rolle in Plänen, ein „Baltisches

131 Velke: Baltische Diaspora in Bonn, 314f., 319f., 323, 326f.

132 PB Urdze, 23.11.1953: Zenonas Ivinskis (Leiter BFI) an Pastor Urdze; OEG IV, 6.7.8.1953: Einladungen an das BFI zu einer Tagung baltischer Studenten im Haus Annaberg im August 1958; OEG V, 15.6.1959: Zenonas Ivinskis (Leiter BFI) an Dace Osis (Leiterin der Arbeitsgemeinschaft der Baltischen Studentenverbände in Deutschland), BCSB: Absage einer Einladung zur „diesjährigen" Tagung. Die hier zitierten Dokumente stammen aus einem zehnbändigen Aktenkonvolut, das bis 2013 in der Bonner Abteilung für Osteuropäische Geschichte aufbewahrt worden war, den gesamten Schriftverkehr des BFI enthielt und für Velke: Baltische Diaspora in Bonn erstmals ausgewertet wurde. Die hier gewählte Zitationsform (OEG + Nummer der Akte) vollzieht die seinerzeit vorgefundene Ordnerstruktur des BFI-Nachlasses nach. Mittlerweile werden die Unterlagen im Bonner Universitätsarchiv unter der Signatur BFI 277-1 bis 19 aufbewahrt.

Haus“ oder „Baltisches College“ einzurichten.[133] Hintergrund dieser Pläne waren offenbar – bislang nicht weiter nachweisbare – Bestrebungen des *National Committe of Free Europe*, in Straßburg ein Osteuropa-Institut oder sogar eine Europa-Universität anzusiedeln – Pläne, die gut zu einem der wichtigsten Ziele von *Free Europe* passten, für die Zeit nach der Befreiung vom Kommunismus osteuropäische Exilanten als Führungspersönlichkeiten aufzubauen und auszubilden, die ihre eigenen positiven Erfahrungen mit Demokratie in ihre Herkunftsländer tragen sollten. Zumindest einige baltische Exilwissenschaftler neigten dazu – sehr zum Ärger von Gunther Ipsen, der ja mit einem ähnlichen Ziel (nämlich der Ausbildung einer deutsch beeinflussten baltischen Elite) die Gründung des BFI vorantrieb – sich dieser Initiative anzuschließen.[134]

Das BFI bemühte sich nun darum, Näheres über die Pläne für Straßburg zu erfahren, nahm Kontakt auf mit einer in Paris ansässigen *Association du*

133 PB Urdze, 17.8.1955: Mikhel Toomse (Bonn, Leiter BFI) an Eugène L. Metz (Paris, Association du Collège de l’Europe Libre); OEG IV, 12.9.1955: Edgar Kant (Lund) an Zenonas Ivinskis (Bonn, Leiter BFI). Der Este Edgar Kant, Professor für Geographie an der Universität im schwedischen Lund und BFI-Gründungsmitglied, war 1941-1944 während der deutschen Okkupation Estlands Rektor der Universität Tartu und Parteigänger der deutschen Besatzer. Er schlug den deutschen Besatzungsbehörden damals sogar die Einrichtung einer estnischen SS-Legion vor. Nach 1945 war der 1944 nach Schweden geflohene Kant dann als Verbindungsmann zu den estnischen Exilgelehrten in Skandinavien an den Gründungsbemühungen rund um das BFI beteiligt, wobei er wg. seiner Vergangenheit als NS-Kollaborateur massiven Anfeindungen in den Kreisen des estnischen Exils ausgesetzt war; vgl. Hiio / Kaasik: Estonian Units, 928; o.A.: Biographie Edgar Kant, 1144; UA Dortmund NL Ipsen, 26.5.1951: Ipsen an Staatsekretär Wende (Bundesinnenministerium); UA Dortmund NL Ipsen, 7.11.1951: Paul Johansen an Ipsen.

134 UA Dortmund NL Ipsen, 11.7.1951: Edgar Kant an Gunther Ipsen; 15.9.1951: Bericht Ipsens an das Bundesinnenministerium über eine Arbeitstagung im Vorfeld der BFI-Gründung am 16./17.7.1951 in Hamburg; Stöver: Befreiung vom Kommunismus, 219, 240.

Collège de l' Europe Libre und versuchte sich als eine Einrichtung darzustellen, die schon lange im Sinne der für Straßburg geplanten Universität arbeite. Hinzu kam, dass offenbar Gerüchte kursierten, für Deutschland sei die Gründung einer ähnlichen Institution geplant. Dies, so das BFI, schaffe nur unnötige Doppelstrukturen, da die baltischen Exilwissenschaftler ohnehin die Einrichtung eines Baltischen College in Bonn planten – dieses College, so die Vorstellung des BFI, sollte als Ableger der Straßburger Universität in Deutschland agieren. Auf diese Weise sollte auch endlich die aus baltischer Sicht sträfliche Vernachlässigung der Interessen baltischer Studierender in Europa beendet werden.[135]

Konkret plante das BFI, zum Miteigentümer des Hauses Annaberg zu avancieren und dort Arbeits- und Bibliotheksräume zu beziehen sowie Unterkunftsmöglichkeiten zu schaffen. Langfristig wollte man in Annaberg auch Büros und „Passstellen" der baltischen Staaten und damit ein „Baltisches Haus" einrichten,[136] wobei unklar bleibt, was genau darunter zu verstehen gewesen wäre. Welche Pässe hätte man für wen in Annaberg ausstellen können? Waren diese Büros vielleicht als sichtbarer Ausdruck des Kampfes gegen die sowjetische Okkupation Estlands, Lettlands und Litauens gedacht?

Nicht zuletzt wegen der vergleichsweise hohen Anzahl an baltischen Studenten in Bonn schien Annaberg für eine Ansiedlung eines solchen Baltischen Hauses der ideale Ort zu sein.[137] Den BCSB versuchte das BFI nun mit der Aussicht auf eine Erhöhung der Bewohnerzahl Annabergs und der Er-

135 PB Urdze, 17.8.1955: Mikhel Toomse (Bonn, Leiter BFI) an Eugène L. Metz (Paris, Association du Collège de l'Europe Libre); o.D.: Mikhel Toomse (Bonn, Leiter BFI) an den BCSB-Vorsitzenden O. Puusepp in Oldenburg.

136 OEG IV, 12.9.1955: Edgar Kant (Lund) an Zenonas Ivinskis (Bonn, Leiter BFI).

137 OEG IV, 12.9.1955: Edgar Kant (Lund) an Zenonas Ivinskis (Bonn, Leiter BFI).

schließung neuer Finanzquellen für das Heim zur Mitarbeit bei der Umsetzung dieser Pläne zu bewegen.[138] Der BCSB bzw. Pastor Urdze waren jedoch offenkundig nicht bereit, ihre Unabhängigkeit aufzugeben. Die Pläne scheiterten 1959 aus nicht mehr rekonstruierbaren Gründen; in den vorhandenen Quellen dazu heißt es sogar, das BFI habe mit seinen Plänen keine „freundliche Aufnahme" in Annaberg gefunden.[139] Wie der BCSB bzw. Pastor Urdze die Pläne für ein „Baltisches Haus" sahen, ist nicht überliefert.

Veränderungen

Zunehmender Mitgliederschwund erschwerte die geistliche Arbeit des BCSB in Deutschland. Kongresse des Bundes, die in Annaberg abgehalten wurden, sahen bisweilen fast nur noch Annaberger Bewohnerinnen und Bewohner als Teilnehmer. Dafür entdeckten andere baltische Organisationen und Einrichtungen das Schloss als Tagungsort für sich.[140] Die BCSB-Veteranin Austra Rudzīte beschrieb die Veränderungen seit dem Umzug nach Annaberg wie folgt:

> „In Annaberg finden zunächst weiterhin Morgen- und Abendandachten und an Sonntagen Gottesdienste statt. Jeder hat sein eigenes Zimmer, materiell geht es den meisten besser, niemand ist mehr völlig abhängig vom Heim. Die Studenten waren glücklich eine Stätte zu haben, wo sie billig wohnen und es-

138 PB Urdze, o.D.: Mikhel Toomse (Bonn, Leiter BFI) an den BCSB-Vorsitzenden O. Puusepp in Oldenburg.

139 OEG V, 13.4., 27.4., 28.4., 5.5.1959: Zenonas Ivinskis (Bonn, Leiter BFI) an Herta Rudbach (Sozialforschungsstelle Dortmund).

140 Kļaviņš: Anfänge des BCSB; Rudzīte: Nachruf, 173.

> sen konnten und freuten sich, unter Letten, Esten und Litauern sein zu können. Dennoch, es bestand nicht mehr diese freudige Atmosphäre, die geistige Spannung, diese enge Gemeinschaft und Nähe wie in Hangelar."[141]

Mit Blick auf die geistige Arbeit boten die Bewohner Annabergs Pastor Urdze Anlass zur Sorge: Nicht alle Studentinnen und Studenten nahmen an den Bibelstunden, Andachten und Ausspracheabenden regelmäßig teil, und auch das Hauptziel des BCSB, die Studierenden auf die christliche Missions- und Laienarbeit vorzubereiten, wurde von diesen oft nicht ernst genommen. Das Interesse an Bibelarbeit erlahmte zusehends.[142]

1956 fanden in Annaberg ungarische Studenten Unterschlupf, die während des Volksaufstandes in Ungarn geflohen waren. Zusätzlich veranstaltete Urdze Erholungsfreizeiten für Mütter (nicht nur) baltischer Heimatloser Ausländer und ihre Kinder aus Wohnsiedlungen in Köln und Düsseldorf, finanziert aus Mitteln eines lettischen Mütter-Erholungsfonds und der Bundesregierung.[143]

Ende der 1960er Jahre begann Pastor Urdze damit, Kontakte in die baltischen Sowjetrepubliken aufzubauen – zu einem Zeitpunkt, wo dies in den baltischen Exilantenkreisen in Deutschland weitgehend verpönt war. Vorausgegangen war eine gewisse Öffnung der Grenzen durch die UdSSR, wodurch Heimatbesuche möglich wurden.[144] Am lettischen Beispiel (wie schon erwähnt, stellten Letten in der baltischen DP-Gruppe im Allgemeinen und im

141 Rudzīte: Nachruf, 173.

142 O.A.: Urdzes Erzählung; PB Urdze, 1952: Erstes Schreiben Pastor Urdzes an die Ratsmitglieder des BCSB.

143 LAV R NRW 144/142, 12.7.1956: Pastor Urdze an Regierungsdirektor Schaumburg, 29.11.1956 und 31.10.1957: Pastor Urdze an den Kultusminister NRW; Kļaviņš: Anfänge des BCSB.

144 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012; Schmidt: Außenpolitik der baltischen Staaten, 61; Tuchtenhagen: Baltische Länder, 96; Nollendorfs: Latvian Post-War Exile, 14.

BCSB im Besonderen die Mehrheit) lässt sich gut zeigen, wie zutiefst nationalistisch und anti-kommunistisch zumindest Teile des baltischen Exils eingestellt waren.

Der Germanist und Historiker Valters Nollendorfs beschrieb die Geisteshaltung des lettischen Exils als eine Ideologie, deren Vertreter sich sowohl als politische Exilanten als auch als Vertreter des freien Lettlands führten.[145] Das Lettische Zentralkomitee in Deutschland veröffentlichte 1947 den Text „Latvieša stāja svešumā" [„Das Auftreten von Letten im Ausland"], der diese Ideologie anschaulich macht: Das Exil wird hierin zu einer historischen Mission mit dem Hauptziel, für die Freiheit und die Zukunft des lettischen Volkes bzw. der Republik Lettland zu kämpfen. Die Rückkehr in eine von der Sowjetunion befreite Heimat ist hierbei eine ausgemachte Sache, an der nicht gezweifelt werden darf. Lettinnen und Letten im Exil sind die Bewahrer des Erbes der Vorfahren, die ihre Sprache bewahren und pflegen. Die Gewohnheiten und Gesetze der Länder, in denen sie leben, werden geachtet, dies jedoch nur, so lange sie nicht lettischer Ehre oder den allgemein gültigen Menschenrechten widersprechen. Die Auslandsletten haben jeder lettischen Autorität zu folgen und werden niemals die Schönheit ihrer Heimat vergessen und immer der „Stimme des Blutes" folgen und gehorchen, um auf diese Weise die Lebenskraft des lettischen Volkes zu bewahren und zu erhöhen.[146]

Die lettische Exilideologie basierte also offenbar zu einem nicht unerheblichen Teil auf ideologischen Positionen der Ideologie der Ulmanis-Zeit und postulierte das Vorhandensein eines homogenen lettischen Volkes, frei von innerpolitischen und sozio-ökonomischen Konflikten, ohne dabei die Existenz der Minderheiten im Lettland der Zwischenkriegszeit zu thematisieren

145 Nollendorfs: Latvian Post-War Exile, 12.
146 Nollendorfs: Latvian Post-War Exile, 12.

oder auch nur in Erwägung zu ziehen, dass auch in einem wiederhergestellten Lettland kein homogenes lettisches Volk leben würde.[147]

Zum wichtigsten Zentrum lettischen Exils in Deutschland wurde Münster, nicht zuletzt wegen des dort befindlichen Lettischen Gymnasiums, das bis 1998 Bestand hatte und heute das Lettische Centrum beherbergt. Ähnlich wie das BFI (wenn auch ohne jegliche deutsche Beteiligung) sollte auch das Lettische Gymnasium dazu dienen, zukünftiges Führungspersonal heranzuziehen.[148] Andrejs Urdze besuchte selber das Lettische Gymnasium und hat die Atmosphäre in Münster hautnah mitbekommen:

> „[...] in Münster totale Abkapselung [...] eine verrückte, abgekapselte, schreckliche Welt, eine Enge, eine fürchterliche Enge, und die wurde künstlich und lange aufrecht erhalten, das war wirklich so eine Lagermentalität, total verrückt, aber man pflegte das; in keinem anderen Land, wo Letten später hingekommen sind, hat es das in dieser Form gegeben – man hat versucht, sich ein bisschen zu integrieren – die Letten in Münster dagegen nicht, man blieb unter sich – und das war eben der Unterschied zu Annaberg."[149]

1968 verließ Andrejs Urdze Münster und ging zum Studium nach München:

> „[...] und da habe ich richtig aufgeatmet, das war eine ganz andere Situation, viel mehr unter Litauern, mit denen ich studierte in München, ganz anders eingestellt; wir hatten da einen Stammtisch, da kamen die Litauer mit ihren deutschen Freundinnen an, und ich mit meiner späteren Frau als Letten, man sprach Lettisch, Litauisch und Deutsch – das war in Münster völlig undenkbar, du konntest deine deutschen Freunde nicht mit zu den Letten nehmen [...]"[150]

147 Nollendorfs: Latvian Post-War Exile, 12.

148 Franzenburg: Situation of Latvians, 34; Tegeler: Esten, Letten, Litauer, 26; Nollendorfs: Latvian Post-War Exile, 17.

149 Gespräch mit Andrejs Urdze am 24.3.2013.

150 Gespräch mit Andrejs Urdze am 24.3.2013.

Innerhalb der lettischen Exilgemeinde in Deutschland vollzog sich – wohl nicht immer ohne Spannungen – ein Generationswechsel. Die ältere Generation, die oft noch aus der Zeit vor der Unabhängigkeit Lettlands stammte und sich stark für den Aufbau und die Ausgestaltung des lettischen Staatswesens in der Zwischenkriegszeit eingesetzt hatte, zeigte oftmals deutliche intellektuelle und auch körperliche Schwierigkeiten, sich dem Exilleben anzupassen. Die jüngere Generation, die schon im unabhängigen Lettland geboren und aufgewachsen war, erwies sich diesbezüglich als flexibler; ihre Angehörigen entwickelten sich oftmals zu Menschen, die deutlich kosmopolitischer, moderner und demokratischer als ihre Eltern agierten und den patriotischen Idealen des Exils eher kritisch gegenüberstanden – Konflikte mit den Leitungsgremien der lettischen Exilorganisationen, die zunächst noch fest in der Hand der älteren Generation verblieben, waren vorprogrammiert.[151] Die dritte Generation von Exil-Letten (der auch Pastor Urdzes Sohn Andrejs zuzurechnen ist) war schon im Exil geboren worden. Von ihren Eltern wurden sie zwar „auf lettische Art" aufgezogen, zugleich waren sie aber auch in den Ländern ihrer Geburt verwurzelt. Lettland war für die Angehörigen dieser Generation nicht mehr das verlorene Vaterland, sondern das Land der Eltern und Großeltern, welches sie nur aus Erzählungen kannten. Ihnen fehlten die spezifischen Erfahrungen der Älteren in Bezug auf Besetzung, Deportation und Flucht. Insgesamt bleibt festzuhalten, dass viele Exil-Letten (vielleicht sogar die Mehrheit) in Parallelwelten lebten: Neben der Gesellschaft des Aufnahmelandes existierte die abgekapselte Welt des lettischen Exils.[152]

Vor diesem Hintergrund suchte und fand Pastor Urdze nun Kontakte zu lutherischen Gemeinden in Lettland, ein gleiches tat sein Sohn Andrejs. Stark geprägt von „1968" und deswegen politisch oft über Kreuz mit seinem Vater,

151 Nollendorfs: Latvian Post-War Exile, 14.

152 Nollendorfs: Latvian Post-War Exile, 14f.

waren sich beide darin einig, dass es wichtig sei, Kontakte ins Baltikum aufzubauen. Hilfreich war für die Umsetzung dieses Gedankens sicherlich die Tatsache, dass der BCSB sich – wie schon einmal erwähnt – nie institutionell oder wirtschaftlich von irgendeiner Exilorganisation abhängig gemacht hatte:[153]

> „Es gab natürlich Kontakte zu den Exilvereinigungen, zum lettischen Zentralkomitee, es war aber nie eine Abhängigkeit. Es war immer – um das schöne Wort von Luther zu gebrauchen – die Freiheit des Christenmenschen. [...] Ein bisschen davon hatte auch mein Vater: ich bin nur Gott verantwortlich, und ich weiß, was ich tue, und ich denke, was ich tue ist recht, womit er auch recht hatte – im Nachhinein konnte niemand das abstreiten, aber zu der Zeit, wo er das angefangen hat, war es eben eine ganz schwierige Geschichte."[154]

Während der Pastor vor allem Gelder zur Unterstützung von Kollegen und Gemeinden in Lettland sammelte oder auch Autos für Pastoren besorgte, damit diese über Land fahren konnten, zog es Andrejs Urdze mehr in den kulturellen Bereich. In der Lettischen SSR knüpfte er Kontakte in die dortige Literaturszene:[155]

> „[...] das war mein Bereich, und für mich war das damals lebenswichtig, dort hinzufahren – ich habe 10 Tage dort verbracht und dann tagtäglich bis in die frühen Morgenstunden diskutiert, und dort habe ich dann gelebt, und hier – naja, da hast du so den Alltag verbracht, aber das richtige Leben, das habe ich dort verbracht."[156]

Jegliche Kontaktaufnahme mit Lettland war heikel:

> „[...] für die lettische Exilgemeinschaft bedeutete das [...]: wenn du nach Lettland fährst, musst du ein sowjetisches Visum beantragen, beantragst du ein sowjetisches Visum, erkennst du die Okkupation Lettlands an, de facto, du

153 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.
154 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.
155 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.
156 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.

> erkennst an, dass Lettland Teil der Sowjetunion ist; in dem Moment, wo du ein sowjetisches Visum hast und nach Lettland fährst – das geht nicht, das darf nicht sein, diese Haltung wurde aber immer mehr aufgeweicht [...] man konnte das nicht länger aufrechterhalten."[157]

Touristische Reisen in die Lettische SSR waren schon Ende der 1960er Jahre möglich, beispielsweise über ein „Baltisches Reisebüro" in München.[158] Ansonsten bestand die Möglichkeit, unter Einschaltung sowjetischer Behörden wie des *Latvijas Komiteja Kultūras Sakariem Ar Tautiešiem Ārzemēs* [Lettisches Komitee für kulturelle Verbindungen mit Landsleuten im Ausland] in Rīga ins Land zu kommen. Bei dem Komitee handelte es sich um eine Einrichtung, die laut Eigendarstellung das Hauptziel hatte,

> „die Bestrebungen der Auslandsletten, die auf die Entwicklung der kulturellen Beziehungen zu ihrer Heimat oder zu der Heimat ihrer Eltern – Sowjetlettland – gerichtet sind, zu unterstützen, wenn diese Bestrebungen gute Beziehungen zwischen dem Unterkunftsstaat der Auslandsletten und der Sowjetunion fördern."[159]

Wer nach „Sowjetlettland" kommen wollte, um als „Vertreter der auslandslettischen Literatur, Theaterkunst, bildender Kunst, Musik und Wissenschaft" Kontakte mit Kollegen in der Lettischen SSR aufzunehmen, konnte sich als Gast des Komitees einladen lassen und wurde dann mit „entsprechenden Spezialisten in Sowjetlettland" zusammengebracht.[160] Letzten Endes handelte es sich lt. Andrejs Urdze beim Komitee für die kulturelle Verbindung mit Landsleuten im Ausland um nichts anderes als eine KGB-Filiale.[161] Und es war vor Ort nahezu unmöglich, festzustellen, ob die Letten, mit denen die Besucher zusammengebracht wurden, in irgendeiner Form für den KGB oder

157 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.
158 Auskunft von Andrejs Urdze vom 22.3.2016.
159 O.A.: Lettisches Komitee, 11.
160 O.A.: Lettisches Komitee, 12.
161 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.

andere sowjetische Behörden tätig waren.[162] Andrejs Urdze glaubt, der KGB habe ihn anwerben wollen: Es sei bekannt gewesen, dass Annaberg einen anderen Kurs verfolgte als die konservativeren Kreise des lettischen Exils, allein deswegen habe der KGB ein Interesse daran gehabt, Kontakt zu halten. Über Jahre hinweg erhielt Andrejs Urdze dann auch kostenlos und ungefragt beispielsweise „sowjetlettische" Literaturzeitschriften.[163]

1970 unternahm Andrejs Urdze seine erste Reise nach Lettland, auf Einladung des Komitees und von diesem finanziert. Dies war, so Urdze,

> „[...] die erste und einzige Fahrt, die ich mit denen gemacht habe, und ich bin für diese Fahrt aber bis heute noch dankbar, die haben mir da Kontakte geschaffen; ich fühlte mich wie ein junger Fürst dort – das ist unglaublich, ich war Student, aber ich konnte Wünsche äußern. Ich wollte in die Uni, eine Vorlesung besuchen – ja – meine Frau wollte in die Schule in den Unterricht – ja – wir wollten gerne einen Dichter kennenlernen – die organisierten uns alles. Aus dieser Reise sind viele Kontakte erwachsen, die sich später vertieft haben, ich hätte sonst nur meine Familie gehabt, und von der aus wäre es viel schwieriger gewesen, so weite Kreise zu ziehen."[164]

Alle Balten, die Kontakte in die Region aufnahmen, machten sich in den Augen der Führungskreise des Exils verdächtig.[165] Annaberg bzw. der BCSB mussten sich immer wieder Anfeindungen gefallen lassen – so hieß es beispielsweise aus litauischen Exilkreisen, das Schloss sei ein kommunistisches Nest.[166] Wie Andrejs Urdze erst im Jahr 2012 erfuhr, wandten sich 1969 „führende Vertreter der lettischen Volksgruppe" über das Bundesvertriebenenministerium an den Bundesnachrichtendienst und legten diesem eine Überwachung der Familie Urdze sowie sieben weiterer Letten in der BRD nahe, die

162 Nollendorfs: Latvian Post-War Exile, 14.
163 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.
164 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.
165 Nollendorfs: Latvian Post-War Exile, 14.
166 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012.

„bedenkliche Wege“ eingeschlagen hätten, dazu angetan, den Interessen der BRD zu widerlaufen.[167] Inwieweit der BND tatsächlich aktiv wurde konnte bislang nicht geklärt werden.

1985 kam dann der nächste große Einschnitt in der Geschichte des BCSB in Bonn: Pastor Jāzeps Urdze verstarb im Januar 1985. Paulis Kļaviņš, der Verfasser der eingangs genannten Arbeit zu den Anfängen des BCSB übernahm den Posten des Generalsekretärs. Ab 1994 leitete dann Andrejs Urdze die Geschicke des Bundes.[168]

Wende

Ab 1989 wurde Annaberg zum diplomatischen Zentrum der baltischen Sowjetrepubliken, die sich in der Regierungszeit von KPdSU-Generalsekretär Michail Sergeevič Gorbačëv, im Zeitalter von *Perestrojka* und *Glasnost'*, anschickten, zunächst mehr Autonomie und dann die Erneuerung der Unabhängigkeit Estlands, Lettlands und Litauens zu erreichen.[169] 1989 hielt sich Andrejs Urdze wieder einmal in Lettland auf und bot der *Latvijas Tautas Fronte* (Lettische Volksfront) an, in Bonn Kontakte zur deutschen Politik zu vermitteln. Immer wieder kamen in der Folge Volksfront-Delegationen nach

167 PB Urdze, 26.6.1969: H.A. Eplée (Bonn, Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte) an Ministerialdirektor Selbach im Bundeskanzleramt (Bonn). Bei diesem Aktenstück handelt es sich um eine Kopie aus Beständen des BArch Koblenz mit einer nur sehr schlecht lesbaren Signatur. Das Dokument war als Zufallsfund einem Bekannten Andrejs Urdzes untergekommen, der wegen einer ganz anderen Sache in Koblenz recherchiert hatte.

168 Gespräch mit Andrejs Urdze am 17.9.2012; Kļaviņš: Anfänge des BCSB; Rudzīte: Nachruf, 175.

169 Dauchert: Anwalt der Balten, 247; Rozenvalds: Baltische Staaten, 67-72; Schmidt: Außenpolitik der baltischen Staaten, 64; Tuchtenhagen: Baltische Länder, 98-100.

Annaberg, die dieses Angebot nutzen wollten.[170] Schon vor der Wende hatte Andrejs Urdze baltische Lobbyarbeit betrieben:

> „[...] wir hatten ja das Baltische Jahrbuch[171] – ich habe schon vor der Wende versucht, v.a. den Außenpolitikern in Bonn, wenn [...] bestimmte Sachen im Baltikum passierten [...] Dokumente und Dokumente in Übersetzung in ihre Fächer zu tun – das war im Pressehaus, da gab es so schöne Fächer, und das habe ich [...] genutzt, indem ich versuchte, Informationen weiterzugeben und dann eben Kontakte zu schaffen – das war für mich von Anfang an ganz wesentlich, dass ich zu allen Parteien Kontakte schuf – damit habe ich mich ganz sicher von der traditionellen lettischen Vertretung unterschieden, die eben ganz stark den Weg über die CDU gegangen sind [...]“[172]

Die Lobbyarbeit Urdzes erwies sich als durchaus schwierig: Die Bundesregierung fürchtete, mit einer Unterstützung baltischer Unabhängigkeitsbestrebungen den Prozess der deutschen Wiedervereinigung zu torpedieren, Gorbačëv weiter zu schwächen und den Reformkurs in der UdSSR zu gefährden. Daher hielt sich Bonn weitgehend zurück, was unterstützende Gesten oder Politik anging.[173] Andrejs Urdze äußerte sich über den damaligen Kurs von Bundeskanzler Kohl wie folgt:

> „[...] Kohl war wie Beton – man kann es nachvollziehen: für ihn war nur Deutschland wichtig, und die Balten störten nur – in dieser Zeit waren wir nur ein Störfaktor, das erschwerte Gorbatschow das Leben [...] er war voll auf der Linie von Gorbatschow: das Baltikum war seit ewigen Zeiten integraler

170 Bongartz: Haus Annaberg; Gespräch mit Andrejs Urdze am 14.3.2013; Tuchtenhagen: Baltische Länder, 99.

171 Das Baltische Jahrbuch wurde 1984-1989 für den BCSB u.a. von Andrejs Urdze herausgegeben und informierte in deutscher Sprache zum geistlichen, kulturellen und politischen Leben in den baltischen SSR und im Exil.

172 Gespräch mit Andrejs Urdze am 14.3.2013.

173 Dauchert: Anwalt der Balten, 19, 87, 249f.

> Bestandteil Russlands gewesen – Unsinn, aber egal, Kohl hat das unterstützt.“[174]

Die Kontakte zu den Bonner Bundestagsfraktionen von SPD und GRÜNEN gestalteten sich weitgehend problemlos, und im Unterschied zur damaligen Bundesregierung fanden sich auch in der Fraktion der CDU/CSU Unterstützer wie Wolfgang Freiherr von Stetten, Vorsitzender der 1992 nach der Anerkennung der Souveränität der baltischen Staaten gegründeten Deutsch-Baltischen Parlamentariergruppe. Eine deutliche Erleichterung der Bemühungen, baltische Interessen in der Bundeshauptstadt zu Gehör zu bringen, brachten die blutigen Versuche eines prosowjetischen „Nationalen Rettungskomitees“ vom 13. Januar 1991, in Litauen, das sich am 11. März 1990 für unabhängig erklärt hatte, die Uhren wieder zurückzudrehen. Zahlreiche Tote und Verletzte waren das Ergebnis des Putsch-Versuches in Vilnius. Ähnliche Vorfälle ereigneten sich am 20. Januar 1991 in Lettland, wo Einheiten des sowjetischen Innenministeriums versuchten, das lettische Innenministerium in Rīga zu stürmen. In der Folge wurde Andrejs Urdze (gemeinsam mit dem lettischen Außenminister Jānis Jurkāns und dessen estnischen Amtskollegen Lennart Meri) sogar bei Bundesaußenminister Genscher empfangen, während er im Bundeskanzleramt allenfalls auf Staatssekretärsebene Einlass fand.[175]

Laut *Bonner Generalanzeiger* richtete Andrejs Urdze direkt nach den Vorfällen in Vilnius ein Krisenzentrum in Annaberg ein und organisierte Mahnwachen und Demonstrationen vor dem Kölner Dom und auf dem Bonner Münsterplatz. Als dann auch in Rīga geschossen wurde, so das Blatt, hätten die Annaberger Studentinnen und Studenten die ganze Nacht Radio Rīga ge-

174 Gespräch mit Andrejs Urdze am 14.3.2013.

175 Gespräch mit Andrejs Urdze am 14.3.2013; Schmidt: Außenpolitik der baltischen Staaten, 67f.; Deutsch-Baltische Parlamentariergruppe.

hört und die großen Nachrichtenagenturen mit neuen Informationen versorgt.[176]

Für die Demonstration auf dem Bonner Münsterplatz konnte Urdze Unterstützer von allen Parteien im Bundestag gewinnen. Als Folge der Ereignisse in Vilnius und Rīga fungierte er als zentrale Informationsquelle und hatte die Gelegenheit, zahlreiche Fernseh- und Radiointerviews zu geben.[177]

Schon nach der Unabhängigkeitserklärung Lettlands 1990 wurde Andrejs Urdze zum ehrenamtlichen „Bevollmächtigten Vertreter Lettlands in der Bundesrepublik Deutschland" erklärt. Im Herbst 1991 wurde dann in Bonn das Baltische Informationsbüro eröffnet – eine solche Einrichtung hatten der GRÜNEN-Abgeordnete Gerd Poppe und die Gruppe BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN im Februar 1991 als Reaktion auf die blutigen Ereignisse in Vilnius und Rīga im Bundestag gefordert.[178] Nach Aufnahme offizieller diplomatischer Beziehungen im Jahre 1991 agierten am Bonner Bertha-von-Suttner-Platz bis zur Entsendung der ersten Botschafter zunächst inoffizielle Vertreter Estlands, Lettlands und Litauens als Verbindungsglieder in die Region; in den Räumlichkeiten befanden sich somit die ersten Bonner Botschaften der baltischen Staaten.[179]

Erst 1992 entsandte Lettland seinen ersten Botschafter in die Bundesrepublik Deutschland; bis dahin hielten Andrejs Urdze und seine Frau im Baltischen Informationsbüro die Stellung:[180]

176 StA Bonn ZA 143/642, Katharina Hammes: „Der Annaberg wurde zur Nachrichten-Drehscheibe". In: Bonner Generalanzeiger vom 15.2.1991.

177 Gespräch mit Andrejs Urdze am 14.3.2013.

178 Antrag Gerd Poppe/BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN; Gespräch mit Andrejs Urdze am 14.3.2013; Webseiten der Estnischen und der Lettischen Botschaft in Deutschland.

179 Auskunft von Andrejs Urdze vom 23.3.2016; Dauchert: Anwalt der Balten, 251f.; Gespräch mit Andrejs Urdze am 14.3.2013; Webseite der Estnischen Botschaft in Deutschland.

180 Gespräch mit Andrejs Urdze am 14.3.2013.

> „[...] meine Frau war am Empfang [...] ich war der Vertreter Lettlands, meine Frau hat die ersten Visa ausgestellt. Nachdem die Unabhängigkeit diplomatisch anerkannt wurde, brach über mich eine Flut von Briefen und Anfragen herein – wirtschaftlicher Art, die Leute wollten Honorarkonsul werden – ich hatte am Anfang gar nix, [...] alles war improvisiert, wir hatten selber keine Informationen. Oder auch die ersten Visa, die mussten wir ausstellen – wir hatten noch keine Stempel, also haben wir irgendwo einen Stempel anfertigen lassen, damit wir die Pässe stempeln konnten.“[181]

All diese Verdienste Urdzes scheinen heute weitgehend in Vergessenheit geraten zu sein, sowohl in Deutschland als auch in den baltischen Staaten selbst steht eine offizielle Würdigung seiner Verdienste bis heute aus.[182]

Nach den dramatischen Ereignissen der frühen 1990er Jahre wurde es dann wieder ruhig auf dem Annaberg. Aus dem BCSB wurde mangels studentischer Mitglieder 2011 der Baltische Christliche Bund (BCB). Heute hat der BCB noch knapp 60 Mitglieder in Deutschland und den baltischen Staaten. Der einstige Missionsgedanke ist aus der Satzung mittlerweile völlig verschwunden.[183]

Laut Eigendarstellung ist der BCB heute ein „Verein von Esten, Letten, Litauern und Deutschen, die ein erkennbares Interesse am Baltikum haben und sich als Christen in einem ökumenischen Sinn begreifen.“ Der Bund versteht sich als Mittler zwischen dem Baltikum und Deutschland. Außerdem sind BCB und Haus Annaberg Veranstaltungsstätte für die Organisationen der heute noch in Deutschland lebenden Esten, Letten und Litauer. [184] Auf die DP-Vergangenheit wird dabei gar kein Bezug mehr genommen.

181 Gespräch mit Andrejs Urdze am 14.3.2013.
182 Gespräch mit Andrejs Urdze am 14.3.2013.
183 Gespräch mit Andrejs Urdze am 14.3.2013; BCB e.V.
184 BCB. e.V.

Fazit und Ausblick

Am Beispiel des BCSB wurde exemplarisch die Geschichte des baltischen – in erster Linie akademischen – Exils in Deutschland beleuchtet. Dabei stellt die DP-Zeit nur einen von mehreren Abschnitten dieser Geschichte dar.

Mit seinem Angebot konnte der BCSB zumindest der studierenden Minderheit unter den baltischen DPs ein Sinnangebot zur Bewältigung der Exilerfahrung bieten. Dabei ist auffällig, dass es zahlreiche Verbindungen zu den Deutschbalten und deutschen Heimatvertriebenen gegeben hat – eine Entwicklung, die beispielsweise im Zusammenhang mit polnischen DPs wohl nicht denkbar gewesen wäre.

Einmalig ist und bleibt die Tatsache, dass der BCSB bzw. das Haus Annaberg zu Akteuren wurden in der Phase der Wiedergewinnung baltischer Unabhängigkeit. Das baltische Exil in Deutschland war es, dass – beispielsweise in der Person Andrejs Urdzes – die berechtigten Forderungen nach erneuerter Souveränität im Diskurs hielt.

Im Rahmen dieses Beitrages konnten nicht alle Fragen geklärt werden, die sich im Zusammenhang mit der Untersuchung des BCSB stellen. So bleibt u.a. vorerst unbekannt, welchen Stellenwert der Bund außerhalb des akademischen und religiösen Anteils des baltischen Exils hatte. Wie wichtig war die Religion für die Gesamtheit der baltischen DPs? Fanden alle Trost im Glauben über ihr Dasein als DPs?

Aus den vorhandenen spärlichen Quellen lässt sich insbesondere die lettische Sektion des BCSB herausarbeiten. Eine Untersuchung, die auch die estnische und die litauische Sektion zum Thema hat und deren Geschichte in Beziehung setzt zu der der lettischen Sektion, wäre vor diesem Hintergrund ein Desiderat.

Das Beispiel des BCSB macht darüber hinaus noch einmal eindringlich klar, dass die DP-Geschichte mit der Übergabe der Betroffenen in die deutsche Zuständigkeit im Jahr 1950 noch lange nicht endet. Zukünftige Untersuchungen zu DPs im Allgemeinen und zu den einzelnen DP-Nationen im Besonderen sollten daher immer als *longue durée*-Untersuchung angelegt sein: Um das Agieren einer jeweiligen DP-Gruppe angemessen beschreiben zu können, muss immer auch die Geschichte der Herkunftsstaaten in der Zwischenkriegszeit in den Blick genommen werden, um Einstellungen und Mentalitäten der DP- und späteren Exilgemeinden erklären zu können. Und die weitere Entwicklung der Exilgemeinden in der Bundesrepublik sollte Beachtung finden – im baltischen Fall mindestens bis zur Wiedererlangung der Souveränität Anfang der 1990er Jahre. Auf diese Weise ließe sich zeigen, dass DP-Geschichte nicht nur eine isolierte Episode, sondern ein integraler Bestandteil der europäischen Nachkriegsgeschichte ist.

Quellen

Ungedruckte Quellen

International Tracing Service Bad Arolsen:

ITS DA 3.2.1.1/79871578#1 – #2, 2.11.1946: Fragebogen Paulis Urdze von C.C.G. (B.E.) und UNRRA für DPs.

ITS DA 3.2.1.1/79871579#1, 17.8.1948: Preparatory Commision for the International Refugee Organization/Decision of the Review Board Geneva, Paulis Urdze.

ITS DA 0.1/47769683#1: Karteikarte Vera Urdze.

ITS DA 0.1/47769695#1: Karteikarte Jāzeps Urdze.

ITS DA 3.2.1.5/81299989#1, 10.7.1950: IRO Field Office Münster/Decision of the Review Board Geneva, Jāzeps Urdze

Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Standort Rheinland:
Bestand NW 144/142: Studentenwohnheim Baltisch-Christlicher Studentenbund (1950-1961).
Privatbesitz Andrejs Urdze:
Diverse Korrespondenz des BCSB 1949-1969.
Kļaviņš, Paulis: Die Anfänge des Baltischen Christlichen Studentenbundes. Übersetzt von Andrejs Urdze. Bonn, 1985.
o.A.: Pastor Jāzeps Urdzes Erzählung über Annaberg. Aus: Vēstnesis 131 (1985), 13-20. Übersetzt von Andrejs Urdze.

Stadtarchiv Bonn:
Zeitungsausschnittssammlung:
ZA 10/100 II, ZA 100/1620, ZA 100/3512, ZA 125/1297, ZA 129/803, ZA 132/1724, ZA 135/776, ZA 140/1969, ZA 140/2071, ZA 143/642.

Stadtarchiv Sankt Augustin:
Bestand SGL 360.

Universitätsarchiv Bonn:
Bestände BFI 277-1 bis 19; UV 69/373.

Universitätsarchiv Dortmund:
Nachlass Gunther Ipsen.

Gedruckte Quellen

o.A.: Report on the Structure and Academic Work of the Baltic University. Pinneberg 1947.

Stanka, Vladas: The Baltic University in Figures and Pictures 1946-1949. Pinneberg 1949.

Interviews

Gespräche mit Andrejs Urdze am 17.9.2012 und 14.3.2013.

Internet

Antrag des Abgeordneten Gerd Poppe und der Gruppe BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN: Einrichtung eines Baltischen Informationsbüros in der Bundesrepublik Deutschland. Deutscher Bundestag, Drucksache 12/166, http://dipbt.bundestag.de/doc/btd/12/001/1200166.pdf (20.3.2016).

BCB e.V., http://www.annaberg.de/index.php/bcsb.html (20.3.2016).

Bongartz, Udo: Haus Annaberg in Bonn: Vom Lustschloss zur baltischen Begegnungsstätte. In: Lettische Presseschau, 23.1.2011, http://www.lettische-presseschau.de/home/16-begegnungen/404-haus-annaberg-vom-lustschloss-zur-baltischen-begenungsstaette?format=pdf (10.3.2016).

Botschaft von Estland in Berlin: Die Botschaft seit 1991, http://www.estemb.de/botschaft/seit1991 (20.3.2016).

Botschaft der Republik Lettland in der Bundesrepublik Deutschland: Geschichte der Botschaft, http://www.mfa.gov.lv/de/berlin/die-botschaft/geschichte-der-botschaft (20.3.2016).

Deutsch-Baltische Parlamentariergruppe, http://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2012/38614904_deutsch_baltische_parlamentariergruppe/208310 (23.3.2016).

Literatur

Bleiere, Daina / Butulis, Ilgvars / Feldmanis, Inesis / Stranga, Aivars / Zunda, Antonijs: History of Latvia. The 20th Century. Riga 2006.

Cohen, Gerard Daniel: In War's Wake. Europe's Displaced Persons in the Postwar Order. New York 2012.

Dauchert, Helge: „Anwalt der Balten“ oder Anwalt in eigener Sache? Die deutsche Baltikumspolitik 1991-2004. Berlin 2008 (Die Ostseeregion: Nördliche Dimensionen – Europäische Perspektiven, 11).

Derix, Simone: Bebilderte Politik. Staatsbesuche in der Bundesrepublik Deutschland 1949-1990. Göttingen 2009.

Dietz-Görrig, Gabriele: Displaced Persons. Ihre Integration in Wirtschaft und Gesellschaft des Landes Nordrhein-Westfalen. Diss. masch. Düsseldorf 1992.

Eckert, Gisela: Hilfs- und Rehabilitierungsmaßnahmen der West-Alliierten des Zweiten Weltkriegs für Displaced Persons (DPs), dargestellt am Beispiel Niedersachsens 1945-1952. Diss. masch. Braunschweig 1994.

Eder, Angelika: Die Baltische Universität 1946-1949. In: Baltica 10 (1997), 9-27.

Franzenburg, Geert: The Situation of the Latvians in the Münster Region after 1945. In: Trimda-Forum 1 (2011), 33-37.

George, Christian: Die Bonner Studenten in den Nachkriegsjahren. In: Becker, Thomas (Hg.): Bonna Perl am grünen Rheine. Studieren in Bonn von 1818 bis zur Gegenwart. Göttingen 2013, 161-188 (Bonner Schriften zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 5).

Hannemann, Laura: „Sehr fleißig und im Examen recht gut.“ Displaced Persons an der Universität Bonn 1945-1950. In: Becker, Thomas (Hg.): Zwischen Diktatur und Neubeginn. Die Universität Bonn im „Dritten Reich“ und in der Nachkriegszeit. Göttingen 2008, 273-300.

Harding, Hannes: Displaced Persons (DPs) in Schleswig-Holstein 1945-1953. Frankfurt a. M. / Berlin / Bern u.a. 1997 (Kieler Werkstücke Reihe A: Beiträge zur schleswig-holsteinischen und skandinavischen Geschichte, 16).

Hiio, Toomas / Kaasik, Peeter: Estonian Units in the Waffen-SS. In: Ders. / Maripuu, Meelis / Paavle, Indrek: Estonia 1940-1945. Reports of the International Commission for the Investigation of Crimes Against Humanity. Tallinn 2006, 927-967.

Holian, Anna: Between Nationalism and Internationalism: Displaced Persons at the UNRRA-University of Munich. In: Lachenicht, Susanne / Heinsohn, Kirsten (Hg.): Diaspora Identities. Exile, Nationalism and Cosmopolitanism in Past and Present. Frankfurt / New York 2009, 109-129.

Dies.: Between National Socialism and Soviet Communism. Displaced Persons in Post-War Germany. Ann Arbor 2011.

Jacobmeyer, Wolfgang: Vom Zwangsarbeiter zum heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons in Westdeutschland, 1945-1951. Göttingen 1985 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft).

Kangeris, Kārlis: Kollaboration vor der Kollaboration? Die baltischen Emigranten und ihre „Befreiungskomitees“ in Deutschland 1940/1941. In: Röhr, Werner: Europa unterm Hakenkreuz. Okkupation und Kollaboration (1938-1945). Beiträge zu Konzepten und Praxis der Kollaboration in der deutschen Okkupationspolitik. Berlin/Heidelberg 1994, 165-190 (Die Okkupationspolitik des deutschen Faschismus, Ergänzungsband 1).

Klee, Ernst: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt a. M. 2013.

Küpper, Hartmut: 90 Jahre Flugplatz Bonn-Hangelar. In: Stadtarchiv Sankt Augustin (Hg.): Fundgrube Vergangenheit. Aufsätze zur Stadtgeschichte, Band III. Siegburg 1999, 129-155 (Beiträge zur Stadtgeschichte, 31).

Müller, Rolf-Dieter: An der Seite der Wehrmacht. Hitlers ausländische Helfer beim „Kreuzzug gegen den Bolschewismus“ 1941-1945. Berlin 2007.

Nollendorfs, Valters: The Latvian Postwar Exile and Latvian Independence. In: Trimda-Forum 1 (2011), 8-32.

o.A.: Biographie Edgar Kant. In: Hiio, Toomas / Maripuu, Meelis / Paavle, Indrek: Estonia 1940-1945. Reports of the International Commission for the Investigation of Crimes Against Humanity. Tallinn 2006, 1144.

Plath, Tilmann: Zwischen Schonung und Menschenjagden. Arbeitseinsatzpolitik in den baltischen Generalbezirken des Reichskommissariats Ostland 1941-1944. Essen 2012.

Pletzing, Christian: „Stadt der Displaced Persons." DPs aus den baltischen Staaten in Lübeck. In: Ders. / Pletzing, Marianne (Hg.): Displaced Persons. Flüchtlinge aus den baltischen Staaten in Deutschland, München 2007, 85-106 (Colloquia Baltica, 12).

Ders.: Displaced Persons. Esten, Letten und Litauer im Lübeck der Nachkriegszeit. In: Nordost-Archiv 19 (2010), 197-219.

o.A.: Einleitung zum Buch Ezechiel. In: Die Bibel. Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung. Freiburg / Basel / Wien 1980, 947f.

o.A.: Lettisches Komitee für kulturelle Verbindungen mit Landsleuten im Ausland. Rīga 1981.

Pegel, Michael: Fremdarbeiter, Displaced Persons, Heimatlose Ausländer. Konstanten eines Randgruppenschicksals in Deutschland nach 1945. Münster 1997 (Zeitgeschichte – Zeitverständnis, I).

Rozenvalds, Juris: Baltische Staaten und ihre Gesellschaften nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Knodt, Michèle / Urdze, Sigita (Hg.): Die politischen Systeme der baltischen Staaten. Eine Einführung. Wiesbaden 2012, 55-74.

Rudzīte, Austra: Nachruf Pastor Jāzeps Urdze und Pastor Paulis Urdze. In: Baltisches Jahrbuch 1985, 168-176.

Schmidt, Thomas: Die Außenpolitik der baltischen Staaten. Im Spannungsfeld zwischen Ost und West. Wiesbaden 2003.

Schröder, Stefan: Displaced Persons im Landkreis und in der Stadt Münster 1945-1951. Münster 2005 (Geschichtliche Arbeiten zur Westfälischen Landesforschung, 22).

Sendhoff, Magda: Baltischer Christlicher Studentenbund (BCSB e.V.). In: Stadtarchiv Sankt Augustin (Hg.): Fundgrube Vergangenheit. Aufsätze zur Stadtgeschichte. Band 2. Siegburg 1998, 85-98 (Beiträge zur Stadtgeschichte, 29).

Stossun, Harry: Deutsche aus Litauen. In: Brandes, Detlef / Sundhaussen, Holm / Troebst, Stefan (Hg.): Lexikon der Vertreibungen. Deportation, Zwangsaussiedlung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts. Wien 2010, 158-160.

Strohm, Christoph: Die Kirchen im Dritten Reich. München 2011.

Stöver, Bernd: Die Befreiung vom Kommunismus. Amerikanische Liberation Policy im Kalten Krieg 1947-1991. Wien / Köln / Weimar 2002.

Tegeler, Tillmann: Esten, Letten und Litauer in Nachkriegsdeutschland. Von rechtlosen Flüchtlingen zu heimatlosen Ausländern. In: Pletzing, Christian / Pletzing, Marianne (Hg.): Displaced Persons. Flüchtlinge aus den baltischen Staaten in Deutschland. München 2007, 13-27 (Colloquia Baltica, 12).

Tönsmeyer, Tatjana: Kollaboration als handlungsleitendes Motiv? Die slowakische Elite und das NS-Regime. In: Dieckmann, Christoph / Quinkert, Babette / Tönsmeyer, Tatjana (Hg.): Kooperation und Verbrechen: Formen der „Kollaboration" im östlichen Europa 1939-1945. Göttingen 2003, 25-54 (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus).

Dies.: Raumordnung, Raumerschließung und Besatzungsalltag im Zweiten Weltkrieg. Plädoyer für eine erweiterte Besatzungsgeschichte. In: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 63, Heft 1 (2014), 24-38.

Tuchtenhagen, Ralph: Geschichte der baltischen Länder. München 2005.

Unger, Corinna R.: Ostforschung in Westdeutschland. Die Erforschung des europäischen Ostens und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1945-1975. Stuttgart 2007 (Studien zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, I).

Urdze, Jāzeps: Der Baltische Christliche Studentenbund. In: Baltisches Jahrbuch 1984, 53f.

Velke, Marcus: Zwischen Universität und Lagerleben. Zum Studium von Displaced Persons in Bonn und Köln. In: Geschichte im Westen 25 (2010), 177-207.

Ders.: Die „alten Ansprüche an das Leben stellen“ – jüdische und andere Displaced Persons als Studenten an der Universität Bonn 1945-1951. In: Becker, Thomas (Hg.): Bonna Perl am grünen Rheine. Studieren in Bonn von 1818 bis zur Gegenwart. Göttingen 2013, 117-160 (Bonner Schriften zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 5).

Ders.: Baltische Diaspora in Bonn. Das Baltische Forschungsinstitut (BFI) 1949-1972. In: DeFrance, Corine / Denis, Juliette / Maspero, Julia: Personnes déplacées et guerre froide en Allemagne occupée. Brüssel u.a. 2015, 309-327 (L'Allemagne dans les relations internationales / Deutschland in den Internationalen Beziehungen, 7).

Wiesemann, Falk / Brandes, Detlef: Displaced Persons. In.: Brandes, Detlef / Sundhaussen, Holm / Troebst, Stefan (Hg.): Lexikon der Vertreibungen. Deportation, Zwangsaussiedlung und ethnische Säuberung im Europa des 20. Jahrhunderts. Wien 2010, 212-214.

Wyman, Mark: DPs: Europe's Displaced Persons, 1945-1951. Ithaca 1998.

Zimmerli, Walther: Ezechiel. In: Müller, Gerhard u. a.: Theologische Realenzyklopädie, Band 10. Berlin / New York 1982, 766- 781.

Jürgen Schaser

Der Übergang der DP-Verantwortlichkeit auf die deutschen Behörden in Mannheim

1950 ging, in der neu gegründeten Bundesrepublik Deutschland (BRD) die Zuständigkeit für die noch auf Bundesgebiet befindlichen DPs in bundesdeutsche Verwaltung über. Sie waren nun keine Displaced Persons mehr, sondern so genannte „heimatlose Ausländer". Mit diesem Status war „kein bloßes Asylrecht, sondern […] ein besonderes Aufenthalts- und Niederlassungsrecht" verbunden. Dieser Begriff vermied allerdings jeglichen Zusammenhang mit den Geschehnissen vor 1945, den eigentlichen Ursachen für die Anwesenheit dieser Menschen in Deutschland.[1]

Der folgende Beitrag setzt sich mit diesem Übergang der DPs in die deutsche Behördenverantwortlichkeit, der Umdeklarierung zu Heimatlosen Ausländern sowie deren Betreuung durch den deutschen Verwaltungs- und Behördenapparat zwischen 1950 und 1960 im Stadtkreis Mannheim auseinander. Hierbei soll nach einer einleitenden Schilderung der veränderten Zuständigkeiten untersucht werden, inwieweit sich, von deutscher Seite, um eine Integration der Heimatlosen Ausländer bemüht wurde. Anschließend sollen im folgenden Teilabschnitt die verschiedenen Starthilfeangebote (Hausbaudarlehen, Geschäftsgründungsdarlehen) sowie der soziale Wohnungsbau für Heimatlose Ausländer auf ihren Umfang und ihre letztendliche Wirkung untersucht werden.

1 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 17, 229 bzw. Eder: Displaced Persons/Heimatlose Ausländer, 11.

Die Überstellung der DPs in die deutsche Verwaltungszuständigkeit

Im Gegensatz zu ihren britischen Kollegen wollten die amerikanischen Behörden die verantwortlichen deutschen Stellen so lange wie irgend möglich über den Zeitpunkt einer Übernahme der DP-Verantwortlichkeit im Unklaren lassen. Während die Briten dies bereits im Herbst 1949 getan hatten, zögerte man auf US-Seite noch, da man mit erheblichen Widerständen rechnete. Die Briten, die das ungeliebte DP-Problem so schnell wie irgend möglich vom Tisch haben wollten, begannen deshalb massiven Druck auf die entsprechenden US-Stellen auszuüben. Im Oktober 1949 argumentierten die britischen Behörden, dass die deutschen Stellen in ihrer Zone bereits über einen bevorstehenden Wechsel informiert wurden, und die Reaktionen auf deutscher Seite ermutigend gewesen seien: „Sie drückten Einsicht in eine deutsche grundsätzliche Schuld gegenüber diesen Personen aus und ihre Bereitschaft zur Übernahme solcher Lasten.“[2] Im Zuge der Benachrichtigung in der britischen Zone stiegen auch die Anfragen der deutschen Behörden in der US-Zone an. Doch zunächst sträubte sich das State Department noch gegen eine solche „verfrühte“ Informationsweitergabe. Hier war man der Meinung, es sei besser, noch einige Monate zu warten. Durch das Spiel auf Zeit erhoffte man sich, noch vor dem Zuständigkeitswechsel mit Hilfe weiterer IRO-Resettlementvorhaben die DP-Zahlen weiter senken zu können und somit die deutschen Befürchtungen vor einer zu großen Zahl zu übernehmender DPs auszuräumen. Der weitaus wichtigere Grund waren jedoch die US-Haushaltsberatungen. Wäre der Zuständigkeitswechsel zu früh bekannt geworden, so hätte der US-Kongress dem 25 Millionen Dollar umfassenden IRO-

2 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 218.

Beitrag für das Haushaltsjahr 1950/51 wohl nicht mehr zugestimmt, und die Restabwicklung des Resettlementvorhabens wäre in ernste Gefahr geraten. Erst der Einwand des US-Hochkommissars John McCloy, dass ja die deutsche Seite, zum Beginn des neuen Haushaltsjahres am 1.4.1950, ebenfalls ihre Wohlfahrtsausgaben planen müsste, gab den Weg zur Weitergabe der Information an die deutsche Seite frei.[3]

Während die deutschen Behörden, wenn auch verspätet, zumindest in die Übergangsabwicklung der DP-Zuständigkeit miteinbezogen wurden, sah man sich auf Seiten der IRO vollständig in eine Beobachterrolle gedrängt. Und das, obwohl der stellvertretende Generalsekretär der IRO, Sir Arthur Rucker, bereits Mitte 1948 gegenüber dem britischen Foreign Office den DP-Vertretungsanspruch seiner Organisation eindeutig hervorgehoben hatte. Er führte dabei aus,

> „dass es eine Angelegenheit von großer Bedeutung für die IRO sei, dass der Status der DPs zureichend geschützt würde bei irgendeiner Reorganisation der Staatlichkeit Deutschlands. Nach Auffassung der IRO dürften die DPs den Deutschen nicht auf Gnade und Ungnade überlassen werden. Solange die IRO existiere, werde sie sich für den Rechtsschutz der DPs verantwortlich fühlen; und die IRO erwarte, dass ihre Verantwortlichkeit anerkannt und abgesichert werde."[4]

Da die Frage der rechtlichen Sicherung des DP-Status jedoch eindeutig eine deutsch-alliierte Angelegenheit darstellte und in engster Verbindung zum Besatzungsstatut stand, war man von Seiten der Alliierten Hohen Kommission (AHK) nicht bereit, eine Einmischung der IRO in die Verhandlungen zu tolerieren. Ge-

3 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 218f.

4 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 219.

nau wie die UNRRA zuvor war die IRO damit letztendlich zu einem reinen Ausführungsorgan geworden.[5]

Die AHK verhandelte mit der Bundesregierung über die Reduzierung der alliierten Vorbehaltsrechte und somit über die Wiedererlangung der staatlichen Souveränität Deutschlands. In diesem Zusammenhang spielte die DP-Problematik zwar eine eher untergeordnete Rolle, man ließ aber von Seiten der AHK durchblicken, dass die Rücknahme der Vorbehaltsrechte auch maßgeblich von einer befriedigenden Lösung des künftigen DP-Rechtsstatus abhängen würde. Am 9.2.1950 wurde die Bundesregierung über die am 30. Juni einsetzende deutsche Verantwortlichkeit gegenüber den DPs in Kenntnis gesetzt. In diesem Zusammenhang wurde beschlossen,

> „dass
>
> a. die IRO unverändert alle DPs betreuen werde, die sich am 30.6.1950 im Prozess des Resettlement befänden, und auch über diesen Termin hinaus alle diejenigen DPs, die in der sogenannten ‚pipeline‘ des Resettlement noch anstünden;
>
> b. am 30.6.1950 alle übrigen DPs finanziell und verwaltungsmäßig in die Verantwortlichkeit der Bundesregierung gestellt würden, wobei jedoch die alliierten Vorbehaltsrechte nach §2 (d) des Besatzungsstatuts gelten würden;
>
> c. die Mehrzahl dieser DPs auf Dauer in der Bundesrepublik bleiben würden, so dass deren zivilrechtlicher Status ein bedeutendes Problem sei, das entsprechender Gesetzgebung bedürfe;
>
> d. eine uniforme Übergabe-Regelung nicht möglich sei, vielmehr die Bundesregierung die einzelnen Bundesländer auffordern solle, die Übernahme der DPs in separaten Verhandlungen mit den Besatzungsmächten abzusprechen.“[6]

5 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 219f.

6 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 220f.

Wolgang Jacobmeyer merkt hierzu an: „Insgesamt forderte die AHK von deutscher Seite Zusicherungen für die DPs auf folgenden einzelnen Rechtsgebieten: Aufenthalts- und Wohnrecht; Recht auf Arbeit; Einbürgerung; bürgerliche Rechtsstellung; Gerichtsbarkeit; Ausweisung; Auslieferung; Freizügigkeit; Personenstandsfragen; Besteuerung; Wohlfahrt und Sozialfürsorge.“[7]

Gerade weil es sich um ein so umfangreiches Forderungspaket handelte, war die Bundesregierung bemüht, sich mit den Landesregierungen abzustimmen und einheitliche Regelungen zu schaffen. Dadurch sollte einer eventuellen Migration der DPs in das Bundesland mit den attraktivsten Regelungen vorgebeugt werden. Größere Unstimmigkeiten wurden hierbei mit dem Hinweis auf eine nachträgliche Korrektur durch den Länderfinanzausgleich sowie den Bund-Länder-Finanzausgleich umgangen. Durch die Übernahme eines Großteils der Unterhaltskosten für die DPs erkaufte sich die Bundesregierung die, nach Einschätzung Jacobmeyers, „relativ zuvorkommende Verständigungsbereitschaft“ der Länder. Am 30.6.1950 gab die Bundesregierung eine Erklärung ab, in der deutlich gemacht wurde, dass man bereit sei, solche und andere Verpflichtungen zu übernehmen. Zudem wurde verbindlich erklärt, den gesetzgebenden Organen der Bundesrepublik einen Gesetzesentwurf zukommen lassen zu wollen, durch den die Rechtsstellung der DPs für alle Beteiligten zufriedenstellend gelöst werden sollte. In diesem Zusammenhang wurden die DPs auch zum ersten Mal offiziell mit dem neuen deutschen Oberbegriff „Heimatlose Ausländer“ versehen:

> „Sie werden sich bewusst sein müssen, dass auch die Lage der deutschen Bevölkerung schwierig ist. […] Es wird nicht zu vermeiden sein, dass auch der heimatlose Ausländer viele der Härten dieser Nachkriegszeit mit seinen deutschen Mitbürgern wird teilen müssen.“[8]

7 Zitiert nach Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 221.

8 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 221-224.

Das vorab versprochene Gesetz war das Bundesgesetz vom 25.4.1951. Dieses „Gesetz über die Rechtsstellung heimatloser Ausländer" war nach Verhandlungen mit der AHK zustande gekommen und spiegelte vor allem das Bedürfnis der Alliierten nach einer vollständigen Gleichberechtigung der DPs wider. Die AHK war bei den Verhandlungen in einer derart überlegenen Position gewesen, dass sich die Bundesregierung die Bedingungen nahezu ohne Einschränkungen diktieren lassen musste. Trotzdem gelang es der Regierung, durch ihr Entgegenkommen sowohl die IRO als auch andere eventuelle DP-Vertreter aus den Verhandlungen herauszuhalten. Dies sollte die Bundesrepublik vor weitergehenden Forderungen bewahren, da man die Positionen der Alliierten bereits kannte und auch weitgehend zu akzeptieren bereit war. Innenpolitisch warf das Gesetz ebenfalls wenige Schwierigkeiten auf, lediglich in der Frage der Finanzierung waren sich Bund und Länder wieder uneinig. So sollte, nach Meinung der Länder, die gesamten zu erwartenden Fürsorgekosten für die heimatlosen Ausländer aus Bundesmitteln finanziert werden. Der Bund hingegen war nicht bereit, mehr als 75% der Kosten zu übernehmen. Letztendlich setzten sich die Bundesbehörden auch in dieser Frage durch, auch wenn die Länder als Reaktion darauf die Gesetzesverabschiedung verzögerten.[9]

Das „Gesetz über die Rechtsstellung heimatloser Ausländer" war, trotz der Kritik von IRO und DP-Verbänden, an den Verhandlungen nicht beteiligt worden zu sein, ein „nicht nur verständnisvolles, sondern auch ein großzügiges Gesetz, das wesentlich über das bisher geltende internationale Flüchtlingsrecht hinausging"[10] – so Jacobmeyer. Für die meisten Rechtsgebiete gab es eine ausdrück-

9 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 226-229. Harmsen: Integration heimatloser Ausländer, 22f.

10 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 229.

liche Gleichstellung der heimatlosen Ausländer mit den deutschen Staatsangehörigen, so z.B. bei:

> „Eigentumserwerb (§9), Freizügigkeit (§12), Schulwesen (§14), Ablegung von Prüfungen und Anerkennung von Examina (§§14, 15), Ausübung freier Berufe (§16), Ausübung nichtselbständiger Arbeit (§17), Sozial- und Arbeitslosenversicherung und Arbeitsfürsorge (§18), Öffentliche Fürsorge (§19) und Steuerwesen (§20). […] Lediglich auf dem Gebiet der Bildung politischer Vereinigungen unterlagen die Heimatlosen Ausländer sowohl Restriktionen […] als auch vorbeugendem vereinspolizeilichem Zwang.“[11]

Durch die umfangreichen Zugeständnisse gegenüber den Heimatlosen Ausländern erhoffte man sich, zukünftige Schadensersatzforderungen schon im Keim zu ersticken. Auch die Sonderrechte, die deutsche Flüchtlinge und Vertriebene genossen, also Soforthilfe und Lastenausgleich, sollten den ehemaligen DPs verwehrt bleiben.[12]

Schon lange vor Bekanntwerden Zuständigkeitswechsels an die deutschen Verwaltungen gab es Gerüchte über demnächst stattfindende Veränderungen. So wurde z.B. von Seiten des Stuttgarter Oberbürgermeisters am 30.4.1948 beim Innenministerium bezüglich einer baldigen Auflösung der Lager für „verschleppte Personen“ nachgefragt. Scheinbar waren Gerüchte durchgedrungen, dass die als Lager genutzten Kasernen langfristig von den US-Militärs beschlagnahmt werden würden. In diesem Zusammenhang sollten offenbar vorab Überlegungen zum weiteren Verbleib und zur Sozialstruktur der noch verbliebenen DPs angestellt werden. Die Antwort des Innenministeriums fiel, wie zu diesem Zeitpunkt nicht anders zu erwarten, negativ aus. Der Zeitpunkt war noch viel zu früh, um von den USA verbindliche Informationen erhalten zu können. So lief

11 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 229.

12 Jacobmeyer: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer, 229-231.

dann auch die tatsächliche Planung erst im Mai 1950 an, knapp zwei Monate bevor die eigentliche Übergabe letztendlich stattfinden sollte.

Am 23.5.1950 wurden konkrete Überlegung zur endgültigen Domizilierung von schätzungsweise 7.000 DPs, unter Berücksichtigung ihres Alters, Gesundheitszustands und beruflicher Ausbildung, unternommen. Diese waren bis dato im Landesbezirk Baden in Kasernen untergebracht worden, welche nun aber jederzeit von der Besatzungsmacht zurückgefordert werden konnten und zu deren Räumung es letztendlich auch schon wie befürchtet kam. Am 9.8.1950 ging ein erster Bericht über die zum 15. November geplante Auflösung der Rheinland-Kaserne in Ettlingen und der deshalb nötigen Umverteilung der Insassen auf die einzelnen Stadt- und Landkreise ein.[13] Mannheim (Stadtkreis) sollten dabei 41 Familien und 39 alleinstehende DPs zugeteilt werden. Bei den Zahlen handelte es sich jedoch lediglich um einen vorläufigen Stand, da sich einige DPs noch um Auswanderung bemühten. Am 10.8.1950 wurde eine Besprechung der Oberbürgermeister von Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe und Pforzheim über die Unterbringung der DPs im Landesbezirk Baden für den 14. August vereinbart. Hierbei wollten die vier Vorsteher der Stadtkreise im Landesbezirk Nordbaden mit der Ministerialverwaltung in Karlsruhe über die Unterbringung der DPs im Landesbezirk Baden konferieren und die Maßnahmen untereinander abstimmen. Konkret wurden den einzelnen Stadtkreisen folgende Zahlen präsentiert:

Mannheim:	228 Personen oder 43 Familien und 85 Einzelpersonen
Heidelberg:	119 Personen oder 24 Familien und 42 Einzelpersonen
Karlsruhe:	219 Personen oder 43 Familien und 82 Einzelpersonen
Pforzheim:	51 Personen oder 8 Familien und 14 Einzelpersonen

13 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: 9.8.1950: Regierungspräsidiums Karlsruhe an das Oberbürgermeisteramt Mannheim.

Zusätzlich erhielten natürlich auch die Landkreise ihren DP-Anteil aus der Kasernenauflösung in Ettlingen: So wurden dem Landkreis Mannheim beispielsweise 183 Personen zugeordnet. Insgesamt ging man von 7.000 Personen im Landesbezirk Baden aus, die unter Berücksichtigung der Bevölkerungsdichte von der Ministerialverwaltung auf die einzelnen Bezirke verteilt worden waren. Jedoch zeigte man sich in Karlsruhe verständnisvoll gegenüber der angespannten Wohnsituation in Mannheim und Heidelberg. Eine Entschärfung in dieser Hinsicht sollte mit der Zurückstellung der vorgesehenen Familien durch die Ministerialverwaltung erfolgen. Der Stadtkreis Mannheim musste somit zunächst nur 85 Einzelpersonen unterbringen.[14]

Weiterhin wurden die Bestimmungen zur wohnraummäßigen Unterbringung und Versorgung sowie die Ausstellung von Kennkarten und die Erfassung im Meldewesen beraten. Als Folge dieser Vorgaben wurden am 28. August das Mannheimer Wohnungsamt und am 30. August das Mannheimer Arbeitsamt über die bevorstehende Übernahme der 85 DP-Einzelpersonen informiert.[15] Neben der Übersendung der Namenslisten wurde dem Arbeitsamt aufgetragen, die besagten DPs in das Melderegister zu übernehmen, das Wohnungsamt sollte hingegen geeignete Unterkünfte bereitstellen. Am 18. September erfolgte ein anschließender Unterbringungsbericht. Die 76 Männer könnten gegen Bezahlung des üblichen Mietzinses in Bunkerzellen, die Frauen in Einfachwohnungen untergebracht werden. Außerdem wurde vom Wohnungsamt darum ersucht, die

14 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: Protokoll vom 10.8.1950.

15 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: 28.8.1950: Oberbürgermeisteramt an das Mannheimer Wohnungsamt bzw. 30.8.1950: Oberbürgermeisteramt an das Mannheimer Arbeitsamt.

DPs gruppenweise zu schicken, um einen reibungslosen Ablauf der Einquartierung zu sichern.[16] Daraufhin wurden am 9. Oktober die ersten 15 DPs in Richtung Mannheim in Bewegung gesetzt. Es sollten sich in der Folge jeweils montags, mittwochs und freitags weitere Gruppen zu 15 Personen anschließen, der Transport der Frauen sollte zuletzt am 27. Oktober erfolgen. Am 24.1.1951 wurde ein Resümee der Kasernenüberstellung gezogen. Von den 85 erwarteten Personen waren letztendlich nur 70 Personen erschienen. Davon waren 68 in Wohnbunkern und 2 Frauen in Heimen untergebracht worden. Von diesen 70 befanden sich zum Zeitpunkt des Berichts noch 43 in Betreuung. 27 Personen waren infolge von Arbeitsaufnahme, Wegzug und dergleichen inzwischen aus der öffentlichen Unterstützung ausgeschieden.[17] Die Anzahl der nicht in Mannheim erschienenen DPs wurde vom Regierungspräsidium Karlsruhe im Nachhinein durch weitere Zuteilungen von Personen ausgeglichen. Dass die Umquartierung der DPs im Zuge der Räumung der Grenadierkaserne jedoch damit noch nicht abgeschlossen war, ließ sich einem weiteren Schreiben vom 7.8.1951 entnehmen. Hierbei wurde vom Ministerium in Karlsruhe nach Räumlichkeiten zur Unterbringung von DPs gesucht. Wegen der Dringlichkeit des Anliegens sollte bis spätestens zum 9. August Meldung gemacht werden. Aufgrund der Familienrückstellungen sollten im Fall von Mannheim und Heidelberg auch alle Gaststättengewerbe angefragt werden, ob nicht Räumlichkeiten zur Unterbringung von DP-Gruppen zwischen 50 und 250 Personen zur Verfügung ständen. Hier

16 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: 18.9.1950: Bericht des Mannheimer Wohnungsamtes an das Oberbürgermeisteramt.

17 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: 24.1.1951 Bericht des Mannheimer Wohnungsamtes an das Oberbürgermeisteramt.

war die Meldefrist auf den 14.8.1951 verlängert.[18] Mannheim erstattete jedoch sowohl am 09.8.1951 als auch am 14.8.1951 Fehlanzeige.[19] Weder in städtischen noch in gastgewerblichen Gebäuden standen angeblich Räume zur Verfügung. Die Aktenaufzeichnungen geben den herrschenden Widerwillen gegenüber der Aufnahme weiterer DPs zur damaligen Zeit deutlich wieder. Die handschriftliche Notiz auf der Akte, sehr zeitnah Fehlanzeige erstatten zu wollen, legt nahe, dass die Behörden gar nicht lange nach eventuellen Räumlichkeiten gesucht hatten. Im Gegenteil, man musste den Eindruck erwecken, bereits alle Kapazitätsgrenzen ausgeschöpft zu haben, wollte man von weiteren DP-Überstellungen zukünftig verschont bleiben. Daraufhin wurde das Flüchtlingslager in der Grenadierkaserne nicht aufgelöst, sondern lediglich verlegt. Da nicht alle DPs entsprechend aufgeteilt werden konnten, fanden sie ihre neue Heimat im Gebäude der Appenmühle in Karlsruhe-Daxladen.[20]

Die Abneigung gegen die Aufnahme weiterer DPs, bzw. gegen die DPs im Allgemeinen, zeigte sich auch auf einer Sitzung des Württembergisch-badischen Städteverbandes. Im zusammenfassenden Bericht vom 7.9.1950 wurde hier der Verlauf der Veranstaltung festgehalten. In der Hauptsache kam es zu einer Erörterung der DP-Frage durch die OBs des Städteverbandes und eines Mr. Campbell[21], des amerikanischen Vertreters der Militärregierung. Dr. Doch, der als OB

18 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: 7.8.1951: Anfrage des Regierungspräsidiums Karlsruhe an das Oberbürgermeisteramt Mannheim.

19 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: Meldungen vom 9.8.1951 bzw. vom 14.8.1951 des Oberbürgermeisteramtes Mannheim an das Regierungspräsidium Karlsruhe.

20 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: 4.9.1951: Regierungspräsidium Karlsruhe an das Oberbürgermeisteramt Mannheim.

21 Wahrscheinlich handelte es sich hierbei um James H. Campbell (Maj./Civ.), Public Welfare Advisor, Governmental Affairs Division, OMGWB nach Weisz, Christoph:

der Stadt Ludwigsburg die Position der Städte vertrat, betonte in seiner Rede vor allem die negativen Aspekte, die sich für die Städte aus der Aufnahme der DPs ergaben. Ohne Zweifel sprach er, bei einer nochmaligen Darlegung aller gängigen Vorurteile gegenüber den DPs, für einen Großteil der anwesenden Bürgermeister. Vor allem der Kriminalitätsvorwurf und die Darstellung der DPs als arbeitsunfähige bzw. -unwillige Gruppe traten hierbei besonders deutlich hervor. Dagegen betonte Campbell vor allem die moralische, rechtliche und christliche Verantwortung der Deutschen gegenüber den DPs. Man solle doch nicht vergessen, dass diese nicht von den Alliierten nach Deutschland gebracht worden seien, so Campbell. Weiterhin widerlegte er die Behauptung der hohen DP-Kriminalität mit neuen, von der US-Militärregierung angestellten, Untersuchungen und betonte abschließend die hohe durchschnittliche Arbeitsfähigkeit der zurückgeblieben DPs. Die kosmetische Veränderung des DPs zum heimatlosen Ausländer war bei den Alliierten nicht unbemerkt geblieben, jedoch war man nicht bereit, die Deutschen vorschnell aus ihren Verpflichtungen den DPs gegenüber zu entlassen.[22]

Um die Unterbringung der DPs bzw. der heimatlosen Ausländer noch weiter zu erleichtern, konnte zudem ein Austausch über den sogenannten Ausländer-Ausgleich stattfinden. Dazu sollten alle vor dem 30.7.1950 aus der IRO-Betreuung ausgeschiedenen Personen ermittelt werden. Außerdem musste bis zum 15.1.1952 ein Bericht angefertigt werden, der eine Auflistung der ortsansässigen DPs enthalten sollte, die bereit wären, in ein anderes Bundesland umzusiedeln. Am 23.12.1952 ging in diesem Zusammenhang eine Anfrage aus Münster ein, die einen Austausch heimatloser Ausländer anregte. Familie F., bestehend

OMGUS-Handbuch. München 1994, 789.

22 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: Zusammenfassender Bericht vom 7.9.1950 über eine Sitzung des Württemberg-Badischen Städteverbands.

aus drei Personen, hätte eine Beschäftigung in Mannheim in Aussicht und beantrage daher eine Umsiedlung dorthin. Im Gegenzug war man bereit, eine arbeitsfähige Familie nach Porz/Westhofen (Nordrhein-Westfalen) zu übernehmen. Da man diese Angelegenheit jedoch nicht alleine entscheiden konnte, wurde die anfragende Stelle an das Regierungspräsidium Nordbaden verwiesen. Diese hatte als zuständige Stelle für die Belegung der neu zu erstellenden Wohnungen das letzte Wort.[23]

Am 16.4.1952 ging im Mannheimer Oberbürgermeisteramt die offizielle Benachrichtigung über die Auflösung der IRO zum 1.3.1952 ein. Eventuelle Gläubiger der IRO sollten ihre Restansprüche bis zum 1.4.1952 geltend machen, d.h. noch offene Geldforderungen sollten bis zu diesem Zeitpunkt angemahnt und im Idealfall auch beglichen werden. Da die Benachrichtigung über die Frist jedoch erst am 1.4.1952 beim Bundesministerium für Vertriebene einging, war dieses Datum faktisch unmöglich einzuhalten. Daher bemühte man sich von Seiten des Bundesministeriums um eine Fristverlängerung. Im Zuge der Auflösung der IRO wurden alle Personen, die in der Betreuung der IRO gestanden hatten, automatisch als Vertriebene im Sinne des § 1 BVFG (Bundesvertriebenengesetz) anerkannt. Da es nun keine internationale Betreuung der heimatlosen Ausländer mehr gab, fiel diese Aufgabe den deutschen Behörden zu. Das Bundesministerium für Vertriebene war nun für die Heimatlosen Ausländer ebenso zuständig wie für die deutschen Ostflüchtlinge, ein weiterer wichtiger Schritt hierbei war die zuvorige namentliche Umdeklarierung der DPs zu heimatlosen Flüchtlingen gewesen. Es sollte unter allen Umständen verhindert werden, dass Forderungen

23 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang: 3/1981, Nr. 342.: 23.12.1952 Anfrage der Behörden aus Münster an das Oberbürgermeisteramt Mannheim bzw. Antwort vom 5.3.1953 des Oberbürgermeisteramtes Mannheim an die Behörde in Münster.

von Seiten der DPs, über die Zusicherungen an die Alliierten hinaus, aufkommen würden.[24]

Zu diesem Zweck wurden den Mannheimer Behörden am 7.2.1953 fünf Exemplare des Ratgebers für heimatlose Ausländer für den Dienstgebrauch zur Verfügung gestellt. Fremdsprachige Ausgaben zur Abgabe an die heimatlosen Ausländer sollten folgen. Die Integrationsbemühungen der deutschen Behörden fielen in der Folge überaus spärlich aus. So war denn auch die Anregung des UN-Kommissars vom 6.4.1954, Sonderbeauftragte für heimatlose Ausländer in jedem Stadt-/Landkreis zu ernennen, keine grundlose Forderung. Viele heimatlose Ausländer fühlten sich von der deutschen Bürokratie alleingelassen, wenn nicht gar diskriminiert. Es konnte jedoch lediglich eine jeweilige Prüfung auf Notwendigkeit durch die einzelnen Verwaltungen ausgehandelt werden. Als Gegenvorschlag des Bundesministeriums für Vertriebene stand am 20.5. dann die Errichtung eines „Beratenden Gremiums" statt eines Sonderbeauftragten zur Debatte. Dieses Gremium sollte lokal jeweils aus den für die Betreuung der Heimatlosen Ausländer zuständigen Beamten gebildet werden und sich hauptsächlich mit deren wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Eingliederung auseinandersetzen. Zusätzlich sollten vier Sachbearbeiter aus Mitteln der Ford Foundation für den APWR (American Polish War Relief) als Berater für polnische heimatlose Ausländer zur Verfügung gestellt werden. Diese sollten jeweils ein Büro in einem Ballungsraum erhalten und die ehemals polnischen DPs bei ihrer Integration und Fragen ihrer Eingliederung unterstützen. Im weiteren Verlauf wurde zudem die Funktion der zu schaffenden „Beratenden Gremien" in Frage

24 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang: 3/1981, Nr. 342: Abschrift vom 1.4.1952 vom Bundesamt für Vertriebene an das Innenministerium Württemberg-Baden, weitergeleitet an das Regierungspräsidium Karlsruhe, von dort weitergeleitet an das Oberbürgermeisteramt Mannheim, letztendlicher Eingang am 16.4.1952.

gestellt. Da die lokalen Bedingungen äußerst unterschiedlich wären, sollte jede Stadt- bzw. Kreisverwaltung eine eigene Bedarfsprüfung vornehmen. Am 17.9.1954 meldete die Stadtverwaltung Mannheim daraufhin, dass die Schaffung eines Gremiums abgelehnt wurde, „da anderweitig genügend Mittel zur Verfügung ständen".[25]

Am 31.12.1959 befanden sich in Baden-Württemberg noch 394 fürsorgerechtlich hilfsbedürftige Parteien, insgesamt 1.229 Personen, in Wohnheimen für heimatlose Ausländer. Diese Wohnheime sollten nach Ansicht der Landesregierung nach und nach geschlossen werden. Mit dem Erlass vom 24.3.1960, Nr. IX 2546/13/14, zur Frage der Räumung der Wohnheime für heimatlose Ausländer, wurde in diesem Zusammenhang erklärt, dass die Fürsorgeaufwendungen auch nach der Unterbringung in Wohnungen weiterhin vom Land übernommen würden. Dies sollte bis zur Beendigung der Hilfsbedürftigkeit im fürsorgerechtlichen Sinne geschehen. Eine Richtigstellung war notwendig geworden, da einige Stadt- und Landkreise durch die Räumung der Wohnheime eine erhöhte finanzielle Belastung befürchteten. Am 16.8.1960 wurde Jan Höst vom Amt des Hohen Kommissars für Flüchtlinge in Mannheim vorstellig. Er betonte hierbei, dass von Seiten des Kommissariats größter Wert auf die Eingliederung der heimatlosen Ausländer gelegt würde, eine Bezuschussung durch die Vereinten Nationen wurde ebenfalls in Aussicht gestellt. Daraufhin sollte eine Prüfung erfolgen, ob und wo für die heimatlosen Ausländer eventuell ein Wohnheim bzw. Einzelwohnungen zu schaffen wären oder im Rahmen des Ausbaus des Männerwohnheims Wohnraum geschaffen werden könnten. Im August/September 1960 begann die schrittweise Reduzierung der Wohnheimbelegung. Der

25 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: Meldung vom 17.9.1954 und nochmals vom 27.9.1954 vom Oberbürgermeisteramt Mannheim an das Regierungspräsidium Karlsruhe.

Rückgang der Belegungszahlen wurde am 25.10.1960 ebenfalls zum Anlass genommen, um in einer Sitzung des Aufsichtsrats der Betreuungsstelle Mannheim (Gemeinnützige Gesellschaft m. b. H.) über die weitere Zukunft der Heimatlosen Ausländer zu diskutieren. Da zahlreiche hochrangige Beamte an dieser Sitzung teilnahmen, ist anzunehmen, dass die hier getroffenen Entscheidungen, wenn letztendlich auch nicht verbindlich, so doch zumindest richtungweisend gewesen sein dürften. Konkret wurde beschlossen, den Ochsenpferchbunker als letzte Einrichtung dieser Art innerhalb der nächsten 4-5 Jahre zu schließen und die Heimatlosen Ausländer stattdessen in normalen Wohnungen bzw. die Rentner in Wohnheimen einzuquartieren.[26] Diese hier nun erstmals genannten Rentner waren der Tatsache geschuldet, dass sich die vormaligen Zwangsarbeiter, späteren DPs und letztendlichen Heimatlosen Ausländer nunmehr seit über 15 Jahren in Deutschland aufhielten und in der Zwischenzeit der Zeitpunkt ihrer Verrentung eingetreten war.

Am 5.12.1960 wurde in den Akten notiert, dass sich noch 38 Parteien in Mannheimer Wohnheimen befänden. Von diesen war bereits eine Familie in eine normale Wohnung umgesiedelt (Adresse: Guter Fortschritt 36/38, Mannheim-Waldhof). Weitere fünf der alleinstehenden, Heimatlosen Ausländer waren aufgrund ihres Status als Rentner für das Männerwohnheim vorgemerkt worden.[27]

26 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: Niederschrift vom 25.10.1960 über die Sitzung des Aufsichtsrats der Betreuungsstelle Mannheim (Gemeinnützige Gesellschaft m. b. H.).

27 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: Bericht vom 5.12.1960 der Betreuungsstelle Mannheim (Gemeinnützige Gesellschaft m. b. H.).

Wohnungsbau und Förderprogramme

Da die ehemaligen DP-Lager nach und nach geschlossen werden sollten, war man bestrebt, die Heimatlosen Ausländer anderweitig einzuquartieren. Zu diesem Zweck wurde das Bundesbauprogramm zur Erstellung von Festbauten zur Unterbringung von Heimatlosen Ausländern ins Leben gerufen. Am 10.3.1951 ging dem Bürgermeisteramt Mannheim ein entsprechendes Schreiben zu.[28] Hierbei war aufgrund der vorher erhobenen Meldelisten von Städten und Kreisen sowie unter Berücksichtigung der in Zukunft aufzulösenden Lager der zukünftige Wohnbedarf für die Heimatlosen Ausländer errechnet worden. Bei geschätzten 9.700 Personen bzw. 3.200 Wohnungen, die für ganz Baden-Württemberg kalkuliert wurden, sollte der Landesbezirk Baden 1.200 bis 1.400 Personen in bis zu 350 „Bundeswohnungen" unterbringen. Diese Bauvorhaben wurden, wie die Namen Bundesbauprogramm sowie Bundeswohnungen bereits nahelegen, größtenteils aus dem Budget des Bundes bezahlt. Zur wohnungsmäßigen Unterbringung von heimatlosen Ausländern (DPs) hieß es hier: „werden in Nordbaden 180 Wohnungen erstellt, davon im Stadtkreis Mannheim 152 Wohnungen".[29] Am 17.12.1952 wiederum ging ein Schreiben ein, dass eine Meldung des Personenkreises, der für die zu errichtenden Bundeswohnungen in Frage kommen würde, forderte. Da die Wohnungen im Februar oder März des Folge-

28 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang: 3/1981, Nr. 342: Informationsschreiben zum Bundesbauprogramm zur Erstellung von Festbauten zur Unterbringung von heimatlosen Ausländern vom 10.3.1951.

29 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang: 3/1981, Nr. 342: Informationsschreiben zum Bundesbauprogramm zur Erstellung von Festbauten zur Unterbringung von heimatlosen Ausländern vom 10.3.1951.

jahres bezugsfertig sein sollten, wurden ebenfalls die konkreten Voraussetzungen für den Erhalt einer solchen Wohnung genannt. Für die Ein- bis Drei-Zimmer-Wohnungen waren, je nach Wohnungsgröße, Einzelpersonen, Paare oder Familien vorgesehen. Diese mussten, um in die Bewerberkategorie aufgenommen werden zu können, Heimatlose Ausländer nach der Definition des BGBl. (Bundesgesetzblatt) vom 25.4.1951 sein.[30] Hinzu kam, dass sie zur dauerhaften Wiederansiedlung in Deutschland aus der IRO-Betreuung ausgeschieden sein und über ein Dauerarbeitsverhältnis verfügen mussten, um die monatlichen Mietzahlungen leisten zu können. Bis zum 9.1.1953 waren auf den Aufruf des Oberbürgermeisteramts 40 Fragebögen mit Bewerbungen um die Wohnungen eingegangen. Diese Fragebögen wurden zusammen mit einer Bitte des Mannheimer Wohnungsamtes, alle Wohnungen für den Eigenbedarf zugeteilt zu bekommen, an das Badische Bezirksbauamt weitergeleitet. Nach Sichtung aller nötigen Voraussetzungen und Formulare war am 14.2.1953 die Zahl der Familien, die für eine Wohnung in Frage kommen würden, auf acht zusammengeschrumpft. Diese Schrumpfung ist jedoch nicht nur ausschließlich darauf zurückzuführen, dass die Kandidaten unbefugt gewesen wären, eine solche Wohnung zu beanspruchen, sondern vielmehr war inzwischen die Bitte um alleinige Zuteilung für den Eigenbedarf abgelehnt worden. In Karlsruhe hatte man ebenfalls erhebliche Kapazitätsprobleme, da man zur Entlastung der Städte von Landesseite zahlreiche Familien zurückbehalten hatte. Diese Familien sollten nun vorrangig von der Wohnungszuteilung profitieren und den Raum Karlsruhe entsprechend entlasten. Am 19.2.1953 wurde die Verteilung vom Badischen Bezirksbauamt entsprechend beschlossen. Zur Verfügung standen 16 Einraum-, 64 Zweiraum- und

30 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: 17.12.1952: Anfrage des Badischen Bezirksbauamtes an das Oberbürgermeisteramt Mannheim bzw. Bundesgesetzblatt (25.4.1951), 269.

72 Dreiraumwohnungen. Am 21.2. erhielt man in Mannheim die Benachrichtigung, dass von den 152 betreffenden Wohnungen lediglich 6 Wohnungen für Familien aus dem Stadtkreis Mannheim bestimmt seien. Von den übrigen Wohnungen waren 98 für Familien aus dem Flüchtlingslager Karlsruhe (siehe oben), 18 für DP-Familien aus Nordbaden, 20 für die Außenumsiedlung (Familien aus anderen Bundesländern) sowie 10 Wohnungen für die Binnenumsiedlung, also innerhalb Baden-Württembergs selbst, gedacht. Obwohl das betreffende Wohnungsbauprogramm in Mannheim-Schönau mit seinen 152 Wohnungen das größte in ganz Nordbaden gewesen war, hatte es für die bis dahin in Mannheim lebenden heimatlosen Ausländer kaum einen Nutzen gebracht. Vielmehr wurde hierdurch den übergangsweise in Karlsruhe aufgenommenen, jedoch letztendlich für Mannheim bestimmten, DP-Familien eine Unterkunft gegeben und ihre Geduld letztendlich doch noch belohnt.[31]

Eine weitere Förderungsmöglichkeit war das vom Bundesminister für Vertriebene in einem Brief vom 30.4.1953 vorgestellte Existenzaufbaudarlehen. Diese Maßnahme, war zunächst im April 1951 mit 1,5 Millionen DM aus IRO-Mitteln ausgestattet worden und sollte Kredite an DPs mit IRO-Status zur Verfügung stellen. Diese Mittel, deren Verwendungsbereich auf ausländische Flüchtlinge, die nach der Asylverordnung vom 6.1.1953 anerkannt wurden, ausgeweitet worden war, hatten sich inzwischen durch nachfolgend genannte Maßnahmen vergrößert:

31 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: 21.2.1953: Regierungspräsidium Karlsruhe an das Oberbürgermeisteramt Mannheim.

a. am 21.8.1952 und 7.11.1952 aus dem IRO-Liqiditätsfonds 3.384.194,70 DM

b. am 17.4.1953 durch die Bundesregierung (Kriegsfolgenhilfe) 2.000.000,00 DM

Es bestand die Möglichkeit einer Darlehensvergabe an Heimatlose Ausländer und ausländische Flüchtlinge in Höhe von 5.000 bis 8.000 DM pro Person bzw. 8.000 bis 12.000 DM pro Familie. In Ausnahmefällen konnten bis zu 30.000 DM bewilligt werden, wenn hierdurch für eine entsprechende Anzahl nichtdeutscher Flüchtlinge Dauerarbeitsplätze geschaffen wurden. Die zuständige Bank für Vertriebene und Geschädigte (Lastenausgleichsbank) A.G., Bad Godesberg hatte bis zum 31.3.1953 427 Kredite mit einem Umfang von 2.158.210 DM vergeben. Dabei handelte es sich um 31,34% des Gesamtfonds. Als Grund für die nur schleppend anlaufende Vergabe von Krediten aus diesem Fonds wurde vor allem der immer noch vorherrschende Widerstand der Hausbanken ausgemacht. Laut Bericht herrschte von Seiten der Banken den heimatlosen Ausländern und ausländischen Flüchtlingen gegenüber, eine „ablehnende und bedenkenreiche" Haltung.[32] Jedoch wurde weiterhin darauf verwiesen, dass nach dem Fortfall der Massenauswanderung nun das Schwergewicht auf der Eingliederung der Heimatlosen Ausländer und ausländischen Flüchtlinge in die deutsche Wirtschaft läge. Das Existenzaufbaudarlehen spielte dabei, nach Meinung des Bundesministers für Vertriebene, eine wichtige Rolle. Deshalb sollten sich die Landes-

32 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: Bericht über Darlehenvergabe vom 30.4.1953 des Bundesministers für Vertriebene, vom das Regierungspräsidium Karlsruhe nach Mannheim weitergeleitet.

flüchtlingsverwaltungen aufklärend und werbend für eine großzügigere Kreditvergabe bei den Kreditinstituten einsetzen.[33]

Am 4.2.1954 ging ein neuerliches Schreiben des Bundesministers für Vertriebene in Mannheim ein. Hierbei verwies er auf die Leistungen der Lastenausgleichsbank, die im Jahr 1953 über 4 Millionen DM Existenzaufbaukredite zugeteilt hatte. In diesem Zusammenhang war man seit 1.9.1953 dazu übergegangen, auch Wohnraum für heimatlose Ausländer durch Darlehen zu fördern. Bis zum 1.2.1954 wurden bundesweit 670 Fragebögen versandt, 227 kamen ausgefüllt zurück. Davon kamen 85 Bewerber in die engere Wahl. Voraussetzungen der zu bewilligenden Kredite waren hierbei: Es musste sich um Heimatlose Ausländer nach dem Gesetz vom 25.4.1951 handeln. Ausländische Flüchtlinge, die nach dem 30.6.1950 in die Bundesrepublik kamen, konnten bei dieser Aktion nicht berücksichtigt werden. Außerdem mussten die heimatlosen Ausländer einen Dauerarbeitsplatz haben oder zumindest in Aussicht haben, da es sich ja um ein Darlehen handelte, das auch zurückgezahlt werden musste.[34]

Die zu gewährenden Höchstsätze an Darlehensnehmer für eine Wohnung, je nach Wohngröße, betrugen dabei:

33 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: Bericht über Darlehenvergabe vom 30.4.1953 des Bundesministers für Vertriebene, durch das Regierungspräsidium Karlsruhe nach Mannheim weitergeleitet.

34 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: Information des Bundesamtes für Vertriebene über Wohnungsbaukredite, am 4.2.1954 im Oberbürgermeisteramt eingegangen.

Eigenheime ohne Einliegerwohnung	5.000 DM
Eigentümerwohnungen in sonstigen Eigenheimen	4.000 DM
Eigentümerwohnungen in Mehrfamilienhäusern	3.500 DM
Einliegerwohnungen	2.500 DM
Mietwohnungen	3.000 DM

Am 6.5.1955 folgten zusätzliche Richtlinien für die Gewährung von Wohnraum-Beschaffungs-Darlehen aus dem Sonderfonds für heimatlose Ausländer bei der Lastenausgleichsbank (Bank für Vertriebene und Geschädigte). Hierbei wurden, unter Bezugnahme auf den Brief vom 4.2.1954, weitere Einzelheiten zum Abschluss eines Wohnraum-Beschaffungs-Vertrags genannt. So sollte das Darlehen zwar zinslos sein, jedoch eine jährliche, 2% des Darlehens betragende, Verwaltungskostengebühr enthalten. Die Tilgungsraten musste jeweils am 28.2. und am 31.8. entrichtet werden. Die Gesamtlaufzeit durfte 50 Jahre nicht überschreiten, in diesem Zeitraum sollte der Kredit vollständig zurückgezahlt werden. Hinzu kam eine genaue Definition über den Verwendungszweck der Gelder, eine Anweisung zur Absicherung der Darlehen, eine Bestimmung des zur Beantragung berechtigten Personenkreises und den genauen Anwendungsbereich der Kredite.[35]

Abschließend lässt sich sagen, dass es in der Bundesrepublik durchaus Fördermittel für Heimatlose Ausländer gab. Diese kamen jedoch fast ausschließlich vom Bund und waren vom Umfang ihrer finanziellen Mittel nicht ausreichend dimensioniert. Nimmt man den US-Anteil des IRO-Budgets von 25 Millionen Dollar für das Haushaltsjahr 1950/51 als Maßstab, so zeigt sich, dass die Mittel der Lastenausgleichsbank dagegen doch recht bescheiden anmuteten. Zudem

35 StA Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342: Richtlinien für die Gewährung von Wohnraum-Beschaffungs-Darlehen der Lastenausgleichsbank (Bank für Vertriebene und Geschädigte), eingegangen im Oberbürgermeisteramt am 6.5.1955.

stellten die meisten Förderungen auch keine Geschenke dar, sondern mussten durch Mietzahlungen oder zinslose Tilgungen zurückgezahlt werden. Die getroffenen Maßnahmen waren in dieser Hinsicht also eher als Anreiz für die Heimatlosen Ausländer bzw. als Alibi-Aktionen gegenüber den Alliierten zu verstehen, denn als wirkliche Förderung.

Quellen

Bundesgesetzblatt vom 25.4.1951
Stadtarchiv Mannheim, Dezernatsregistratur, Zugang 3/1981, Nr. 342.

Literatur

Eder, Angelika, Displaced Persons/„Heimatlose Ausländer“ als Arbeitskräfte in Westdeutschland. In: Archiv für Sozialgeschichte 42 (2002), 1-18.
Harmsen, Hans: Die Integration heimatloser Ausländer und nichtdeutscher Flüchtlinge in Westdeutschland. Augsburg 1958.
Jacobmeyer, Wolfgang: Vom Zwangsarbeiter zum Heimatlosen Ausländer. Die Displaced Persons in Westdeutschland 1945-1951. Göttingen 1985.
Weisz, Christoph: OMGUS-Handbuch. München 1994.

Abkürzungsverzeichnis

ADDW	Archiv des Diakonischen Werkes Münster
AG	Aktiengesellschaft
AHK	Alliierte Hohe Kommission
AN	Archives nationales
APG	Archiwum Państwowe w Gdańsku (Staatsarchiv Danzig)
APS	Archiwum Państwowe w Szczecinie (Staatsarchiv Stettin)
APWR	American Polish War Relief
BArch	Bundesarchiv
BCB	Baltisch-Christlicher Bund
BCSB	Baltischer Christlicher Studentenbund
BFI	Baltisches Forschungsinstitut
BGBl.	Bundesgesetzblatt
BRD	Bundesrepublik Deutschland
BVFG	Bundesvertriebenengesetz
C.C.G. (B.E.)	Control Comission for Germany, British Element
CDU	Christlich Demokratische Union
CRX	Combined Repatriation Executive
CSU	Christlich-Soziale Union
DM	Deutsche Mark
DP	Displaced Persons
Ex-RAMPs	Ex-Recovered Allied Military Personnel
e.V.	eingetragener Verein
ev.-luth.	evangelisch-lutherisch
Hg.	herausgegeben
HJ	Hitler-Jugend

IRO	International Refugee Organization
ITS	International Tracing Service Bad Arolsen
ITS DA	International Tracing Service Bad Arolsen Digitales Archiv
KKMS	Archiv des Evangelischen Kirchenkreises Münster
KPdSU	Kommunistische Partei der Sowjetunion
KZ	Konzentrationslager
LAV NRW	Landesarchiv Nordrhein-Westfalen
LCM	Latviešu Centrs Minsterē (Archiv des Lettischen Centrums Münster)
LKPP	Lettische Soldatenhilfe
LKSB	Latviešu Kristīgā Studentu Biedrība (Lettisches Christlicher Studentenverein)
LVA	Latvijas Valsts vēstures arhīvs (Lettisches Historisches Staatsarchiv)
LWB	Lutherischer Weltbund
m.b.H.	mit beschränkter Haftung
NL	Nachlass
NRW	Nordrhein-Westfalen
NS	Nationalsozialismus
O.A.; o.A.	ohne Autorangabe
OB	Oberbürgermeister
OEG	Osteuropäische Geschichte
o.D.	ohne Datum
o.P.	ohne Paginierung
PB	Privatbesitz
PCK	Polski Czerwony Krzyż (Polnisches Rotes Kreuz)
PE	Etappenpunkt des PUR
Pfr.	Pfarrer

PGR	Państwowe Gospodarstwo Rolne (Staatlicher Landwirtschaftsbetrieb)
PKWN	Polski Komitet Wyzwolenia Narodowego (Polnisches Komitee der nationalen Befreiung)
PMR	Polska Misja Repatriacyjna (Polnische Repatriierungsmission)
PMW	Polska Misja Wojskowa (Polnische Militärmission)
PUR	Państwowy Urząd Repatriacyjny (Staatliches Repatriierungsamt)
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SSR	Sozialistische Sowjetrepublik
StA	Stadtarchiv
StA	Staatsanwaltschaft
Tbc	Tuberkulose
TNA	The National Archives, U.K.
TRJN	Tymczasowy Rząd Jedności Narodowej (Provisorische Regierung der Nationalen Einheit)
UA	Universitätsarchiv
UB	Urząd Bezpieczeństwa (Sicherheitsdienst)
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
UN	United Nations
UNA	United Nations Archives
UNHCR	United Nations High Comissioner for Refugees
UNRRA	United Nations Relief and Rehabilitation Administration
US	United States (of America)
WSCF	World Students Christian Federation

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Chrostowski, Maciej, M.A. ist Student an der Universität Greifswald.
Aktuelle Publikationen:

Ideologization of school textbooks' master narratives from 1945 to 1960s – The case of Polish political actors since the Second World War. In: P. Folguera u.a. (Hg.), Pensar con la Historia desde el Siglo XXI. Actas del XII Congreso de la Asociación de Historia Contemporánea. Madrid 2015, 3677-3691.

Legitymizacja władzy przez narrację historyczną. Mity i archetypy w hiszpańskich podręcznikach szkolnych po 1939 roku, in: K. Jakimowicz, K. Świgoń (Hg.), II Lubelska Jesień Historyczna. Lublin 2014, 70-72.

Franzenburg, Geert, M.A. ist Pfarrer; Lehrbeauftragter an der Universität Münster.
Autor im/Herausgeber des Trimda Forum 3 (2014) und 4 (2015).

Helbing, Iris, M.A. ist Leiterin des Stadtarchivs in Meiningen und Koordinatorin der Stadt Meiningen für Neue Lernkultur in Kommunen (Nelecom).
Aktuelle Publikationen:

Die Fürsorge und Repatriierung polnischer Displaced Children aus der britischen Besatzungszone. In: Defrance, Corine / Denis, Juliette / Maspero, Julia (Hg.): Personnes déplacées et guerre froide en Allemagne occupée. Brüssel u.a. 2015 (L'Allemagne dans les relations internationales, 7), 77-95.

Das UNRRA-Lager für Displaced Persons in Haltern 1945-1948. Haltern am See 2012.

Höschler, Christian, M.A. ist Doktorand am Historischen Seminar der Ludwig-Maximilian-Universität München sowie Tätigkeit am Zentrum für Elektronisches Publizieren an der Bayerischen Staatsbibliothek in München.

Jürgenson, Aivar, Dr. ist Senior Researcher an der Universität Tallinn.
Aktuelle Publikationen:
Diaspora Estonians and their Landscapes. In: Watson, J. u.a.: Ruptured Landscapes: Landscape and Identity in Times of Social Change. Heidelberg 2015, 111-129.
Vaterlandsliebe und rollende Steine. Die Rezeption der Auswanderung in Estland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und am Anfang des 20. Jahrhunderts. In: Nordost-Archiv 22 (2014), 175-197.

Knufinke, Ulrich, PD Dr.-Ing. ist Privatdozent an der Universität Stuttgart; wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Bet Tfila-Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa, Technische Universität Braunschweig.
Aktuelle Publikationen:
Bauhaus Jerusalem. A Guide Book to Modern Architecture, Tel Aviv 2012.
Emanuel Bruni Quaet-Faslem. Ein Architekt des Klassizismus. Nienburg/W. 2010.

Malinauskaitė, Gintarė, M.A. ist Doktorandin der Humboldt Universität Berlin (Dissertation eingereicht, aber noch nicht begutachtet und verteidigt).
Aktuelle Publikationen:
From Private to Public Memories: Vilna Ghetto Female Prisoners and Their Resistance in Documentary and Narrative Films. In: Andrea, Peto / Hecht, Louise / Krasuska, Karolina (Hg.) Women and Holocaust: New Perspectives and Challenges. Warsaw 2015, 206-232.
Erinnerung an den Holocaust und Antisemitismus in Litauen: Die Kehrseiten der Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg. In. Jahrbuch für Antisemitismusforschung 23 (2014), 57-64.

Pleitner, Berit, Dr. ist Fachbereichsleitung Gesellschaftslehre an einer Integrierten Gesamtschule; Lehrbeauftagte an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Aktuelle Publikationen:

Becher, Andrea / Gläser, Eva / Pleitner, Berit (Hg.): Die historische Perspektive konkret. Begleitband 2 zum Perspektivrahmen Sachunterricht, Bad Heilbrunn 2016.

Erinnerungen an die Berliner Mauer. Ideen für das historisch-politische Lernen im Sachunterricht. In: Grundschulunterricht Sachunterricht 3(2015), 27-31.

Pletzing, Christian, Dr. ist Direktor der Akademie Sankelmark, der Europäischen Akademie Schleswig-Holstein und der Academia Baltica.

Aktuelle Publikationen:

Maximilian Kolbe. Was darf ein Heiliger? In: Hahn, Hans-Henning / Traba, Robert: Deutsch-Polnische Erinnerungsorte. Band 2. Paderborn 2014, 339-349.

Europäisierung der Erinnerung: Schleswig-Holstein im Ostseeraum. In: Schliesky, Utz / Günther, Daniel / Schlürmann, Jan: Schleswig-Holstein in Europa. Hamburg/Neumünster 2014, 156-162.

Schaser, Jürgen, M.A. ist Mitarbeiter im Bereich Digitalisierung bei der Maud GmbH in Kooperation mit dem Stadtarchiv Mannheim.

Velke, Marcus, M.A. ist Doktorand an der Abt. für Osteuropäische Geschichte der Universität Bonn; Dissertationsprojekt zum Estnischen Exil in Deutschland 1939-1991; wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt „Geschichte der Landesärztekammer Hessen“ an der Universität Marburg.

Aktuelle Publikationen:

mit Norbert Finzsch: Queer/Gender/Historiographie. Aktuelle Tendenzen und Projekte. Essen 2016.

„Wir sind doch auch freie Menschen und keine Gefangenen mehr." Das Stadtwaldlager Bocholt als Displaced Persons-Lager 1945-1951. In: Stadt Bocholt (Hg.): Geschichte des Bocholter Stadtwaldlagers. Neustadt a. d. Aisch 2015, 161-208.













ISBN 978-3-86688-506-6 (print)
ISBN 978 -3-86688-507-3 (eBook)







biblion.de/digiost